

MARTINA LÖW, VOLKAN SAYMAN,
JONA SCHWERER, HANNAH WOLF (HG.)

AM ENDE DER GLOBALISIERUNG

ÜBER DIE REFIGURATION VON RÄUMEN

Die Globalisierung ist zur allgegenwärtigen Gewissheit geworden. Doch wie zutreffend ist das Konzept »Globalisierung«, wenn zeitgleich nationale Grenzen gestärkt und transnationale Freihandelszonen ausgeweitet werden, wenn auf unterschiedlichen scales Territorien überwunden und zugleich territoriale Abgrenzungen neu gesetzt werden? Aktuelle Veränderungen als Refiguration von Räumen zu verstehen, ermöglicht die Analyse und Diskussion widersprüchlicher, spannungsreicher und konflikthafter räumlicher Prozesse und ihrer alltäglichen Erfahrung. Die interdisziplinären Beiträge des Bandes präsentieren theoretische und empirische Ergebnisse des Berliner Sonderforschungsbereichs 1265 »Re-Figuration von Räumen«.

RE-FIGURATION VON RÄUMEN

[transcript]

Martina Löw, Volkan Sayman, Jona Schwerer, Hannah Wolf (Hg.)
Am Ende der Globalisierung

Re-Figuration von Räumen | Band 1

Editorial

Der Reihe **Re-Figuration von Räumen** liegt die Prämisse zugrunde, dass das Soziale immer räumliche Formen annimmt. Die hier versammelten Studien befassen sich mit gegenwärtigen Transformationen sozial relevanter Räume und den damit verbundenen Konflikten, Krisen und Unsicherheiten. Sie untersuchen die These, dass es in diesen Transformationen und Konflikten ein gemeinsames Muster gibt, das als »Re-Figuration der Räume« bezeichnet wird. Die unterschiedlichen Wandlungsprozesse finden ihren Ausdruck in neu entstehenden Raumformen und -figuren, in den Kämpfen um die Aufrechterhaltung etablierter Raumstrukturen sowie den daraus resultierenden Figurationen. Oder mit anderen Worten: Der Raum ist ebenso wie die Zeit das Medium der Transformation der gegenwärtigen Gesellschaft, so dass die Analyse der Räume einen integrativen Ausgangspunkt für die Analyse der entstehenden Gesellschaftsmuster darstellt.

Die Publikationen der Reihe entspringen dem Sonderforschungsbereich 1265 *Re-Figuration von Räumen* und damit aus sozialwissenschaftlichen Disziplinen wie Soziologie, Geographie, Architekturwissenschaft, Kommunikationswissenschaft, Stadtplanung und Europäischer Ethnologie. Sie nehmen mitunter eine theoretische Ausrichtung ein, beruhen zumeist aber auf empirischen Studien, die qualitative, quantitative oder visuelle Methoden verwenden.

Die Reihe wird herausgegeben von Hubert Knoblauch und Martina Löw.

Martina Löw ist Professorin für Planungs- und Architektursoziologie am Institut für Soziologie der Technischen Universität Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Soziologische Theorie, Stadtsoziologie, Raumtheorie und Kulturosoziologie. Sie ist Sprecherin des DFG-Sonderforschungsbereiches »Re-Figuration von Räumen« und wirkt als Beraterin in verschiedenen Stadtentwicklungsprojekten mit. Sie hatte Fellowships und Gastprofessuren u.a. in New York (USA), Göteborg (Schweden), Salvador de Bahia (Brasilien), St. Gallen (Schweiz), Paris (Frankreich) und Wien (Österreich) und ist als Mitglied des Steering Committee der Berlin University Alliance verantwortlich für das Forschungsförderprogramm »Social Cohesion«. Von 2011 bis 2013 war sie Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.

Volkan Sayman ist Soziologe und arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am DFG-Sonderforschungsbereich »Re-Figuration von Räumen« an der Technischen Universität Berlin. Seine Forschungsschwerpunkte sind Wissenschafts- und Innovationsforschung, die Transformation öffentlicher Räume, Science and Technology Studies sowie qualitative Methoden der Sozialforschung.

Jona Schwerer ist Soziologe und wissenschaftlicher Mitarbeiter am DFG-Sonderforschungsbereich »Re-Figuration von Räumen« an der Technischen Universität Berlin. Seine Forschungsinteressen sind insbesondere Stadt- und Raumsoziologie sowie qualitative Methoden der Sozialforschung.

Hannah Wolf ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie der Universität Potsdam und assoziiertes Mitglied des DFG-Sonderforschungsbereichs »Re-Figuration von Räumen«. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Stadt- und Wohnsoziologie, Raumtheorien und Citizenship Studies.

Martina Löw, Volkan Sayman, Jona Schwerer, Hannah Wolf (Hg.)

Am Ende der Globalisierung

Über die Refiguration von Räumen

[transcript]

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – Projektnummer 290045248 – SFB 1265.

Diese Publikation wurde aus dem Open-Access-Publikationsfonds der Technischen Universität Berlin unterstützt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2021 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Martina Löw, Volkan Sayman, Jona Schwerer, Hannah Wolf (Hg.)**

Umschlagkonzept: Studio Gretzinger (<https://www.studiogretzinger.de>)

Umschlagabbildung: San Zaccaria © Stefanie Bürkle / VG Bild-Kunst, Bonn 2021

Lektorat: Birgit Albrecht

Satz: Mark-Sebastian Schneider, Bielefeld

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-5402-8

PDF-ISBN 978-3-8394-5402-2

<https://doi.org/10.14361/9783839454022>

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Am Ende der Globalisierung
Über die Refiguration von Räumen
Martina Löw, Volkan Sayman, Jona Schwerer, Hannah Wolf 9

Von der Globalisierung zur Refiguration

Raumfiguren, Raumkulturen und die Refiguration von Räumen
Martina Löw, Hubert Knoblauch 25

VERHEIMATEN
VISUAL ESSAY
Stefanie Bürkle 59

Verräumlichungen von Politiken

Dynamiken und Praktiken räumlicher Restrukturierung
NGOs und Interessensorganisationen
in der Wohn- und Asylpolitik
Johanna Hoerning, Theresa Adenstedt, Paul Welch Guerra 83

Infrastrukturierung von Wissensräumen
»Mini-Publics« als translokales Politikinstrument
Jan-Peter Voß, Volkan Sayman, Jannik Schritt 109

Grenzen erkunden

Grenzinfrastrukturen und die Rolle fortifizierter Grenzen
im globalen Kontext

Steffen Mau, Fabian Gülzau, Kristina Korte 129

Die Refiguration digitalisierter Räume

Kontrollzentralen und die Polykontextualisierung von Räumen

Hubert Knoblauch, Arne Janz, David Joshua Schröder 157

Digitale Planung, digitalisiertes Planungshandeln und mediatisierte Konstruktionen von Räumen

Gabriela Christmann, Martin Schinagl 183

Die Refiguration von Räumen durch smarte Apartmentkomplexe

Über Praktiken der Verräumlichung der südkoreanischen Mittelschicht

Dominik Bartmanski, Seonju Kim, Martina Löw, Timothy Pape, Jörg Stollmann 205

Die visuelle Refiguration urbaner Zukünfte

Zur Prozessualität von digitalen Architekturvisualisierungen
am Beispiel von Hudson Yards in New York

Sophie Mélix, Ajit Singh 231

Das CAMPP-Modell des Zusammenhangs von Bedeutung und Zugänglichkeit öffentlicher Orte und seine Anwendung auf lokative Medien

Eric Lettkemann, Ingo Schulz-Schaeffer 257

Global-lokales Raumwissen

Global Middle Class?

Spurensuche in Nairobi und Berlin

Gunter Weidenhaus, Eva Korte 283

Imaginationen der Globalisierung

Ilse Helbrecht, Lucas Pohl, Carolin Genz, Janina Dobrusskin 307

Die karibische Banane im deutschen Supermarkt

Über die (Un)Sichtbarkeit des Produktionsnetzwerks
und die Materialität der Ware

Linda Hering, Julia Fülling 337

Nebenbei und Nebenan

Vertraute Öffentlichkeit in Berlin und Rotterdam

Tanja Blokland, Henrik Schultze 363

Global-lokaler Alltag unter Bedingungen von Refiguration

Polykontexturales Homemaking in Berliner Unterkünften
für geflüchtete Menschen

Anna Steigemann, Philipp Misselwitz 387

Rückblick und Ausblick

Interdisziplinarität als polykontexturale Wissensproduktion

Über die Kollaboration zwischen SoziologInnen,
ArchitektInnen und PlanerInnen

Séverine Marguin 417

Empirische Wissenschaftstheorie

Wissenschaftsethnografie, experimentelle Methodenentwicklung
und Sensitizing Visits im SFB 1265 »Re-Figuration von Räumen«

Séverine Marguin, Hubert Knoblauch 445

AutorInneninformationen 473

Am Ende der Globalisierung

Über die Refiguration von Räumen

Martina Löw, Volkan Sayman, Jona Schwerer, Hannah Wolf

Seit der Corona-Krise ist es in aller Munde: Das Ende der Globalisierung. Wir haben erfahren, dass Grenzen geschlossen werden können, dass politische Entscheidungen wieder deutlich nationalstaatlich ausgerichtet werden, dass der Flugverkehr fast zum Erlahmen kommt, die Kreuzfahrtschiffe in den Häfen liegen. Den Titel für diesen Band haben wir jedoch schon lange vor der Pandemie gefunden. Er setzt an der Beobachtung an, dass spätmoderne Gesellschaften von intensiven gegenläufigen Spannungen geprägt sind, welche mit Globalisierung versus Nationalisierung nur unzureichend beschreibbar sind. Wir sehen Wirtschaftsprotektionismus, wir erleben, wie beschleunigt fortifizierte Grenzen zwischen Staaten errichtet werden (Hassner/Wittenberg 2015) und beobachten den Aufstieg links- wie rechtsnationalistischer PopulistInnen mit dezidiert antiglobalistischen Haltungen. All dies fordert KommentatorInnen zu neuen Deutungen heraus, etwa der einer multipolaren Welt (O'Sullivan 2019), der Krise der Globalisierung (Diamond 2019) oder der des terrestrischen Zeitalters (Latour 2018). Wir sehen aber auf der anderen Seite auch globale Orientierungen und Zirkulationen – und auch das lässt sich an der Corona-Krise exemplarisch ausführen –: Die politischen Reaktionen auf die Gefahr einer Covid19-Infektion ähneln sich weltweit, die Weltgesundheitsorganisation gewinnt an Bekanntheit, der Virus selbst erscheint zum lebenden Beweis für ein global zirkulierendes Objekt. Die Normalität der Bewegungen rund um den Globus wird gerade in der Unterbrechung offensichtlich.

»Am Ende der Globalisierung. Über die Refiguration von Räumen« ist ein konzeptionell angelegtes Buch. An keiner Stelle soll infrage gestellt werden, dass es zahlreiche Phänomene gibt, die als Globalisierungen beschrieben werden können. Schon gar nicht soll behauptet werden, dass wir einen

Rückgang von Globalisierung im Sinne weltweit sinkender Vernetzungen und Abhängigkeiten beobachten (vgl. zur Definition von Globalisierung: Dürrschmidt 2002: 12).

Vielmehr unterbreitet das Buch den Vorschlag, das im Berliner DFG-Sonderforschungsbereich (SFB) 1265 »Re-Figuration von Räumen« erarbeitete Konzept der *Refiguration* zur Beschreibung spätmoderner Gesellschaften zu nutzen, um erstens aus den ewigen Schleifen der Gegenüberstellung von global – lokal auszuscheren (Roudometof 2019) und stattdessen Globalisierung – Lokalisierung, Netzworkebildung – territoriale Schließung, Heterogenisierung – Homogenisierung etc. als zueinander in Spannung stehende Phänomene in sich wandelnden spätmodernen Gesellschaften zu verstehen sowie zweitens diesen Wandel grundlegend als räumlichen zu verstehen. Refiguration fragt nach der Gleichzeitigkeit gegenläufiger Tendenzen, die sie zunächst gleich gewichtet: die Entgrenzung des Globalen, die Herausbildung von Netzworkekräumen, die gerade mit der digitalisierten Mediatisierung einhergehen, hier und dort die ebenso entschiedene Begrenzung, Abschließung und Containerisierung auf verschiedenen Skalen (Knoblauch/Löw 2020a, 2020b). Refiguration ist ein Konzept, das nach dem Qualitätswechsel des Sozialen (im Prozess, das heißt auch ungleichzeitig, in ungleichen Machtbalancen, relational) fragt.

Schon jetzt gibt es ausreichend empirische Befunde (zusammenfassend Knoblauch/Löw 2017), die belegen, dass sich in den letzten Jahrzehnten grundlegende gesellschaftliche Strukturen, raumbezogene Imaginationen und alltägliches, räumliches Handeln deutlich verändern. Diese, in vielen Beiträgen dieses Buches geschilderten, empirisch fundierten Beobachtungen lassen sich nur teilweise als Globalisierung deuten. Wir plädieren daher als HerausgeberInnen dafür, Globalisierung (am besten im Plural als Globalisierungen) als Phänomenbeschreibung für globale Vernetzung und Abhängigkeitsbeziehungen zu nutzen, aber das Ende der Globalisierung als ein *umfassendes, analytisches Konzept* zu denken. Schon 2006 schrieb Helmuth Berking: »Kaum ein Wortbild hat unsere Vorstellungen von der Welt, in der wir leben, stärker verändert als das der »Globalisierung«. Ob als Schreckensvision entsolidarisierter Gesellschaften oder als Versprechen auf eine paradiesische Zukunft, immer geht es um die dramatischen Folgen einer neuen oder als neu imaginierten sozialräumlichen Ordnung [...]« (Berking 2006: 7), um dann daran zu erinnern, dass territoriale Staaten nach wie vor »machtvolle Organisationsformen sozialräumlicher Vergesellschaftung bleiben«

(ebd.: 11) und das Globale »das Lokale als analytischen Blindfleck hervor-treten lasse« (ebd.: 14). Refiguration ist eine konzeptionelle Antwort auf die unter anderem von Berking kritisierte stete Gegenüberstellung von Lokalem und Globalem bzw. Nationalem und Globalem.

Refiguration ist auch ein Konzept, mit dem empirisch nach den Varianten und vor allem den Verflechtungen im sozialen Wandel gefragt wird (wobei gleichzeitig doch Gemeinsamkeiten wie z.B. die digitalisierte Mediatisierung vorausgesetzt werden). Mit Globalisierung wird zu oft ein sich gleichmäßig verwebender Vernetzungs- und Abhängigkeitszusammenhang unterstellt, wogegen zum Beispiel die Tatsache spricht, dass Vernetzungsknoten wie *global cities* abgehängte Regionen und Exklusionen produzieren (Sassen 2001; Harvey 2006) oder dass länderspezifische Muster der Kontakt-netzwerke und Austauschbeziehungen existieren, die besser als Transnationalisierung (Mau 2007; Schmidt-Wellenburg/Bernhard 2020) beschrieben werden. Vielfach wurde betont, dass Globalisierung eigentlich als Gloka-lisierung zu denken sei, weil das Globale sich notwendig im Lokalen zeigt und die Erfahrung von Globalisierung mit einem Erstarken von Ortsbe-zügen einhergeht (Robertson 1995; Massey 2005). Schließlich werden das Aus-einanderdriften von Strömen und die Herausbildung von *scapes*, das heißt globalisierten, deterritorialisierten Räumen mit eigener Logik, problemati-siert. Insbesondere Arjun Appadurai (1996) argumentiert, dass die Zirkula-tion von Information, Wissen, Bildern und Deutungen zur Entstehung von spezifischen *scapes* führe, nämlich *ethnoscapes*, *technoscapes*, *financescapes*, *mediascapes* und *ideoscapes*, die globale Logiken infrage stellen. Nun wird auch im Globalisierungsdiskurs schon lange betont, dass verschiedene Strö-me zu unterscheiden sind (vgl. zur folgenden Differenzierung Dürrschmidt 2002): maßgeblich Vernetzungsleistungen wirtschaftlicher Art (Handels-beziehungen, Finanzmärkte etc.), technologischer Art (elektronisches Netz, Transportbahnen, Strom- und Wasserversorgung etc.) und kultureller Art (Austausch von Ideen und Konsumprodukten, aber auch die Mobilität im Tourismus oder durch Migration). Die Zusammenführung dieser Stränge ist jedoch bisher nicht gelungen. Die TeilprojektleiterInnen und MitarbeiterInnen des DFG-Sonderforschungsbereichs, die diesen Sammelband als erste Ergebnisdarstellung zusammengestellt haben, verbindet als gemeinsame Grundlage eine raumtheoretische Perspektive, um die verschiedenen gesell-schaftlichen Dynamiken zusammenzuführen und in ihren Bedingungs-zusammenhängen zu verstehen. Alle der genannten Vernetzungen artikulie-

ren sich räumlich. Sie basieren auf ähnlichen Raumfiguren, verweben sich zu räumlichen Polykontexturen und wandeln sich mit dem Raumwissen der Handelnden.

Globalisierung als Konzept einer gleichmäßigen Entwicklung von Vernetzung und Abhängigkeiten reicht nicht mehr, so die titelgebende These, für eine angemessene Beschreibung und Analyse des gegenwärtigen sozialräumlichen Wandels aus. Zu oft impliziert Globalisierung sowohl eine lineare Entwicklung hin zu einer immer weiter vernetzten Welt als auch das Primat eines globalen *scale*. Forderungen nach konsequent regionalem Handeln, wie sie zum Beispiel von Klimaschutzbewegungen erhoben werden, erscheinen vor diesem Hintergrund schnell als Widerspruch zur Globalisierung, dabei ist gerade Klima ein räumliches Phänomen, und Klimafragen stehen im Zentrum der Refiguration. Das Konzept der Refiguration von Räumen kann zu einem komplexen Verständnis der Veränderungen unter globalisierten Bedingungen beitragen, weil hier Globalisierung weder als räumliches noch als diskursives Phänomen als geklärt vorausgesetzt wird. Vielmehr sind die Geschichtlichkeit sozialer Raumkonstitution, die Skalen der Weltorientierung und das Raumwissen stets Gegenstand empirischer Analyse. Dadurch lassen sich irreführende Nullsummenspiele zwischen Raumfiguren vermeiden, zum Beispiel Globalisierung entweder als Verlust der räumlichen Kongruenz nationaler politischer Institutionen zugunsten globaler Netzwerkräume aufzufassen; oder umgekehrt als Abbau global reterritorialisierter nationaler Macht zugunsten der Wiederherstellung selbstgenügsamer, sich wechselseitig ausschließender nationaler Territorialräume zu beschreiben.

Um die Produktivität eines Denkens in Raumfiguren geht es auch in der Kritik an staatszentristischen Globalisierungstheorien, die keine andere Raumfigur zulassen als die des Territoriums, und an deterritorialisierenden Globalisierungstheorien, die die Territorialisierung politischer Räume für nahezu obsolet erachten. Es mag auf den ersten Blick verwundern, dass Globalisierungstheorien staatszentristisch argumentieren, doch übt Neil Brenner (1999: 53) berechtigterweise Kritik an Raumkonzepten, die in Roland Robertsons und Immanuel Wallersteins Globalisierungstheorien enthalten sind. Beide können als »global territorialists« (ebd.: 41, 54f.) gelesen werden, weil sie die vermeintlich geschichtslose territoriale Container-Form des Nationalstaates auf die räumliche Struktur des Globus als Ganzem übertragen, so als handle es sich zwischen nationalen und globalen Territorien nur um

Größenunterschiede. Damit verbunden ist die Annahme, dass Praktiken gegebene Räume bevölkern, statt sie zu konstituieren. Paradoxerweise haben staatszentristische Denkstile in der Globalisierungsforschung zur Folge, die Rolle nationalstaatlicher Territorien als ermöglichende, treibende und gestaltende Raumformen in Globalisierungsprozessen zu unterschätzen, weil sie annehmen, dass Staaten Globalisierungswellen passiv ausgesetzt sind. Ein Vorzug des Theorieangebotes der Refiguration von Räumen ist es, dass globale Räume als historisch konstituierte, multiple und sich überlagernde Raumanordnungen beschrieben werden können und so die Prozesshaftigkeit ihrer Herausbildung, Veränderung und Auflösung herausgestellt wird. Deterritorialisierende Globalisierungstheorien hingegen argumentieren, dass die Bedeutungszunahme globaler Skalen historisch gewachsene Territorien vor einander ausschließende Alternativen stellt: Erosion angesichts der Globalisierung oder Weiterbestehen trotz Globalisierung. Dass Raumanordnungen wie nationale Territorien, Regionen, Städte und Orte sich sowohl unter dem Einfluss von Globalisierungswellen refigurieren als auch letztere mitprägen – man denke an die Ausstrahlungskraft global vernetzter Metropolregionen – gerät so zu sehr aus dem Blick.

Globalisierung ist selbstverständlich keine kohärente diskursive Narration (Oke 2009), die, wie der Begriff zunächst suggeriert, auf die Konstitution einer integrierten globalen Gesellschaft, die Weltgesellschaft im Weltstaat, abzielt. Weil Globalisierungsphänomene empirisch betrachtet sowohl einen weiten Kosmos diskursiver Arenen mit möglichen Deutungen und SprecherInnenpositionen als auch eine Reihe disparater räumlicher Refigurationen und Machtverhältnisse einschließen, drängen sich zunehmend kritische Fragen auf: Kann der Begriff der Globalisierung zum Beispiel die Vielfalt und Widersprüchlichkeit der Veränderungen, die aus der Entkopplung von nationalen Territorien und politischer Souveränität folgen und Grenzen relativieren, doch gerade nicht zu einer globalisierten Welt führen, in sich aufnehmen? Oder wird es den fragmentierten soziotechnischen Realitäten unserer Welt gerechter, wenn wir, wie etwa Bruno Latour (2018), davon ausgehen, dass der Autoritätsverlust abendländischer Vernunft, das heißt auch der Erkenntnismittel der Wissenschaften, nicht zu Globalisierung, sondern einer konflikthaften Pluralität von Naturen und Welten führt, wie etwa die Debatten um Verschwörungstheorien versus Wissenschaft zeigen? Das Narrativ der Globalisierung hat seine universalisierende Macht als westlich geprägte, hegemoniale räumliche Meta-Metapher eingebüßt. Sein Geltungs-

anspruch muss sich in Konkurrenz zu lokalen, translokalen, regionalen, nationalen oder auch planetaren bis hin zu religiösen Raumbezügen gesellschaftlicher Prozesse behaupten. Man kann darauf wie Ilse Helbrecht, Lucas Pohl, Carolin Genz und Janina Dobrusskin (in diesem Band) reagieren und konsequent ein Denken von Globalisierung im Plural fordern und den Begriff von Globalisierung weiten. Man kann auch Globalisierung als Beschreibung für Phänomene einsetzen, die hauptsächlich auf der Maßstabsebene des Globalen situiert sind, und Refiguration als Konzept nutzen, um »die Spätmoderne als eine widersprüchliche, konflikthafte Gesellschaftsformation zu begreifen, die durch die Gleichzeitigkeit von sozialem Aufstieg und Abstieg, eine Gleichzeitigkeit von kultureller Aufwertung und Entwertung charakterisiert ist – am Ende durch Prozesse der Polarisierung« (Reckwitz 2019: 18f.).

Es bedarf also unseres Erachtens für eine Analyse des gegenwärtigen sozial-räumlichen Wandels von Gesellschaften theoretischer Konzepte, welche die ungleichen Entwicklungen von Räumen sowie die Gleichzeitigkeit des Wirksamwerdens verschiedener und potenziell widersprüchlicher Raumfiguren und Raumlogiken auf verschiedensten räumlichen Skalen fassbar machen. Mit diesem Buch schlagen wir vor, diese Gleichzeitigkeiten, Polarisierungen, Spannungen und Widersprüche als Refiguration zu denken. Da Refiguration sich räumlich artikuliert, untersuchen die Teilprojekte des DFG-Sonderforschungsbereiches 1265, wie sich Raumwissen und räumliches Handeln verändern und wie sich im Wandel neue Verfestigungen herausbilden. Im vorliegenden Band werden einige der Ergebnisse sowie konzeptuelle Überlegungen zum ersten Mal in gebündelter Form der deutschsprachigen Fachöffentlichkeit vorgestellt. Aufgrund der interdisziplinären Ausrichtung, der Orientierung an *middle-range*-Theorien und der Gegenstandsbezogenheit empirischer Forschung wollen die folgenden Beiträge einen Versuch wagen, die Gleichzeitigkeit und Zusammenhänge polykontexturaler und translokaler Raumkonstitution aufzuklären.

In ihrem, den Band eröffnenden Beitrag, führen *Hubert Knoblauch und Martina Löw* in das Konzept der Refiguration ein. Sie stellen eine Heuristik zur Analyse der Refiguration in Form von vier Raumfiguren vor: Orte, Territorial-, Netzwerk- sowie Bahnenräume. Anhand von Einblicken in die empirische Forschung des SFB erläutern sie die *sensitizing concepts* der Mediatisierung, Translokalisierung und Polykontexturalisierung. Abschließend schlagen Knoblauch und Löw das Konzept der Raumkulturen vor, um global

Gemeinsamkeiten, Variationen und Unterschiede in räumlichen Handlungs- und Praxisformen, im Raumwissen sowie in institutionalisierten Raumformen und ihren Zirkulationen zu untersuchen.

Den zweiten Beitrag gestaltet *Stefanie Bürkle* für das Kunstprojekt im SFB, welches – insbesondere mit visuellen Arbeiten – Raumbezüge erforscht, die durch die gegenseitige Überlagerung der Phänomene Migration und Tourismus entstehen.

Nach diesen übergreifenden Beiträgen gliedern wir die Darstellung der Ergebnisse entlang der Felder Politik, Digitalisierung und Raumwissen auf. Wir beobachten Veränderungen insbesondere in den *Verräumlichungen von Politiken*.

Johanna Hoerning, Theresa Adenstedt und Paul Welch Guerra beschreiben in ihrem Beitrag Prozesse räumlicher Restrukturierung in den Politikfeldern der Wohn- und Asylpolitik. Sie untersuchen, wie NGOs und Interessenorganisationen in ihren räumlichen Praktiken auf Refiguration reagieren, mit ihr umgehen und diese gestalten. Dabei zeigen die AutorInnen auf, wie durch die Praktiken der Akteure gleichzeitig verschiedene räumliche Skalen und Raumlogiken relevant gemacht, ausgehandelt sowie auch strategisch eingesetzt werden. Die Gleichzeitigkeit dieser verschiedenen, teils sich widersprechenden räumlichen Bezüge, fassen Hoerning, Adenstadt und Welch Guerra als Polykontexturalisierung.

Der Beitrag von *Jan-Peter Voß, Volkan Sayman und Jannik Schritt* beschäftigt sich mit der Zirkulation von Wissen in Bezug auf das Politikinstrument der Mini-Publics. Sie untersuchen die sich aus der Praxis der Mini-Publics ergebenden translokalen Instrumentenräume. Die Autoren nehmen dazu die Rolle von Infrastrukturen der Unterstützung und Entwicklung solcher Mini-Publics in den Blick und zeigen durch den Rückgriff auf drei theoretische Konzepte – »centers of calculation« (Latour 1987: 216-257), »scopic media« (Knorr Cetina 2014) und die »Strukturierung von Räumen« (Löw 2001) – auf, wie diese Infrastrukturen translokale Räume der Wissenszirkulation konstituieren sowie auch auf spezifische Art und Weise die Zirkulation von Wissen regulieren.

Dass nationalstaatliche Territorialgrenzen trotz Transnationalisierungs- und Globalisierungsprozessen gegenwärtig weiterhin wirksame Institutionen sind, zeigen *Steffen Mau, Fabian Gülzau und Kristina Korte*. Die AutorInnen untersuchen in ihrem Beitrag die materielle Ausgestaltung territorialer Grenzinfrastukturen sowie die globale Verteilung von unterschiedlich stark

materiell abgeschotteten Grenztypen. Sie demonstrieren anhand quantitativer und qualitativer Daten, wie diese Grenztypen räumlich ungleich verteilt sind und welche Faktoren und Motive der materiellen Ausgestaltung, insbesondere fortifizierter Grenzinfrastrukturen, zugrunde liegen können.

Digitale Mediatisierung ist ein wesentlicher Treiber der Refiguration. Von den vielfältigen Auswirkungen, die Digitalisierung mit sich bringt, lassen sich nur wenige als Globalisierung beschreiben. Die Verbreitung digitaler Kommunikations- und Informationsinfrastrukturen deutet weniger auf eine Aufhebung als vielmehr auf eine Neufiguration raum-zeitlicher Bezüge und eine »lokalisierende Wende« hin (Koch 2016), in der sich physische, erlebbare und mediale Räume durchkreuzen und verschränken (Zimmermann 2007).

Hubert Knoblauch, Arne Janz und Joshua Schröder kommen in ihrer Analyse von Kontrollzentren zu dem Ergebnis, dass die Digitalisierung sowohl zur Zentralisierung vormals verteilter Funktionen in einem Raum führt als auch zu einer Ausweitung der Netzwerklogik durch viele verteilte und vernetzte, kleinere Kontrollräume. Damit verdeutlichen sie plastisch das für die Refiguration von Räumen prägende Spannungsverhältnis zwischen der Containerisierung von Räumen einerseits und ihrer Vernetzung, Zirkulation und Mobilität andererseits. Ihre ethno- und videografischen Analysen spezifizieren den Prozess der Polykontexturalisierung. Sie beleuchten hierzu das Beziehungsgeflecht kommunikativer Handlungen einzelner menschlicher AkteurInnen, die Interaktionen zwischen ihnen sowie die Intraaktion, also die durch digitale Automatisierung erzeugten Wirkkräfte über verschiedene Kontexturen hinweg. Obwohl sie beobachten, dass Interaktion zwischen Menschen in digitalisierten Kontrollzentralen an Bedeutung verliert, weil automatisierte Kontexturen unsichtbarer werden, sind in Krisenfällen und in der öffentlichen Repräsentation menschliche Handelnde noch immer zentral.

Gabriela Christmann und Martin Schinagl rekonstruieren in ihrem Beitrag, wie sich die Digitalisierung des Planungshandelns seit etwa 1990 entwickelt hat. Darauf aufbauend wird an Fallbeispielen aus New York und Frankfurt a.M. analysiert, wie sich Raumkonstruktionen und Arbeitsweisen von PlanerInnen durch Digitalisierung von Werkzeugen, Kommunikationsinfrastrukturen und visuellen Repräsentationspraktiken verändern. Sie beobachten, dass digitale Tools und Infrastrukturen es Planungsteams ermöglichen, räumlich verteilt zu arbeiten, mehr Stakeholder zu involvieren und

Planungsprodukte aufwendig zu visualisieren. Die Komplexität der Arbeitsprozesse steigt mit der Komplexität der Planungstools, die zum Beispiel in der Lage sind, beliebig viele datafizierte räumliche Schichten übereinander zu legen.

Dominik Bartmanski, Seonju Kim, Martina Löw, Timothy Pape und Jörg Stollmann diskutieren am Beispiel der südkoreanischen Stadtneugründung Songdo, inwiefern der im Smart City-Konzept der Stadt erhobene Anspruch auf radikale Neuheit vor dem Hintergrund lokaler Traditionen des Planens und Bauens großer Appartementsiedlungen sowie des Wohnens von Mittelschichten relativiert werden muss. Demnach ist die Smartifizierung Teil der seit den 1960er-Jahren stattfindenden und gesellschaftlich weitaus umfassenderen Refiguration von Räumen. Auf Basis ihres breiten qualitativen empirischen Materials können sie zeigen, dass Songdo eine polykontexturale räumliche Einheit ist, die heterogene Wissensregime des Digitalen, Traditionellen, des Städtischen und Kommerziellen relationiert, ohne sie zu einem Ganzen zu verschmelzen.

Die zunehmende Digitalisierung von Architekturvisualisierungen (engl. Renderings) verändert, wie Planungsbüros intern und der Öffentlichkeit gegenüber architektonische Zukünfte repräsentieren. *Sophie Mélix und Ajit Singh* demonstrieren am Fallbeispiel des großmaßstäblichen Stadtentwicklungsprojektes Hudson Yards, New York City, wie Renderings Raum, Zeit und Gesellschaft auf einer Bildoberfläche scheinbar bruchlos verdichten und dadurch die konflikthafte und widersprüchliche Prozessualität von Planungsprozessen verdecken.

Ausgehend von der Beobachtung, dass öffentliche Orte formal allen zugänglich sind, aber meist von spezifischen sozialen Gruppen genutzt werden, fragen *Eric Lettkemann und Ingo Schulz-Schaeffer* danach, wie lokative Medien die Bedeutungskonstruktionen öffentlicher Orte verändern. Am Beispiel von NutzerInnen des digitalen Empfehlungsdienstes Four Square illustrieren sie, wie »hybride Räume« (de Souza e Silva 2006) entstehen, wenn Bewertungssysteme und Erfahrungsberichte den physischen Raum überlagern. Das von ihnen entwickelte CAMPP-Modell (Constitution of Accessibility through the Meaning of Public Places) stellt die subjektiv wahrgenommene (Un-)Zugänglichkeit öffentlicher Orte, typische Interaktionsformen an Orten und Formen des Wissens, die Orten Bedeutung verleihen, in einen analytischen Zusammenhang. Die Ergebnisse zeigen, dass das auf Four Square bereitgestellte Wissen NutzerInnen einerseits dabei hilft, ihr

Verhalten den gängigen Bedeutungen dieser Orte anzupassen. Andererseits lässt sich beobachten, dass die Nutzung des Dienstes bestehende sozialweltliche Grenzziehungen durch algorithmische Filterung und Personalisierung von Inhalten verstärken kann.

Auch das Raumwissen ändert sich derzeit deutlich. Raumwissen meint hierbei das (sozialisierte) subjektive Erleben und Erfahren von Raum, die Raumvorstellungen sowie die mit Räumen verbundenen Emotionen und Affekte. Subjektives Raumwissen kann körperlich, sprachlich oder visuell objektiviert sein.

Eva Korte und Gunter Weidenhaus befragen in ihrem Beitrag kritisch die Gegenwartsdiagnose einer »global middle class« – die Annahme also, dass sich über Landesgrenzen, regionale und territoriale Gebiete hinweg eine mithin als homogen vorgestellte Mittelschicht gebildet hat, deren Mitglieder sich nicht nur ökonomisch, sondern auch in Hinblick auf ihre investive Statusarbeit gleichen. Vor diesem Hintergrund sucht der Beitrag explizit nach Ähnlichkeiten und Unterschieden der Lebensführung von Angehörigen der Mittelschicht in Kenia und Deutschland und kommt zu einem differenzierten Bild, in dem sich gerade in der räumlichen Perspektive große Unterschiede zeigen. Die beiden AutorInnen kommen zu dem Schluss, dass die historisch und biografisch vermittelte Differenz zwischen kolonialer und postkolonialer Subjektivität zu unterschiedlichen Identifikationsmodi mit dem Globalen führt. So zeigt sich, dass gerade in sich angleichenden sozio-ökonomischen »globalen« Klassen ungleiche Verhältnisse von Macht und Beschämung fortwirken, die sich mit einem konflikttheoretischen Refigurationskonzept begreifen und analysieren lassen.

Ilse Helbrecht, Lucas Pohl, Carolin Genz und Janina Dobrussskin kritisieren in ihrem Beitrag die Durchsetzung eines verengten und reduktionistischen, a-räumlichen Verständnisses von Globalisierung sowie dessen zugrundeliegenden Annahmen und Voraussetzungen. An Auszügen ihrer empirischen Forschung in Singapur, Vancouver und Berlin verdeutlichen sie sehr unterschiedliche Imaginationen davon, Teil eines Globalisierungsprozesses zu sein. Sie kommen zu dem Schluss, dass eine Globalisierungsforschung, die Raum als Herausforderung ernst nimmt, nur von Globalisierungen im Plural sprechen kann, um so die vielfältigen, situierten und teils widersprüchlichen Imaginationen von Globalisierungen in den Blick zu bekommen.

Linda Hering und Julia Fülling zeigen am Beispiel einer der beliebtesten Obstsorten in Deutschland, der Banane, die komplexen Raumkonstellatio-

nen zwischen Anbau, Logistik und Verkauf. Sie werfen damit ein kritisches Schlaglicht auf das Raumwissen (und dessen Manipulierbarkeit) von ProduzentInnen, HändlerInnen und KonsumentInnen. Während in Supermärkten vor allem der – vermeintliche – Herkunftsort von »frischem« Obst und Gemüse sichtbar gemacht wird, ist es insbesondere der Bahnenraum von Transport und Logistik, der erst die Banane in ihrer spezifischen Materialität erzeugt und auf den wiederum die Frucht selbst durch ihre Eigenschaften einwirkt. Die Banane als materielle Objektivation entsteht und wirkt damit polykontextural, wobei veränderte Bedingungen von Produktion, Logistik und KonsumentInnenwünschen zu stetiger Refiguration führen.

Talja Blokland und Henrik Schultze untersuchen und vergleichen in ihrem Beitrag die alltäglichen Formen des Mit- und Nebeneinanders in urbanen Räumen in Berlin und Rotterdam. Mit ihrer Frage, wie in Nachbarschaften symbolisch und praktisch Verbindungen geknüpft, gefestigt oder gelockert werden, verbinden sie die Suche nach passenden theoretischen Konzepten zur Erforschung von polykontexturalen Begegnungen und Beziehungen. Die AutorInnen plädieren für eine theoretisch differenzierte und empirisch offene Perspektive der vertrauten Öffentlichkeit als urbaner Textur, in der sich globale und lokale Bezüge überschneiden bzw. durchdringen und damit die Grundlage für vielfältige Praktiken der In- und Exklusion bieten.

Auch der Beitrag von *Anna Steigemann und Philipp Misselwitz* betrachtet global-lokale Raumbezüge: Am empirischen Beispiel von Unterkünften von Geflüchteten in Berlin fragen die AutorInnen danach, auf welche Weise Praktiken unterschiedlicher AkteurInnen dazu führen, dass diese Unterkünfte ein »provisorisches Zuhause« werden können. Dabei erweisen sich Unterkünfte für Geflüchtete erstens als polykontexturale, in mehrere Verwaltungs-, Überwachungs- und Reglementierungsordnungen eingebundene Räume. Zweitens sind diese Unterkünfte Räume, die von den BewohnerInnen temporär, auch gegen Widerstände, subjektiv angeeignet und gestaltet werden. Insgesamt zeichnen Steigemann und Misselwitz so einen komplexen Prozess der Refiguration nach, in dem translokale Wissensbestände und konkrete räumliche Praxis sich wechselseitig beeinflussen.

Der Band schließt mit zwei Beiträgen, die epistemische Politiken der Raumforschung des Sonderforschungsbereichs reflektieren.

Séverine Marguin fasst die jüngst immer weiter zunehmenden interdisziplinären Verflechtungen zwischen Architektur, Planung und Soziologie als polykontexturale Wissensproduktion zusammen. Trotz unterschiedlicher

Logiken der wissenschaftlichen Felder der Soziologie und Architektur, beobachtet sie konvergierende Tendenzen dergestalt, dass eine Kreativisierung der Soziologie und eine Verwissenschaftlichung der Architektur stattfindet. Im Rückgriff auf Bourdieu'sche Konzepte der Kapitalkonversion, der strukturellen Homologie und der Intrusion deutet sie als Wissenschaftsethnologin im SFB ihr Material. Damit kann sie aufzeigen, wie AkteurInnen in den beiden Feldern Strategien entwickeln, um widerstreitende Ansprüche an interdisziplinär Forschende einerseits und disziplinär gebundene Karriereentwicklung andererseits zu verbinden.

Séverine Marguin und Hubert Knoblauch widmen sich abschließend in ihrem Beitrag den kommunikativen Formen und Herausforderungen von interdisziplinärer Wissensproduktion. Sie plädieren für eine empirische Wissenschaftstheorie, die sowohl normative als auch institutionelle Ansprüche und Möglichkeiten von wissenschaftlicher Praxis zu reflektieren in der Lage ist. Am konkreten Beispiel des Austauschs sowie dessen Hürden in einem interdisziplinären Sonderforschungsbereich zeigt der Beitrag auf, wie kommunikatives Handeln innerhalb und über die Grenzen des wissenschaftlichen Feldes hinaus dazu beitragen kann, normative, praktische und gesellschaftspolitische Ansprüche, Erwartungen und Evaluationen zu refigurieren.

Die Autorinnen und Autoren dieses Bandes danken der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) für die Förderung des interdisziplinären Verbundprojektes »Re-Figuration von Räumen« und der TU Berlin für die großzügige finanzielle Zuwendung, die eine *open access* Publikation möglich gemacht hat. Sie danken Nina Elsemann für die Unterstützung in der Koordination des Bandes, Lucie Bernroider für die Abstimmung der Beiträge, die Korrespondenz mit den AutorInnen und die vielfältigen redaktionellen Unterstützungen und Birgit Albrecht für das sorgfältige Lektorat.

Literatur

- Appadurai, Arjun (1996): *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Berking, Helmuth (2006): Raumtheoretische Paradoxien im Globalisierungsdiskurs. In: Berking, Helmuth (Hg.): *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen*. Frankfurt a.M.: Campus, S. 7-22.

- Brenner, Neil (1999): Beyond State-centrism? Space, Territoriality, and Geographical Scale in Globalization Studies. In: *Theory and Society*, Jg. 28, Nr. 1, S. 39-78.
- De Souza e Silva, Adriana (2006): From Cyber to Hybrid: Mobile Technologies as Interfaces of Hybrid Spaces. In: *Space and Culture*, Jg. 9, Nr. 3, S. 261-278.
- Diamond, Patrick (Hg.) (2019): *The Crisis of Globalization: Democracy, Capitalism and Inequality in the Twenty-first Century*. London: I. B. Tauris.
- Dürschmidt, Jörg (2002): *Globalisierung*. Bielefeld: transcript.
- Harvey, David (2006): *Spaces of Global Capitalism: Towards a Theory of Uneven Global Development*. London: Verso.
- Hassner, Ron E./Wittenberg, Jason (2015): Barriers to Entry. Who Builds Fortified Boundaries and Why? In: *International Security*, Jg. 40, Nr. 1, S. 157-190.
- Knoblauch, Hubert/Löw, Martina (2017): On the Spatial Re-Figuration of the Social World. In: *Sociologica*, Jg. 11, Nr. 2, doi: 10.2383/88197, 27 Seiten.
- Knoblauch, Hubert/Löw, Martina (2020a): The Re-Figuration of Spaces and Refigured Modernity – Concept and Diagnosis. In: *Historical Social Research*, Jg. 45, Nr. 2, S. 263-292.
- Knoblauch, Hubert/Löw, Martina (2020b): Dichotopie. Die Refiguration von Räumen in Zeiten der Pandemie. In: Volkmer, Michael/Werner, Karin (Hg.): *Die Corona-Gesellschaft. Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft*. Bielefeld: transcript, S. 89-99.
- Knorr Cetina, Karin (2014): Scopic Media and Global Coordination: The Mediatization of Face-to-Face Encounters. In: Lundby, Knut (Hg.): *Mediatization of Communication*. Berlin: DeGruyter, S. 39-62.
- Koch, Gertraud (2016): Städte, Regionen und Landschaften als Augmented Realities. Rekonfigurationen des Raums durch digitale Informations- und Kommunikationstechnologien, In: Christmann, Gabriela B. (Hg.): *Zur kommunikativen Konstruktion von Räumen*. Wiesbaden: Springer, S. 209-222.
- Latour, Bruno (1987): *Science in Action. How to Follow Scientists and Engineers through Society*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Latour, Bruno (2018): *Das terrestrische Manifest*. Berlin: Suhrkamp.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Löw, Martina/Knoblauch, Hubert (2019): *Die Re-Figuration von Räumen. Zum Forschungsprogramm des Sonderforschungsbereichs »Re-Figuration von Räumen«*. SFB 1265 Working Paper, Nr. 1, Berlin.
- Mau, Steffen (2007): *Transnationale Vergesellschaftung. Die Entgrenzung sozialer Lebenswelten*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Massey, Doreen (2005): *For Space*. London et al.: Sage.
- O'Sullivan, Michael (2019): *The levelling: What's Next After Globalization*. New York: PublicAffairs.
- Oke, Nicole (2009): Globalizing Time and Space: Temporal and Spatial Considerations in Discourses of Globalization. In: *International Political Sociology*, Jg. 3, Nr. 3, S. 310-326.
- Reckwitz, Andreas (2019): *Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Robertson, Roland (1995): Glocalization: Time-Space and Homogeneity-Heterogeneity. In: Featherstone, Mike/Lash, Scott/Robertson, Roland (Hg.): *Global Modernities*. London u.a.: Sage, S. 25-44.
- Roudometof, Victor (2019): Recovering the Local: From Glocalization to Localization. In: *Current Sociology*, Jg. 67, Nr. 6, S. 801-817.
- Sassen, Saskia (2001) *The global city: New York, London, Tokyo*. Princeton, N.J.: Princeton University Press.
- Schmidt-Wellenburg, Christian/Bernhard, Stefan (Hg.) (2020): *Charting Transnational Fields: Methodology for a Political Sociology of Knowledge*. London: Routledge.
- Zimmermann, Clemens (2007): Wie Medien den Raum beschreiben. In: *Informationen zur Raumentwicklung*, Nr. 10/11, S. 627-637.

Von der Globalisierung zur Refiguration

Raumfiguren, Raumkulturen und die Refiguration von Räumen

Martina Löw, Hubert Knoblauch

Einleitung

Die These dieses Bandes, dass die Plausibilität eines Konzeptes »Globalisierung« auf ein Ende zuläuft, hätte noch vor wenigen Monaten sehr viel Potenzial zur Provokation gehabt. Seit der Corona-Pandemie ist jedoch die Vorstellung einer De-Globalisierung in krisenhafter Überspitzung erlebbar geworden. Die dramatische Abnahme des weltweiten Flugverkehrs, die Kapung globaler Lieferketten, ja sogar die Beschränkungen grenzüberschreitenden Verkehrs innerhalb der EU, innerhalb deutscher Bundesländer und sogar zwischen Landkreisen haben uns allen jüngst vor Augen geführt, wie spannungsvoll, fragil, ja, dichotopisch (Knoblauch/Löw 2020a) die bis dahin als unaufhaltsam gedachten Entwicklungen sind, die unter dem Begriff der Globalisierung gefasst wurden. Gleichzeitig ist der Begriff der Globalisierung auf eine so schillernde Weise vielfältig, dass er selbst in einzelnen Disziplinen, zugleich aus mehreren theoretischen Perspektiven unterschiedlich gedeutet wird; daneben ist er Teil einer großen Begriffsfamilie, die von den nahen Angehörigen wie »Glokalisierung«, »Kosmopolitanisierung«, »Weltgesellschaft« bis zu »Weltsystemen«, »Multiple Modernities« und »Entangled Modernities« reicht.

Schon aufgrund dieser Uneindeutigkeit muss der Begriff der Refiguration, den wir hier vorschlagen, nicht an die Stelle der Phänomenbeschreibung von Globalisierung treten. Vielmehr entwickeln wir Refiguration als ein spezifisches Konzept, das von Anfang an Veränderung räumlich zu erfassen versucht – was bei Globalisierung ein mühsames und bislang nur mäßig erfolgreiches Unterfangen ist (vgl. Helbrecht/Pohl/Genz/Dobrusskin in

diesem Band). Refiguration hat zudem das Potenzial im Sinne der Beschreibung einer refigurierten Moderne auf Veränderungen und Zuspitzungen gesellschaftlicher Umbrüche in den letzten Jahrzehnten hinzuweisen, die sowohl mit weltweiten Abhängigkeiten als auch mit Digitalisierungsprozessen einhergehen (Knoblauch 2017). Was wir im Kontext neuer Nationalismen, beim Corona-Lockdown oder bei den vermehrt wieder zu beobachtenden Grenzbauten (vgl. hierzu Mau/Gülzau/Korte in diesem Band) erkennen, ist zudem nicht eine einseitige De-Globalisierung, sondern eine Kopräsenz nationalisierender und internationalisierender, lokalisierender und globalisierender Tendenzen.

Diese Gleichzeitigkeit ist schon in früheren Phasen gesellschaftlicher Entwicklungen und in anderen Regionen aufgetreten, sodass Refiguration selbst keineswegs ein neues Phänomen beschreibt. Neu ist allerdings die Entwicklung der digitalen Mediatisierung des sozialen Handelns, die etwa seit den 1970er-Jahren mit massiven räumlichen Veränderungen einhergeht. Zusammen mit den gesellschaftlichen Umbrüchen in vielen Regionen der Welt, die mit den 1970er und 1980er-Jahren verbunden sind (oder sagen wir in den langen 1960er-Jahren, die bis in die 1990er-Jahre hineinreichen), erleben wir quantitativ und qualitativ einen Wandel, der es notwendig macht, die Strukturen der nun spätmodernen Gesellschaft neu zu analysieren und nach neuen Benennungen zu suchen. Bereits in der Theoriebildung ab den 1970er-Jahren (z.B. Lefebvre 1974; Lyotard 1979; Deleuze/Guattari 1997; Massey 1999) werden diese Umbrüche als Hinweise auf die Postmoderne oder auf eine Verräumlichung von Globalisierung thematisiert. Jürgen Osterhammel und Niels P. Petersson (2012) zum Beispiel betonen, dass die historisch schon seit Jahrhunderten sich abzeichnende Globalisierungsgeschichte ab den 1970er-Jahren eine neue Qualität gewinnt. Aus soziologischer Sicht argumentiert zum Beispiel Uwe Schimank (2013) am Beispiel der BRD, dass in den 1970er-Jahren ein Scheitelpunkt gesellschaftlichen Umbruchs anzusetzen ist. Manuel Castells arbeitet heraus, dass sich Kommunikationsstrukturen mit der Durchsetzung eines »space of flows« ebenso ab den 1980er-Jahren entscheidend verändern und damit eine enorme Komplexitätssteigerung sozialer Beziehungen bewirkt wird (Castells 1996). Auch die in dieser Phase entwickelten Diagnosen der Postmoderne von Zygmunt Bauman (1997), einer Radikalisierung der Moderne als »zweite Moderne« (Beck/Bonß 2001) oder als »späte Moderne« (Giddens 1995: 70) weisen in die Richtung einer Refiguration der Moderne. Dabei ist es gerade die digitale Mediatisierung, die

zu einer Verschärfung der gegensätzlichen Spannungen (wie virtuell/real-weltlich oder auch netzwerken/territorialisieren) führt.

Auch wenn Refiguration immer einen zeitlichen Prozess mit einschließt, dessen eine Seite zum Beispiel als »Beschleunigung« charakterisiert werden kann, so wollen wir mit diesem Begriff die Räumlichkeit dieser Prozesse unterstreichen: Raum ist nicht nur Objekt, Instrument oder (als »Enträumlichung«) Opfer der Globalisierung; wie alles soziale Handeln räumlich erfolgt, hat auch dieser Prozess wesentliche räumliche Dimensionen. Raum ist das Medium menschlichen Handelns, das von der (digitalen) Mediatisierung am meisten betroffen wird, und deswegen ist er auch im Fokus unseres Interesses.

So deutlich die zeitliche Dynamik wissenschaftlich herausgestellt wurde, so wenig haben räumlichen Veränderungen bisher die entsprechende Aufmerksamkeit erfahren, auch wenn Phänomene wie etwa die Komplexitätssteigerungen der Globalisierung und vielschichtige Anwesenheits-/ Abwesenheitsregime durch Digitalisierung häufig diskutiert wurden. Zurückzuführen ist die insgesamt geringere Beachtung der räumlichen Veränderungen vor allem darauf, dass der Ausbau einer Sozialtheorie des Raumes immer noch am Anfang steht (Fuller/Löw 2017). Obwohl Georg Simmel (1992) sowie Émile Durkheim (1965) schon um 1900 den Raum als soziales Phänomen gefasst haben (Zieleniec 2007), wandten sich in der Folge nur wenige AutorInnen der Entwicklung einer Raumsoziologie zu. Positiv hervorzuheben sind an dieser Stelle sicherlich Henri Lefebvre (1974) oder Jean Rémy (1975), die die bedeutende Rolle von Räumen für das Verständnis von Kapitalismus und Gesellschaft dargelegt haben.

Gerade einmal vor rund 25 Jahren setzte dann das ein, was als *Spatial Turn* (Soja 1989; Löw 2001), *topografischen* oder auch *topologischen Turn* bezeichnet wurde (Weigel 2002; Schlögel 2003; Döring/Thielmann 2008). Raum wird seither nicht mehr nur als bloßes Umfeld einer von begrenzten Territorien geprägten oder durch den Code von »hier« und »dort« definierten Gesellschaft betrachtet; vielmehr gilt Raum nun als eine zentrale soziale Kategorie, deren Bestimmung auf sozialer Interaktion, Interdependenz, Prozesshaftigkeit und Relationen basiert.

Inspiriert von dieser Raum-Wende lässt sich mittlerweile ein Aufblühen raumbezogener Forschung innerhalb der Sozialforschung erkennen, die die gesellschaftliche Dynamik im Hinblick auf Raum und Raumordnung umfassender und präziser zu verstehen begehrt (Schuster 2010; Weidenhaus

2015; Hoerning 2016). Zweifellos gibt es einige herausragende Studien über räumliche Phänomene von grundlegenden sozialen Kategorien, wie zum Beispiel sozialer Ungleichheit (Lobao et al. 2007). Doch trotz einer Zunahme empirischer Forschung wird Raum in der soziologischen Theorie bisher nur am Rande erörtert (Frehse 2013; Löw/Steets 2014; Lindemann 2017; Schrorer 2017). Bei einer zunehmenden Zahl von Veröffentlichungen über Raum und Gesellschaft in den letzten 20 Jahren beklagen viele KritikerInnen nach wie vor einen Mangel in der Weiterentwicklung, Ausarbeitung und Spezifizierung der räumlichen Theorie des Sozialen (Massey 2005; Shields 2013: 1). Raum und Ort bleiben, wie Phil Hubbard und Rob Kitchin herausstellen, »relatively diffuse, ill-defined and inchoate concepts« (Hubbard/Kitchin 2011: 7). Viele Studien, so auch die Kritik von Ulrike Jureit (2012), beriefen sich nur rhetorisch auf einen relationalen Begriff von Raum. Ähnlich bemängelt Jeff Malpas (2012: 228), dass viele theoretische Konzepte räumliche Anordnungen nicht berücksichtigten, sondern räumliche Imaginationen und Rhetorik nur genutzt würden, um politische Prozesse zu thematisieren. Das Fehlen einer ausgearbeiteten Raumtheorie ist auch aus methodischer Perspektive problematisch (Baur et al. 2014), weil häufig unreflektiert Container-ähnliche Raumausschnitte als Untersuchungseinheiten definiert und Chancen relationaler und visueller Analysen nicht ausreichend genutzt werden. Zu oft hat es den Anschein, als bliebe der Raum ein Thema von Spezialdisziplinen, wie der Architektur- oder der Stadtsoziologie, während Gesellschaft als Ganzes ohne Bezug zum Raum verstanden werden könne. Deswegen finden sich in soziologischen Zeitschriften auch nur wenige Studien, die auf die räumlichen Strukturen ihrer Untersuchungsgegenstände Bezug nehmen. Anders formuliert lässt sich sagen: Räume werden zwar als sozial angesehen, aber Gesellschaft wird nicht räumlich gedacht.

Dieses sozialtheoretische Defizit in der Forschung zum Raum wird besonders deutlich mit Blick auf den tiefgreifenden Wandel, den Gesellschaften in den letzten Jahrzehnten erlebt haben. Tatsächlich erleben viele von uns gerade sehr konkret, wie sich die räumliche Organisation von Gesellschaft verändert. Da es aber an adäquaten grundlegenden theoretischen Konzepten mangelt, können diese Veränderungen bislang nur recht vage gefasst werden, wie etwa in der Idee der »Netzwerkgesellschaft« bei Castells (1996) bzw. in »fluid spaces« bei Annemarie Mol und John Law (1994) oder im Konzept von »Knoten« bei Gilles Deleuze und Felix Guattari (1997), bzw. wie bei Arjun Appadurai (1996) in »Sphären«.

Vor diesem Hintergrund ist es umso bedeutsamer, sich mit diesen Veränderungen auseinanderzusetzen, als viele AutorInnen in den 1980er und 1990er-Jahren noch davon ausgegangen waren, dass der Raum an Relevanz verlieren würde (Jameson 1984; Virilio 1986; Serres 1991). Auch wenn sich mittlerweile die Hinweise auf die entgegengesetzte Entwicklung eines »spacing out«, eines Prozesses der Generierung und Erweiterung von Räumen (Simone 2011: 363) mehren, stellen sich die Wissenschaften nur langsam auf diese gestiegene Bedeutung von Raum und Räumen ein. Der Bestimmung grundlegender Raumfiguren wird erst langsam Aufmerksamkeit geschenkt (Löw 2020).

Mit dem Begriff der Refiguration wollen wir die Aufmerksamkeit auf die Räumlichkeit der Gesellschaft und ihre Veränderung lenken. Indem wir uns diesem Konzept zuwenden, wollen wir die LeserInnen gleichzeitig mit der Rahmenkonzeption des Sonderforschungsbereiches (SFB) 1265 vertraut machen, in dem alle AutorInnen des vorliegenden Bandes mitwirken. In diesem Zusammenhang wollen wir sowohl einen Beitrag zur Weiterentwicklung der raumbezogenen Theorie des Sozialen leisten wie auch die Frage nach den gegenwärtigen räumlichen Wandlungsprozessen in ihren Spannungen konzeptionell und diagnostisch als *Refiguration* von Räumen in den Blick nehmen. Dabei versuchen wir zunächst im folgenden zweiten Abschnitt des Beitrags eine kurze Skizze dessen, was wir unter Refiguration verstehen.¹

Quer über verschiedene Forschungsprojekte im SFB hinweg hat sich die zentrale Rolle besonderer Raumfiguren gezeigt, wenn wir die Refiguration verstehen wollen. Waren wir anfänglich von der entscheidenden Spannung zwischen einer Netzwerk- und einer Territoriumslogik ausgegangen, so erwies sich die heuristische Annahme von vier *Raumfiguren* als besonders hilfreich: Orte, Netzwerke, Bahnen und Territorien. Wir wollen diese Raumfiguren deswegen in einem dritten Teil dieses Aufsatzes kurz skizzieren. Sie zeigen zum einen, dass die refigurierende Spannung nicht nur auf zwei grundlegende Modelle (Territorium, Netzwerk) zurückgeht, wie wir anfänglich annahmen, sondern differenzierter gefasst werden muss. Zum anderen aber bieten die Verbindungen zwischen diesen Raumfiguren und die von ihnen geprägten Konflikte auch die Chance, die Vielfalt der räumlichen Formen und Prozesse auf eine analytische Weise zu erfassen und zu erklären.

1 Wir haben das Rahmen-Konzept der Refiguration schon in anderen Texten erläutert, auf die wir an verschiedenen Stellen hier zurückgreifen (Knoblauch 2017; Knoblauch/Löw 2017; Knoblauch/Löw 2020b; Knoblauch/Löw 2020c; Knoblauch 2020).

Die ursprünglich sehr breit angelegte Refigurationsthese wollen wir empirisch zudem durch eine Reihe von Teilprozessen spezifizieren, die wir im SFB zunächst anhand von »sensitizing concepts« im Rahmen von »sensitizing visits« (vgl. Marguin/Knoblauch in diesem Band) erhoben haben. Gingen wir anfänglich von den drei Prozessen der *Mediatisierung*, der *Translokalisierung* und der *Polykontextualisierung* aus, so deuten die empirischen Studien eine Reihe weiterer Prozesse (Imbrikation, Hybridisierung) und Merkmale (vielfältige Raumformen, die Raumfiguren zugeordnet werden können) an, die die Refiguration der Räume zu charakterisieren und spezifizieren helfen. Gerade für diesen Abschnitt des Beitrags sollten wir betonen, dass die empirischen Befunde noch vorläufig sind, stehen die Forschungsprojekte während der Abfassung dieser Texte noch in der Halbzeit der ersten Förderphase². Auch bleiben Lücken, da die methodischen Wege der Teilprojekte des Verbundes noch unterschiedlichen Phasen folgen. Gleichwohl aber zeichnen sich nun schon eine Reihe höchst bedeutender Einzelbefunde und vor allem allgemeinere Tendenzen ab, die nicht nur für ein so großes Forschungsschiff wie den SFB andeuten, welchen Kurs es fährt. Sie werfen auch ein genaueres Licht darauf, wie wir die *sensitizing concepts* mit neuen in der empirischen Forschung gefundenen Inhalten anfüllen können.

Diese Vorläufigkeit gilt noch mehr für unsere ersten Überlegungen zu *Raumkulturen*, die wir im letzten Abschnitt unternehmen. Denn der empirische Vergleich, der zwischen Refigurationsprozessen in Berlin, in Deutschland, in Europa, an kleinen Orten, großen Städten und Ländern in Asien, Afrika oder den Amerikas vorgenommen wird, bestätigt, dass wir es hier nicht mit unterscheidbaren, voneinander getrennten »Kulturräumen« zu tun haben. Vielmehr lassen sich Ähnlichkeiten, Verbindungen und Überschneidungen beobachten. Um diese diversen, auch vor Ort heterogenen, Raumpraktiken zu fassen und eine Vergleichsperspektive aufzubauen, schlagen wir deswegen den in diesem Zusammenhang neuen Begriff der Raumkulturen vor. Es handelt sich dabei nur um erste Überlegungen, sodass die Skizze noch sehr grob bleiben muss. Sie soll aber Möglichkeiten für die Erforschung von Refiguration zur Diskussion stellen, die an ganz unterschiedlichen Orten, Regionen und Ländern unterschiedlicher Skalierung erfolgt und daher solche Vergleiche erfordert, die anerkennen können, in welchem Verhältnis diese zueinander stehen.

2 Jeder SFB ist auf zwölf Jahre mit drei Förderphasen angelegt.

Refiguration

Der Begriff der Refiguration lenkt den Blick auf die Frage nach dem durch Spannungen bewirkten Umbau gesellschaftlicher Ordnung und damit auch der Ordnungsprinzipien. Wir schließen damit an Norbert Elias' Begriff der Figuration an. Elias betont mit diesem Begriff ein Interdependenzgeflecht mit mehr oder weniger labilen Machtbalancen (z.B. Elias 1970). Für Elias dynamisiert der Figurationsbegriff einmal den statischen Strukturbegriff. Zudem denkt er Figurationen auf eine prozesshafte und relationale Weise, die wir entschieden teilen (Löw 2001; Knoblauch 2017). Auch denkt er Figuration als Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Subjekten. Sie haben also eine subjektive Seite, sind aber immer auch mit gesellschaftlichen Institutionen verknüpft. Wie Elias zeigt, lernen wir in der Gesellschaft zum Beispiel subjektiv den Mund beim Gähnen zu schließen, während die Gesellschaften objektiv beginnen, sich als territorial verfasste, mit Grenzen zu schließende Gebilde zu manifestieren (Elias 1976 [1937]). Die Zentralisierung Frankreichs bietet für Elias das mustergültige Beispiel für die Ausbildung der modernen Gesellschaft. Als moderner Staat reicht sie mit ihrem Gewaltmonopol unmittelbar bis zum Körper jedes seiner »Subjekte«. Mit seiner zunehmend rationalistisch-bürokratischen Organisation kontrolliert der moderne Staat auch die Beziehungen und Interdependenzen zwischen den Subjekten und den Institutionen.

Elias denkt den Figurationsbegriff durchaus figürlich, insofern er ihm hilft, die Verdinglichung von Begriffen aufzubrechen. Wenn wir nun den Begriff der *Refiguration für durch Spannung bewirkte Umbauten der Gesellschaft* an die Stelle von Begriffen wie Wandel, Transformation oder Veränderung setzen, dann greifen wir von Elias durch den integrierten Figurationsbegriff die Gedanken auf,

- dass sich die Umbauten der Gesellschaft in Machtbalancen und Abhängigkeiten, das heißt relational, räumlich formen,
- dass diese räumliche Formung prozesshaft ist und
- dass die Relationierung von Psycho- und Soziogenese zu verstehen hilft, wie im Prozess der Veränderung nicht nur Institutionen, sondern auch die Subjekte selbst (als Identitäten oder Singularitäten) ihr (beispielsweise geografisches) Wissen, ihre Imaginationen und ihre Affekte konstruieren.

Anstatt allerdings mit Elias von einer allmählichen Entstehung eines globalen Weltstaates auszugehen (Delmotte/Majastre 2017: 115), anstatt lediglich eine »Transformation« von einer zur anderen Form anzunehmen und ohne Figuration mit Gesellschaft gleichzusetzen, unterstreichen wir mit dem Begriff der Refiguration einen Prozess. Dieser Prozess ergibt sich aus dem Zusammenstoß, der Spannung und dem Konflikt zwischen den Logiken unterschiedlicher Figurationen, die alltägliches Handeln, Emotionen, Imaginationen ebenso durchziehen wie Institutionen und Objektivierungen.

Im Gegensatz zu den sehr offenen Begriffen wie »Wandel« oder »Veränderung« und dem sehr engen Begriff der »Transformation«, welcher die Überführung eines Zustands in einen anderen benennt, bezieht sich das Konzept der Refiguration auf *Interdependenzverhältnisse*. Es erlaubt, vermeintlich getrennte Strukturebenen wie Makro, Meso und Mikro oder »Scales« als miteinander verknüpft und verwoben zu betrachten. Es ist mit dem Bezug auf Figur-Bildung explizit ein räumlich gedachtes Konzept und leistet in der Verbindung von Prozess und Raum eine raum-zeitliche Integration.

Prinzipiell ist Refiguration ein Konzept, dass nach dem Qualitätswechsel des Sozialen (im Prozess, das heißt auch ungleichzeitig, in ungleichen Machtbalancen, relational) fragt. Denkt man die von Elias übernommenen Komponenten zusammen mit empirischen Befunden über gesellschaftlichen Wandel weiter, so bezeichnen wir mit Refiguration einen Prozess,

- a. der auf der Ebene des sozialen bzw. kommunikativen Handelns wie auch der Interaktionen sowie ihrer Aggregationen und Institutionen neben einer zeitlichen auch eine *sozial-räumliche Dimension* annimmt,
- b. der in der Veränderung auf der *Gleichzeitigkeit von unterschiedlichen Entwicklungen* basiert, sowohl im internationalen Vergleich als auch am gleichen Ort,
- c. dessen Wirkungen sich sowohl *subjektiv als auch institutionell* zeigen,
- d. der dieses Nebeneinander als *Spannungen* artikuliert, die sich deutlich in binären Polarisierungen zeigen, aber keineswegs auf diese Binaritäten zu reduzieren ist,
- e. der ermöglicht zu denken, dass die Spannungen sich weder linear entwickeln noch dialektisch aufheben, sondern als grundlegende, sich *räumlich artikulierende Wirkkräfte* die Form und Richtung sozialen Wandels erklären,

- f. der sich in sich *wandelnden räumlichen Figuren* nicht nur ausdrückt, sondern in diesen und den zwischen ihnen sich bildenden Verflechtungen und Konflikten entfaltet.

Anstelle eines Verständnisses von Globalisierung als System von Netzwerken und Bahnen, denen Orte als idealisiertes Gegenteil gegenüberstehen, fragt die Refiguration danach, wie Raumfiguren individuell und institutionell zueinander ins Verhältnis gesetzt werden und welche Spannungen bzw. Machtbalancen daraus resultieren. Als Ergebnis erkennen wir eine idealtypische Spannung zwischen einer Tendenz zu flachen, vernetzten und egalitären sozialen Beziehungen, Institutionen und institutionellen Ordnungen auf der einen Seite. Diese Tendenz ist verknüpft mit der Öffnung und Transgression von Räumen, der Transgression räumlicher Strukturen und der Transnationalisierung von Subjektivität und Kollektiven durch Kommunikation, Tourismus, Handel, Migration etc. Auf der Spannung erzeugenden anderen Seite lässt sich eine Tendenz zu einer Wiederbelebung und verschärften Markierung der modernen Territorialräume erkennen, bei der lokale, regionale oder nationale Grenzen und nationale Identitäten betont werden. Im Unterschied zur Annahme, dass die Globalisierung fast notwendig zu einer Weltgesellschaft führe (Greve/Heintz 2005), berücksichtigt das Konzept von Refiguration auch die entgegengesetzten Tendenzen. Es schließt ein, dass die Spannung zwischen den verschiedenen Logiken konstitutiv für viele derzeitige Gesellschaften ist und dass gerade aus dieser Spannung häufig politische, soziale oder kulturelle Konflikte resultieren. Mit Elias schließt sich daran die Frage an, ob Konflikte in Bezug auf Körperregime oder lokales Umfeld (z.B. Stadträume) Parallelen zu Konflikten im nationalen Umfeld (das heißt an den Grenzen) und sogar in transnationalen Beziehungen (wie in der EU, in TTIP etc.) aufweisen. Anstatt einen Wechsel von einer modernen Ordnung zu einer spätmodernen, hochmodernen oder postmodernen Ordnung anzunehmen, beschreibt und erklärt Refiguration das, was sich *aus diesen Spannungen ergibt*.

Raumfiguren

Eine wesentliche Spannung, die sich quer durch unsere verschiedensten empirischen Forschungen zeigt, ist jene zwischen territorialem und an Netzwerken orientiertem Denken und Handeln.³ Diese Gegenüberstellung wird auch in der Fachliteratur vielfach beschrieben. Sehr anschaulich zum Beispiel ist die modellhafte Darstellung von Ingrid Volkmer (2014), die sich mit der Struktur der medialen Öffentlichkeit beschäftigt: Sie zeigt, wie sich auf der einen Seite eine »Zentralität der Netzwerke« ausbildet, die sie auf der anderen Seite den »Netzwerken der Zentralität« gegenüberstellt. Im einen Fall handelt es sich um eine Netzwerk-Struktur, die vor allem Formen einer partizipativen, deliberativen und multilateralen Öffentlichkeit fördert, während auf der anderen Seite Tendenzen zu einer starken transnationalen, wirtschaftlichen Monopolisierungstendenz und technische Standardisierungen (Algorithmen, Bots etc.) deutlich werden. Während Volkmer noch hofft, dass es zu einer Auflösung der nationalen Zentren kommt, untersuchen wir mit dem Konzept der Refiguration die *anhaltende* Spannung zwischen diesen beiden (und ähnlichen raumgebundenen) Prinzipien und die sich daraus ergebenden Dynamiken.

Wie Refiguration zu denken ist, zeigt sich, wenn wir verschiedene Aspekte gegenüberstellen, die zu den Raumfiguren des Territorialraums und des Netzwerkraums gezählt werden können.

Raumverdichtung (<i>compression</i>)	Entbettung
Zentralität	Polyzentralität
Hierarchie	Heterarchie
Nationalisierung	Transnationalisierung
Grenzen	Transgression
Container	Relationalität
Exklusion	Inklusion
Territorium	Deterritorialisierung

3 Im SFB gehen wir davon aus, dass diese Raumfiguren das Denken, Wissen und Imaginieren der Handelnden leiten (Cluster/Säule A im SFB). Sie gehen damit in die kommunikativen Handlungen mit anderen ein, durch die sie sinnhaft objektiviert und mediatisiert werden. Ihre Digitalisierung bildet den zweiten Schwerpunkt der SFB-Forschung (Cluster/Säule B). Der dritte Schwerpunkt (Cluster/Säule C) untersucht, wie sich Institutionen, materiell etwa als Gebäude oder Infrastrukturen verfestigen, die Zirkulationen erlauben oder begrenzen.

So tragend die Spannung zwischen diesen beiden Raumfiguren Territorialraum und Netzwerkraum ist, deuten doch unsere empirischen Arbeiten an, dass auch andere räumliche Figuren und Logiken konkurrierend wirksam werden. Die Untersuchung der globalen Lieferketten etwa von Bananen (vgl. Hering/Füllung in diesem Band) macht deutlich, dass trotz des Ausbaus einer netzwerkförmigen Logistik die Lieferung selbst auf festen Bahnen verlaufen kann, die sich über Schiffswege, Lagerhallen bis zu den Orten ziehen, an denen die Waren verkauft werden.

Nicht nur empirisch, sondern auch im Anschluss an die raumtheoretische Fachliteratur wollen wir deswegen heuristisch vier grundlegende Raumfiguren bestimmen, die unterschiedliche räumlichen Logiken begründen.⁴ Wir werden im Folgenden von Territorialraum, Bahnenraum, Netzwerkraum und Ort sprechen, um die Gleichzeitigkeit dieser Figuren im Raumsein zum Ausdruck zu bringen und zugleich spezifische Ausprägungen in den Figuren zu unterscheiden. Zum Beispiel wird es so möglich, unter der Überschrift »*Territorialraum*« den Begriff des Territoriums für die staatliche Raumbildung zu reservieren und davon andere Territorialraum-Anordnungen abzugrenzen, zum Beispiel die Zone oder das Lager. Wir gehen davon aus, dass es eine Auswirkung von digitaler Mediatisierung ist, dass die Spannung zwischen Territorial- und Netzwerkraum häufig dominant ist. Diese beiden Figuren sind auch so gebaut, dass man Orte und Bahnräume

4 Vgl. zusammenfassend Löw 2020. Es existieren nur wenige systematische Vorschläge für die Erfassung grundlegender Raumformate. Für die politisch-ökonomische Restrukturierung schlagen zum Beispiel Jessop et al. (2008) vor, »territories«, »places«, »scales« und »networks« als konstitutive und relationale Dimensionen sozialräumlicher Beziehungen zu verstehen. Anders als Jessop et al. (2008) begreifen wir »scale« nicht als räumliche Anordnung, die sich im Prozess des kommunikativen Handelns zwischen leibkörperlichen Subjekten und materiellen Objekten herausbildet, sondern als mögliche Form der Syntheseleistung. Rau (2017: 142) schlägt »Punkträume«, »Wegeräume«, »Flächenräume« und »Gebäuderäume« als Unterscheidung vor, wobei uns Gebäuderäume nicht auf der gleichen Abstraktionsebene wie die anderen Raumformate zu liegen scheinen, da sie sowohl Orte (Punkträume bei Rau) als auch Flächenräume sein können. Im Unterschied zu Middell (2019) erachten wir es als hilfreich, Raumfiguren systematisierend zu erschließen und nicht empirisch eng an der Erscheinungsform anzulehnen (bei Middell für die Zeit nach 1989 »global cities«, »transnationale Räume«, »Regionalismus« und »neoismeriales Verhalten«, ebd.: 21f.). Die von Mol und Law (1996) vorgeschlagene Systematik von drei Raumtypen, »region«, »network« und »fluid space«, wird hier aufgegriffen, aber stärker an den Territorial- und Bahnenraum angelehnt, um die politischen Dimensionen der Raumkonstruktionen besser mit zu beleuchten. Der Ortsraum wird ergänzt.

gut als Elemente von Netzwerk- und Territorialräumen denken kann. Auch deshalb nehmen sie im Denken zuweilen eine hegemoniale Stellung ein. Allerdings, und das ist für die Analyse der Spannungen relevant, folgen zahlreiche Handlungen dennoch einer Orts- oder einer Bahnenlogik, sodass die vier Figuren analytisch zu trennen sind.

Kurz gesagt folgt die Konstruktion von Territorialräumen einer Logik des Platzierens und Arrangierens, der zufolge klare Grenzen nach außen gezogen werden und eine Beschränkung der Diversität nach innen akzeptiert wird (Middell 2019: 14; Rau 2017: 142). Sie werden in der Regel als statisch wahrgenommen. Synthetisiert wird der Territorialraum als Flächenraum (z.B. Territorium, Region, Zone) oder Container (z.B. Zimmer, Lager). Gerade unter Machtgesichtspunkten können sich Territorialräume deutlich unterscheiden. In der für die Moderne ebenfalls typischen Segregation von Menschen in Lagern (Agamben 2002) erfolgt zum Beispiel eine radikale Zentralisierung von Macht; dagegen dient die Zone der Reduktion einer komplexen Wirklichkeit auf einzelne dominante Tätigkeiten (Spielen, Erholen, Wirtschaften etc.). Über die Rahmung des Territorialraums durch Grenzen werden im Sinne der Konstruktion einer oder mehrerer Anderer/ Außenräume Differenzierungen erbracht (Löw/Weidenhaus 2017). So legen Steffen Mau, Fabian Gülzau und Kristina Korte (in diesem Band) dar, wie Räume über Grenzen refiguriert werden. Diese Refiguration zeigt sich zum einen quantitativ, indem Grenzen sich vervielfältigt haben, zum anderen aber auch qualitativ, indem mittels einer Diversifizierung von Grenzregimen Zirkulationen verhindert oder reguliert werden. Das ändert aber nichts daran, dass Territorialstaaten kontinuierlich an der Grenzsicherung von Territorialräumen arbeiten und hiermit Heterogenität im Inneren reduziert werden soll.

Im Gegensatz dazu bringt der *Netzwerkraum* radikal heterogene Elemente in eine materialisierte Figuration. Susanne Rau definiert den Netzwerkraum deshalb als »Raum mit einer topologischen Struktur« (2017: 151). Er kann, wie Mol und Law betonen, von Territorialräumen (in ihrer Sprache *regions*) unterschieden werden, da Territorialräume Elemente eng clustern und die Raumkonstruktion mit Grenzen versehen wird, wohingegen in Netzwerkräumen distante Elemente in Beziehung gesetzt werden und zugleich die Elemente gegeneinander abgesetzt und differenziert werden (1994: 643). Nigel Thrift und Kris Olds (1996: 321), die – ähnlich zu unseren Ergebnissen, nur aber auf der Ebene des Diskurses – vier topologisch unter-

scheidbare Arten des Sprechens über wirtschaftliches Handeln hervorheben, nähern sich Netzwerken über die Kategorien *connectivity*, *reciprocity*, *embeddedness*. Konzepte von Netzwerken würden vielfach genutzt, um Konstellationen mit flachen oder weniger Hierarchien auszudrücken. Sie folgen der Logik des Verbundenseins heterogener Elemente (vgl. auch Haraway 1991). So zeigen Jan-Peter Voß, Volkan Sayman, Jannik Schritt (in diesem Band) auf, welcher Bemühungen es bedarf, um Netzwerke zu knüpfen (relevante Akteure finden und für die Mitarbeit gewinnen, digitale Infrastrukturen aufbauen, Arbeitsweisen synchronisieren etc.). Sie legen auch dar, dass die Verknüpfung differenter Orte im Netzwerk durchaus Homogenisierung der Objekte und des Wissens erzeugen kann, indem zum Beispiel Handeln vergleichbar und systematisch analysierbar gemacht wird (z.B. durch tabellarische Übersichten, Umfragen, Evaluationsberichte usw.).

Dies führt zur Frage nach der Relevanz von *Orten* als Raumfiguren. Zunächst ist es die Globalisierungsdebatte, dann aber auch die Relevanz von Netzwerkfiguren in der sozial- und geisteswissenschaftlichen Forschung, die es mit sich bringen, dass die Aufmerksamkeit für Orte gestiegen ist, die ihre Relevanz aus ihrer Position im Netzwerk ziehen können (z.B. ein Flughafen, der vor allem zum Umsteigen dient). Hier steht nicht die Qualität der Einzigartigkeit im Vordergrund der Analyse, sondern die Möglichkeit, punktuelle Verdichtungen zu schaffen, die aus der Logik des Netzes erzeugt werden. Dies hat zu zahlreichen Debatten über den Verlust an Ortsqualitäten geführt (besonders prominent hier: Augé 1992; Castells 1996). Allerdings ist der Fall, dass Orte identisch reproduziert werden (mit allen kulturell eingebetteten Handlungen und Ausstattungen) empirisch extrem selten. Daher werden Orte (selbst Flughäfen) als konkret benennbare, meist geografisch markierbare Plätze/Stellen gefasst, die mit Identität aufladbare Bündelungen heterogener Prozesse aufweisen. Für Doreen Massey zum Beispiel sind Orte charakterisiert durch »throwntogetherness« (2005: 140). Orte sind daher, obwohl sie über Benennungen spezifisch und einzigartig werden, im kommunikativen Handeln vielfältig und offen (2005: 141).

»What is special about place is not some romance of a pre-given collective identity or of the eternity of the hills. Rather, what is special about place is precisely that throwntogetherness, the unavoidable challenge of negotiating a here-and-now (itself drawing on a history and geography of thens and theres).« (Massey 2005: 140)

In diesem Sinne können Verlinkungen in Netzwerken homogenisierend wirken, doch gleichzeitig werden tabellarische Übersichten, Umfragen, Evaluationsberichte etc. vor Ort interpretiert, angewandt, verschlampt etc. (Berkling 1998). Unsere empirischen Untersuchungen deuten geradezu eine Steigerung der Relevanz von Orten an. So ist das *place-making*, zum Beispiel in Form des Positionierens und des Schaffens eines »Zuhauses«, eine Strategie zur Absicherung im Kontext der Zirkulation (Helbrecht et al. im Druck; Weidenhaus/Korte in diesem Band). Trotz der Intensivierung des Raumwissens von Kindern und Jugendlichen durch die digitalen Medien bleibt auch bei deren intensiver Nutzung das »Zuhause« ein zentraler Bezugspunkt für sie (Castillo et al. erscheint 2021). Die Bedeutung von Orten als das Identisch-Spezifische, Historisch-Gewachsene, zuweilen auch das Beseelte, Sinnvolle, Lebendige (Vinken 2008: 154) wird regelmäßig in Interviews artikuliert und oft Verlusterfahrungen angesichts globaler Zirkulation entgegengesetzt.

Bahnenräume schließlich werden für gewöhnlich nicht zu den relevanten Raumfiguren gezählt,⁵ obwohl nur wenige Phänomene der Moderne ohne die Raumfigur der Bahn verständlich werden. Während Bahnen, Ströme und Flüsse häufig als Kanäle in Netzwerken gedacht werden, lenkt die städtebauliche Analyse die Aufmerksamkeit auf die Eigenständigkeit der Figur des Bahnenraums. Ausgangspunkt ist, dass der Bahnenraum (zunächst als Straße gedacht) zum Ausgangspunkt des modernen Städtebaus wurde (Vinken 2008). Von hier aus lässt sich die Stadt ordnen, das heißt zonieren, strukturieren, erschließen. Der Bahnenraum dient der Durchquerung von Raum. Die Konstruktion des Netzwerkes basiert auf der Logik der Verbindung von Knoten. In der Konstruktion des Bahnenraums werden alle Handlungen der Logik von Startpunkt und Ziel unterworfen. Der Bahnenraum ist die Route entlang der die Konstruktion eines (auch leer wahrnehmbaren) Flächenraums erst möglich ist. Gegen die potenzielle Offenheit der Zirkulation im Netzwerkraum (z.B. des U-Bahn-Netzwerkes, des Twitter-Netzwerkes) steht der Bahnenraum für die Erschließung von Räumen durch Routen und die Verwandlung von heterogenen Orten in homogene Territorien durch Bahnen.

5 Insbesondere das vielzitierte TSPN-Modell von Jessop et al. (2008) kennt nur »territories«, »places«, »scales« und »networks«.

»Die tabula rasa, der leere und zonierbare Raum, in dem die moderne Stadt entsteht und der sie seither ausgeliefert ist, ist der Raum der Bahnen. Unter dem Zugriff des Bahnraums verändert sich die räumlich heterogene Struktur der herkömmlichen Stadt, die Marc Augé als ein Beziehungsgefüge sich durchdringender und überlagernder Orte und als einen ›Ort der Tätigkeit‹ beschrieben hat.« (Vinken 2008: 148f.)

Dass diese Dynamik nicht nur in den Städten sichtbar wird, zeigt Jureit (2012) am Beispiel der modernen Kolonialisierung von Räumen auf. Forschungsreisende, Landvermesser und Abenteurer folgten zu Fuß oder zu Pferd klar vorgegebenen Routen, durchaus mit dem Ziel, Raumwissen zu erweitern. Faktisch verwandelte sich in der Linearität ihrer Route der Weg in einen Bahnenraum. Die Informationen, die sie auf dem Weg sammelten, flossen in einer einzigen Karte zusammen, wodurch alle Räume jenseits der Route in der Karte weiß blieben und als »leerer Raum« in die kollektive Wahrnehmung einfließen. Der Bahnenraum, der hier die Voraussetzung für die Durchsetzung des Territorialraums ist, entfaltet seine durchgreifende Logik, wie man bei Robert Venturi et al. (1977) lesen kann, in der Autobahn und den Auto fahrenden Subjekten, aber auch in der Containerroute der Banane (Hering/Füllung in diesem Band) oder in der in vielen Stadtneugründungen außerhalb Europas üblichen Verbahnung in Form von Autostraßen, Fahrradwegen, Fußgängerwegen, Routen für Elektroroller, unterirdischen Mülltransportbahnen und Datenbahnen (Löw/Stollmann 2018).

Denkt man Raum mit dem Konzept der Refiguration, dann erkennt man auf der einen Seite das Dominantwerden der Figur des Territorialraums, die im Zuge der Moderne eine hegemoniale Rolle einnahm. Auch hier lässt sich vortrefflich Jureit zitieren, die die Bedeutung von Orten für das Raumverständnis im Mittelalter und deren sukzessiven Bedeutungsverlust wie folgt zusammenfasst:

»Der fundamentale Wandel politischer Raumvorstellungen in der Frühen Neuzeit lässt sich mit der Formel *Vom Ort zum Territorium* auf den Begriff bringen. Liest man Reiseaufzeichnungen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, dann zeugen sie von einer Raumwahrnehmung, die zwar nicht mehr so punktuell fixiert war wie noch im Mittelalter, die aber den bereisten Raum vornehmlich als ein Nacheinander von Orten und nicht als räumliche Fläche entwarf.« (Jureit 2012: 36, Herv. i. O.)

Auf der anderen Seite steht der Netzwerkraum, der seiner Form nach keineswegs neu ist, aber im Zuge gesellschaftlichen Wandels zur legitimen Konkurrenz- und Kompensationsfigur wurde. Über Bahnenräume und Ort spielen diese Formate ineinander und gegeneinander. Der Ort zum Beispiel entfaltet im Netzwerkraum eine andere Logik (nämlich die Logik des Knotens) als im Zusammentreffen von Bahnen- und Territorialraum, wo der Ort plötzlich das Lebendige, Widerständige verkörpern kann, zum Beispiel wenn in einer Smart City wie Songdo ein Central Park zum Identifikationsort werden soll (vgl. Bartmanski/Kim/Löw/Pape/Stollmann in diesem Band). Anders als in der klassischen Moderne ist das Territorium heute allerdings nicht mehr die unangefochtene Leitfigur (ausführlich: Maier 2000). Vielmehr hat sich die Netzwerklogik ausgebreitet. Netzwerk- und Territorialraum sind bereits gleichzeitig wirksame räumliche Logiken, die in Spannung zueinanderstehen. Dies ist eine räumliche Spannung, die wir als kennzeichnend für die späte Moderne erachten und als Refiguration konzeptuell fassen. Darüber hinaus erlaubt uns die heuristische Typologie von vier Raumfiguren, die binären Beobachtungen zu überschreiten und die vielfältigen Konflikte, Ergänzungen und Spannungen in den Blick zu nehmen, die sich im Zusammentreffen auch mit, zwischen und in anderen Raumfiguren ergeben.

Hierfür müssen an dieser Stelle einige wenige Beispiele genügen: Dort, wo die Identitätslogik der Orte stark betont wird, kann sie gegen die Homogenisierung von Wissen in den Zirkulationen in Netzwerken ebenso in Stellung gebracht werden wie gegen die Angleichung von Platzierungen in Territorialräumen, ja sogar gegen die Zumutung des steten Flusses im Bahnenraum. Das gilt zum Beispiel für Blut in Adern, das keine Orte kennt (vgl. Mol/Law 1994, die diese Raumfigur »fluid space« nennen). Ausgehend von den sinnlichen, körperlichen, affektiven Handlungen sind Orte jene Raumfiguren, die unmittelbar erfahrbar wirken. Aber auch Bahnenräume können diese Qualitäten aufweisen (z.B. auf der Achterbahn). Dagegen bleiben Netzwerke und Territorien wahrnehmungstheoretisch relativ abstrakte Figuren und werden folglich im kommunikativen Handeln auch anders adressiert.

Strukturell können Netzwerk- und Territorialraum Konkurrenz- und Kompensationsfiguren sein. Die Figuren ergänzen sich, wenn zum Beispiel im Zuge ökonomischer Komplexitätssteigerung Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts mit der Konstitution des nationalstaatlichen Territorialraums zugleich die globale Vernetzung gestärkt (Conrad 2010) und somit der Herausbildung eines als global erfahrenen Netzwerkraums erst Vorschub

geleistet wird. Auch die Sonderwirtschaftszone ist eine neue Form des Territorialraums, die aber deshalb so effektiv ist, weil sie als Plattform für internationale Zirkulation dient (Bach 2011). Sobald allerdings die Angst vor globaler Vernetzung zum Beispiel bei Gruppen mit geringem Bildungsstand und höherem Alter ausgeprägter ist als bei anderen sozialen Gruppen (De Vries/Hoffmann 2016), kann die Figur des zu schließenden Territoriums zur Konkurrenzfigur aufgebaut werden. Netzwerk- und Territorialraum ähneln sich zweifellos darin, dass sie – typisch für die Moderne – Prozesse und Ereignisse homogenisieren können, aber sie unterscheiden sich deutlich in der Stellung, die die Differenz in der Figur einnimmt. Während der Territorialraum so konstruiert ist, dass Differenz ausgelagert wird (z.B. andere Länder) oder zuweilen auch inselförmig eingekapselt wird (in einzelnen Städten, aber nicht auf dem Land), basiert der Netzwerkraum auf der Verbindung differenter Elemente/Orte/Platzierungen, die aber in der Zirkulation nicht notwendig (vielleicht sogar selten) als different adressiert werden.

Lebensweltlich stehen Menschen vor der Herausforderung, dass Raumkonstitution unter Bedingungen heterogener, spannungsreicher Raumfigurationen zu einer komplexen Alltagsleistung geworden ist, die der zeitlichen Komplexitätssteigerung durch Beschleunigung in nichts nachsteht. Hierbei kann das Raumwissen je nach Lebenslage von unterschiedlichen Figuren geprägt werden. Ein mögliches Muster, nach dem subjektiv relevante Lebensräume angeordnet werden, kann als Netzwerk beschrieben werden. Es werden verschiedene Ortsräume gleichzeitig relevant gemacht und permanent verglichen, ohne dass es gelingt oder gelingen soll, einen Ort über den anderen zu stellen. Um sich an den verschiedenen Orten aufhalten zu können, können Biografien auf Bahnenräume angewiesen sein. Für ihr Leben jedoch wird weder ein zentraler Ort noch die Bahn als eigener Raum wahrgenommen, sondern der verfestigte Netzwerkraum. Diese Erfahrung teilen sehr ortsbezogene Menschen in keiner Weise (Weidenhaus 2015; vgl. auch Weidenhaus/Korte in diesem Band).

Mediatisierung, Translokalisierung und die Vielfalt der Polykontexturalisierung

Wie erwähnt, handelt es sich bei den Raumfiguren um eine heuristische Typologie, die sich aus der bisherigen Forschung ergibt und die auf einer relativ abstrakten Ebene spezifiziert, wie wir die Figurationen räumlich verstehen, die miteinander in Spannung geraten und damit die Refiguration antreiben. Die Bestimmung der einzelnen Figuren (ggf. auch weiterer Figuren), ihr Verhältnis zueinander wie auch ihre Abgrenzbarkeit wird die Forschung noch eine Weile beschäftigen. So deuten etwa die Untersuchungen zu Kontrollräumen (Knoblauch/Janz/Schröder in diesem Band) darauf hin, dass der durch die Kommunikationstechnologie gebildete »smarte« Netzwerkraum durchaus von den Netzwerken unterschieden werden muss, die aus materialisierten Bahnen etwa des öffentlichen Verkehrssystems, der Gasversorgung oder der Fluglinien mit ihren Netzwerkknoten bestehen. Die bisherigen empirischen Forschungen im SFB in der ersten Phase haben sich auf einer konkreteren Ebene gegenwärtigen Entwicklungen der Refiguration der Räume zugewandt: *Mediatisierung*, *Translokalisierung* und *Polykontexturalisierung*. Diese in theoretischen Vorarbeiten entwickelten Prozessbegriffe (Knoblauch 2017) dienten in der ersten Phase als *sensitizing concepts* für die empirische Forschung, die nun zunehmend empirisch gefüllt, spezifiziert und differenziert werden. Auch hier wollen wir (nur) erste Ergebnisse und rahmende Annahmen präsentieren.

Mediatisierung kann keineswegs nur als abstrakter »Metaprozess« (Krotz 2001) zur Erklärung der gegenwärtigen Refiguration dienen. Weil Mediatisierung die räumliche Dimension des kommunikativen Handelns betrifft, geht es hier um die besonderen Folgen der digitalen Mediatisierung. Die digitale Mediatisierung hat sich nicht nur, wie erwähnt, als eine der treibenden Kräfte der aktuellen Refiguration herausgestellt, sie nimmt zudem selbst spezifische räumliche Formen an. Ihre Wirkung entfaltet die Mediatisierung, weil sie die Art und Weise verändert, wie kommunikatives Handeln körperlich oder mittels anderer Objekte und Technologien übertragen wird. Im Unterschied zu den bisherigen Massenmedien ermöglichen die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien sowohl eine *many-to-many*-Kommunikation wie auch eine enorme Quantität, Häufigkeit und Dichte an *one-to-one*- und *one-to-many*-Interaktionen (Couldry/Hepp 2016). Sie weiten sich über das System der Kommunikationsmedien hinaus und er-

möglichen neue Formen der materialen Produktion etwa in der Industrie 4.0, neue Arten von Verkehr, Mobilität, sozialer Kontrolle (Überwachungssysteme) und Koordination (Smart Cities), ja eigentätige, autonome Handlungen der Technologien selbst, wie etwa selbstfahrende Autos (Sayman 2021). In Gestalt von *localized media* kann die Digitalisierung durchaus auch zu einer Aufwertung von Orten führen, die nicht nur in der Wahrnehmung der Subjekte durch eine medial repräsentierte virtuelle Schicht ergänzt wird, sondern auch zusätzliche Bedeutungen für Handlungen, Interaktionen und Beziehungen gewinnt, wenn sie zum Spielen mit virtuellen Objekten, zum Kennenlernen von Menschen oder zur Nutzung wirtschaftlicher Angebote in der Nähe genutzt werden (Lettkemann/Schulz-Schaeffer in diesem Band). Die Mediatisierung betrifft daneben auch städteplanerische Großprojekte der Raumproduktion: Masterpläne werden etwa durch partizipative Prozesse und mehrstufige Steuerung ersetzt und, wie Gabriela Christmann und Martin Schinagl (in diesem Band) zeigen, führt die digitale Mediatisierung zum Wandel im professionellen Selbstverständnis sowie zur translokalen Vernetzung von Aufgaben, die zunehmend über Visualisierungen kommuniziert werden (Mélix/Singh in diesem Band).

Die Auswirkungen der digitalen Mediatisierung ziehen sich durch die Untersuchungen aller Forschungsprojekte im SFB. Sie wirkt sich beispielsweise auch auf das Wissen von Kindern und Jugendlichen aus, die sich Räume nun nicht mehr nur auf eine territoriale Weise homogen aneignen, sondern Raum auf eine bisher ungewohnte Weise als translokale Inseln fassen. Dadurch vollzieht sich eine Pluralisierung von Aktionsräumen in der Kindheit und Jugend, die nebeneinander bestehen, und mit ihnen eine Pluralisierung des gleichzeitig relevant werdenden Raumwissens.

Translokalität bzw. *Translokalisierung* ist ein vielfältig gebrauchter Begriff. Wir bezeichnen damit die Einbettung von sozialen Einheiten wie Familien, Nachbarschaften und Religionsgemeinschaften in Kreisläufe, die die verschiedenen Orte miteinander verbinden. Dabei kann es um die Mobilität von Menschen, um die Mediatisierung kommunikativer Handlungen oder um die Zirkulation von Dingen, Technologien und anderen Objektivationen gehen, wie wir sie etwa in Warenketten vorfinden. Mobilität, Mediatisierung und Zirkulation beruhen auf der Existenz, dem Ausbau und der Integration verschiedener Infrastrukturen, deren gegenwärtiger Wandel die Anordnung von Waren vermutlich ebenso verändert wie das subjektive Wissen über ihre Herkunft (vgl. Hering/Fülling in diesem Band). Über Trans-

lokalisierung wird die Erfahrung möglich, dass die je spezifisch verorteten Institutionen, Netzwerke und Einzelpersonen mit anderen Orten stabil in Beziehung stehen. Da eine Einbettung vor Ort nicht mehr als gegeben angesehen wird, führt Translokalisierung letztlich zu einem reflexiven Bezug auf Orte (Dalal et al. 2018). In diese Richtung deuten auch Befunde von Barbara Pfetsch et al. (2019), dass sich ein Großteil der Twitter-Nachrichten auf lokale Ereignisse bezieht. Die Twitter-Kommentare verdichten sich thematisch zu Diskursen und bilden darüber hinaus durch spezifische lokale und translokale Themenbilder auch eigene thematisch gebündelte Öffentlichkeiten. so zeichnet sich etwa an Jerusalem-spezifischen oder Jerusalem und Berlin verbindenden Twitter-issues auch eine *issue spatiality* ab, d.h. eine Bindung und translokale Verbindung zwischen Themen und Orten. Auch Talja Blokland und Henrik Schultze (in diesem Band) beobachten, dass Menschen, die ihre Nachbarschaft lokal nutzen, ihre Herausforderungen auch lokal diskutieren.

Diese Art der translokalen Kommunikation grenzt schon an das, was wir als *Polykontexturalisierung* näher bestimmen konnten. Im Anschluss an Niklas Luhmann (1997: 891f.), der damit die Vielfalt an Sinnbezügen bezeichnet, die Kommunikation in funktional differenzierten Gesellschaften zugleich herstellen muss, fokussieren wir damit (a) Bezüge auf verschiedene Räume. Weil wir vom kommunikativen Handeln ausgehen, beschränken wir uns (b) nicht auf Sinnbezüge, sondern auf sinnhaft-materielle Bezüge, die wir deswegen als »Kontexturen« bestimmen (vgl. Knoblauch/Janz/Schröder in diesem Band).⁶

Polykontexturalisierung schließt natürlich auch multiple sinnhafte Bezüge ein, wie die auf der Ebene des Wissens von KundInnen, die den Einkaufsort ihrer Waren mit bestimmten Herkunftsorten im Sinne »regionaler Produkte« oder »exotischer Früchte« verbinden (Hering/Baur 2019). Polykontexturalität kann aber auch als Form des Handelns angesehen werden. So weisen Johanna Hoerning, Theresa Adenstedt und Paul Welch Guerra (in diesem Band) auf die polykontexturalen Bewältigungsstrategien hin, die in NGOs eingesetzt werden, um mit der Vielfalt der räumlichen Bezüge in der Praxis umzugehen. Die Raumbezüge bestehen dabei keineswegs nebenei-

6 Der Zusammenhang der Polykontexturalisierung zu dem theoretisch offenbar noch wenig bestimmten Konzept der Multiple Spatialities müsste noch geklärt werden, das die Beobachtung, Koordination und Vernetzung (von) verschiedener/n Räumen zu bezeichnen scheint (Williams 2010).

inander, sondern bewegen sich auf unterschiedliche Skalen, auf denen sich die NGOs selbst positionieren müssen. Auch am Fall der Kontrollzentren (Knoblauch/Janz/Schröder in diesem Band) zeigt sich, dass Polykontexturalisierung durch digitale Medien die *gleichzeitige* Einbettung von Handelnden und Beziehungen in verschiedene räumliche und auch auf verschiedenen räumlichen Skalen operierende Kontexturen ermöglicht. Die kontrollierten Räume bilden keineswegs nur zeichenhaft repräsentierte Kontexte des Handelns im Kontrollraum. Vielmehr schaffen die digitalen Medien das, was sie als Kontexturen definieren. Mit Kontexturen werden die Zentren material mit den kontrollierten Räumen, Orten und Netzwerken so verknüpft, dass sie hineinwirken können, d.h. dass Züge zum Stehen gebracht, Gasleitungen entleert oder Explosionen verursacht werden können.

Das Konzept der Polykontexturalisierung hat auf diese Weise nicht nur eine spezifische qualitative Bestimmung erfahren; als *sensitizing concept* hat es auch dazu beigetragen, dass verschiedene Formen solcher multippler Raumbezüge unterschieden werden können. So beobachten wir eine räumliche *Hybridisierung* etwa bei Flüchtlingslagern, in denen aus der Verbindung kulturell unterschiedlichen Raumwissens und Praktiken eigene Raumformen entstehen (Steigemann/Misselwitz in diesem Band). Auch die lokativen Medien erzeugen synchrone bzw. asynchrone Formen der Hybridisierung von Orten, an denen sich Subjekte befinden, und den virtuellen Welten, in denen sie sich mittels digitaler Medien und ihrer audiovisuellen Repräsentationen bewegen (Lettkemann/Schulz-Schaeffer in diesem Band). Hybridisierung, bei der die Merkmale der Raumformen erkennbar bleiben, aus denen sie gebildet wird, sollte unterschieden werden von Imbrikation. *Imbrikation* bedeutet in einem vorläufigen Verständnis, dass grundlegende figurale Eigenschaften verschiedener Kontexte erhalten bleiben, während ihre räumliche Ko-Präsenz sozio-materielle Verschiebungen mit sich bringen, die sowohl zu neuen Spannungen als auch zu neuen Effizienzen führen können, wie sich an der Fallstudie zur südkoreanischen Smart City Songdo zeigt (vgl. auch Bartmanski/Kim/Löw/Pape/Stollmann in diesem Band). Songdo besteht wesentlich aus einem Archipel aus Apartmentkomplexen, die man als Gated Communities ohne Zäune bezeichnen könnte. Diese Gated Communities sind keineswegs nur hybride Vermischungen, sondern material-architektonisch offene Gebäudekomplexe, deren Grenze durch digitale Technologien gesichert, aber zugleich für die lokale Öffentlichkeit invisibilisiert werden. Daneben finden wir auch Entwicklungen, die besser

als *Verflechtung*, Überlagerung oder *Infiltrierung* beschrieben werden, weil sie jeweils auf andere Weise Kontexturen verschieben, ineinander verzahnen oder überformen. Sie machen deutlich, dass wir es mit prozessualen Veränderungen räumlicher Anordnungen zu tun haben.

Die empirischen Arbeiten fokussieren also nicht nur auf Veränderungen, sondern bringen ebenfalls die Institutionalisierung neuer, auch materieller Formen räumlicher Anordnungen und ihre Refiguration in den Blick, die wir als (institutionalisierte) *Raumformen* bezeichnen. Die folgenden Ausführungen verdeutlichen nur exemplarisch einige dieser Raumformen. Beispielsweise zeichnen sich die in der hohen Moderne entstandenen Kontrollräume zum einen dadurch aus, dass geschlossene Räume durch Kommunikationstechnologien mit einem Außen verbunden sind. Sie wandeln sich, zum anderen, auch mit der Veränderung der Technologien, des Wissens um sie und ihrer Nutzung. Eine andere sehr markante Raumform bilden Grenzen. Wie oben bereits dargelegt, stellen Mau, Gülzau und Korte (in diesem Band) in einer vergleichenden Untersuchung der weltweiten Grenzanlagen die für die Refiguration typisch polare Entwicklung heraus, dass in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich nicht nur Grenzen abgebaut, sondern im selben Maße auch Grenzen erbaut wurden. Sie beobachten, dass viele, vor allem westliche Staaten, ihre Grenzkontrollen vorverlagern, das heißt Grenzkontrollen exterritorialisieren. Eine zweite, gewissermaßen entgegenlaufende Entwicklung ist die regionale Integration (etwa EU/Schengen, MERCOSUS, ECOWAS etc.), in deren Zuge die Binnengrenzen regionaler Verbünde durchlässiger oder ganz aufgehoben werden, während die Außengrenzen standardisiert und aufgewertet werden. Beim ersten Fall wandern Grenzkontrollfunktionen vom Territorialraum weg. Andere Staaten oder private Akteure werden in die Kontrolle eingebunden, Kontrolle wird delegiert. Es bildet sich ein Netzwerkraum heraus, der über Grenzkorridore gelegt wird. Beim zweiten Fall wird der Territorialraum ausgeweitet, aber das Staatsterritorium auch in seiner Bedeutung eingegrenzt.

Als Raumform können auch die Flüchtlingslager gelten, die Anna Steigemann und Philipp Misselwitz (in diesem Band) untersuchen. Sie zeigen sehr anschaulich, wie sich die Lager durch die Verknüpfung institutionell-bürokratischer Vorgaben, deren lokale und situative Umsetzung, das Wissen der Betroffenen wie auch deren translokale Beziehungen und Netzwerke refigurieren. Es handelt sich also nicht nur um das, was Matthias Middell (2019: 5) ein »Raumformat« nennt, das sich durch Rekurrenz, Routinisierung und

Institutionalisierung auszeichnet. Die Raumform schließt überdies ein, wie diese Prozesse material stabilisiert und im wortwörtlichen Sinn gebaut werden. Wie auch bei den Gated Communities deutlich wird, schließen Raumformen auch die kommunikationstechnologischen Infrastrukturen mit ein, die dazu führen, dass die »Tore« gar nicht mehr fürs bloße Auge sichtbar sein müssen (Bartmanski/Kim/Löw/Pape/Stollmann in diesem Band). Diese Wohnkomplexe ähneln Archipelen, weil sie als verzweigtes System von Ansammlungen großangelegter Arrangements aus Hochhausbauten dennoch relativ in sich geschlossen sind. Gated Communities als Archipele sind eine offene, zugleich lokale und vernetzte Raumform, die dennoch von anderen räumlichen Anordnungen getrennt und isoliert ist. Eine andere Raumform entsteht durch die Zirkulation von »Mini-Publics«, die Voss, Sayman und Schritt (in diesem Band) untersuchen. Sie sprechen von einem »Instrumentenraum«, im Sinne eines translokalen Wissensraums. Dieser artikuliert sich in Infrastrukturen, die lokales Praxiswissen verknüpfen, und in institutionellen Akteuren an (heterogenen) Orten, die die Verknüpfungsarbeit leisten.

Refiguration im Vergleich: Raumkulturen

Die empirischen Untersuchungen räumlicher Veränderungen haben selbst einen räumlich-relationalen Charakter angenommen. Mit Bezug auf die jeweiligen Gegenstände wurde an verschiedenen Orten, in verschiedenen Regionen, Städten, Ländern und Weltgegenden geforscht, die keineswegs nur miteinander verglichen, sondern auch in ihrer Verbindung zueinander untersucht werden.⁷ Wir stoßen so selbst wiederum auf Unterschiede, Ähnlichkeiten und Relationen bei der Refiguration der Räume. Dies gilt etwa für die Unterschiede zwischen und Verbindungen mit den Themen der Jerusalemer im Vergleich zur Berliner Twittersphäre, für die digitale Integration ostasiatischer Kontrollräume im Vergleich zu raumintegrierten Kontrollräumen in Europa und deren Wechselwirkungen. Im Vergleich biografischer Raumkonstitutionen von Mittelschichtssituierten in Nairobi und Berlin fällt

7 Diesem Thema haben wir auch eine Veranstaltung gewidmet. Die Ergebnisse finden sich in einem Sonderheft von FQS, das demnächst erscheinen wird. Vgl. dazu auch Knoblauch und Löw (im Druck).

auf, dass das Globale zwar häufig von allen InterviewpartnerInnen als biografisch relevanter Raum konstituiert wird (z.B. als globalisierte Erwerbsarbeitswelt), aber dass eine Identifikation mit dem Globalen im globalen Norden wesentlich seltener anzutreffen ist als im globalen Süden. Solche Unterschiede, Ähnlichkeiten und Relationen in den Formen der Identifikation mit Raumformen im Raum selbst lassen sich durchaus ausweiten, denn sie weisen, so vermuten Gunter Weidenhaus und Eva Korte (in diesem Band) auf Differenzen zwischen postkolonialisierter und kolonialer Subjektivität hin: Wenn die koloniale Konstruktion eines Wir konnotiert ist mit der Sicherheit über die besten Wege der Erkenntnisproduktion (Wissenschaft), über die besten Verfahren zur Wohlstandsgenerierung ([soziale] Marktwirtschaft), über das beste gesellschaftliche Organisationsprinzip (demokratische Nationalstaaten) zu verfügen und im Zweifel jede machtpolitische Infragestellung dieser Gewissheiten auf Basis einer überlegenen Ingenieurskunst (wirksamste Waffentechnologie) abgewehrt werden kann, führt das tendenziell dazu, dass koloniale Subjektivität kulturell nicht zu beschämen ist und dadurch eine Identifikation mit dem Globalen eher unwahrscheinlich wird. Vor dem Hintergrund historischer Unterlegenheitserfahrung ist postkolonialisierte Subjektivität dagegen zu einer Hybridisierung von kolonialem Erbe mit eigenen Kulturfragmenten zu neuen Subjektformen gezwungen.

Großflächig werden damit Relationen und überraschende Ähnlichkeiten deutlich: Während Terry Eagleton (2004: 22) noch vermutet, »the rich are global and the poor are local«, stellt sich nun in vielen Bereichen heraus, dass gerade auch sozial benachteiligte Gruppen weltweit in die globale Mobilität eingebunden sind, wenn auch auf andere Weise als einkommensstarke Gruppen (Blokland/Schultze in diesem Band). Zwar lassen sich weiterhin immense Differenzen hinsichtlich der individuellen und kollektiven Mobilitätschancen entlang des Wohlstandslevels feststellen (Gülzau et al. 2016), aber hinsichtlich des Raumwissens und damit der räumlichen Orientierungen scheint sich nicht zu bestätigen, dass Reichtum eher mit einer globalen und Armut eher mit einer lokalen Orientierung einhergeht.

Im Unterschied zu Theorien einer westlich geprägten Globalisierung, wie etwa die Theorie der funktional differenzierten Weltgesellschaft (Stichweh 2000) oder die neoinstitutionalistische Theorie der sich durch »Kopie« ausbreitenden globalen oder glokalen Weltkultur (Meyer 2005), stützen die raumanalytischen Vergleiche nicht die Annahme, dass Refiguration einem

westlichen »modernen« Kulturmodell folgt. So finden wir eine sehr entschiedene Ausprägung der Refiguration in Gesellschaften, in denen die idealtypische Konstellation westlicher Gesellschaften nie existierte. In Südkorea, wo wir eher von einer »komprimierten Moderne« reden, geht Verstädterung mit digitalisierter Mediatisierung, einer stark nationalistischen Orientierung und einem anhaltenden Familialismus einher (Chang 2010). An vielen Orten des (sehr vereinfacht gesagt) »globalen Südens« wiederum wurde der Personal Computer nie flächendeckend eingeführt; stattdessen tritt gleich eine dem Netzwerkmodell folgende Nutzung mobiler Telefone an die Stelle. So finden wir etwa in Kenia eine »grassroot-Digitalisierung«, die private Finanztransaktionen über Handys zu regeln ermöglicht. Und die strukturierende globale Orientierung findet einen Widerhall in dem vernetzten kommunikativen Handeln über Mobiltelefone und Smartphones. Auch hier lässt sich eine im Vergleich zu vielen europäischen Ländern beschleunigte Refiguration beobachten.

Um die Unterschiedlichkeit dieser Entwicklungen zu erfassen, genügt der Hinweis auf die postkoloniale Verknüpftheit (*entanglement*) der westlichen Moderne allein nicht aus (Randeria 2000), da wir damit den Kern der übergreifenden radikalen Veränderung in den letzten Jahrzehnten wie auch die Prozesse der Entflechtung und Begrenzung übersehen würden. Noch weniger hilfreich wäre es, wenn beim Vergleich nur auf die räumlichen Territorien geachtet würde, da so die Heterogenität im Raumwissen, -handeln und -konstruktionen innerhalb der Gesellschaften aus dem Blick geraten würde. Eine Annahme eines strukturierenden »Kulturraums« (Huntington 1996) liefe notgedrungen in die Fallstricke eines methodologischen Nationalismus, eines Ethnozentrismus der Begriffsbildung oder einer Containerlogik geopolitischer Theoreme.

So sehr Refiguration durch kulturelle, ökonomische und politische Dynamiken an den jeweiligen Orten und in den jeweiligen Ländern geprägt ist, müssen neben den für den Vergleich nötigen Differenzen zwischen den räumlichen Bezugsgrößen, die etwa auf verschiedene Modernisierungspfade zurückgeführt werden (Eisenstadt 2000), auch deren Ähnlichkeiten und Verbindungen beachtet werden. Um sie großflächig zu erfassen, schlagen wir das Konzept der *Raumkulturen* vor. Im Unterschied zu den als Container gefassten Kulturräumen betonen wir damit die Gemeinsamkeiten hinsichtlich räumlicher Handlungs- und Praxisformen, räumlichen Wissens oder institutionalisierter Raumformen und ihren Zirkulationen. Raumkulturen

können im Grenzfall (etwa Nordkoreas) »geschlossen« erfahren werden, sie können (und bleiben auch in diesem Fall) auf einzelnen Ebenen mit anderen verbunden oder auf andere Raumhandlungen oder -imaginationen bezogen, sei es hinsichtlich der räumlichen Praktiken etwa des Wohnens, Reisens oder Promenierens oder bezogen auf Raumwissen, räumliche Imaginationen und raumbezogene Affekte. Schließlich zählen wir zu (erweiterten) Raumkulturen auch die materiell stabilisierten Institutionen (die wir als Raumformen identifiziert haben) wie auch die dynamischen (dennoch institutionalisierten) Zirkulationen von Waren, Menschen und Zeichen. Es versteht sich von selbst, dass Raumkulturen an Orten variieren können. Durch die Differenzierung nach den Dimensionen von Wissen, Handeln und Institutionen bzw. Zirkulation können wir nach dem Gemeinsamen in der Art und Weise, wie Räume entstehen und verfestigt werden, fragen, ohne zugleich die Substantialisierung der Kultur als eines abgrenzbaren Raums wie auch von Raum durch die Einheitlichkeit von Kultur- (oder National-)Gesellschaft zu betreiben.

Einen Eindruck von unserer noch weiter auszuarbeitenden Idee der Raumkulturen bietet nicht zufällig das Forschungsprojekt im SFB, das sich mit künstlerischer Forschung beschäftigt (siehe den Fotoessay von Stefanie Bürkle in diesem Band, der auf diesen Beitrag folgt). Es behandelt die Wanderung von Raumformen (etwa der deutschen Mittelschichtsarchitektur der 1990er-Jahre) von Mitteleuropa nach Ostasien, die dort wider Willen zu Touristenattraktionen werden, indem ihre Imitationen von koreanischen NachbarInnen kommerzialisiert werden. Zugleich zeigt es aber auch die Gemeinsamkeit in Raumkulturen auf, sind es doch die zum deutschen Wirtschaftswunder nach Deutschland geholten Krankenschwestern, die nun (mit ihren deutschen Ehemännern) nach Südkorea zurückkehren. Diesem Chiasmus stellen die Künstlerinnen das Don Xuan-Center entgegen, riesige, von ehemaligen vietnamesischen Flüchtlingen im vormaligen Ostberlin für ihre Landsleute errichtete Markthallen, die nun zum Ziel von TouristInnen werden, die aus Deutschland und aller Welt einreisen, um das typische Berlin zu erleben.

Literatur

- Agamben, Giorgio (2002): *Homo sacer*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Appadurai, Arjun (1996): *Modernity at large: cultural dimensions of globalization*. Minneapolis, MN: University of Minnesota Press.
- Augé, Marc (1992): *Introduction à une anthropologie de la surmodernité*. Paris: Éditions du Seuil.
- Bach, Jonathan (2011): Modernity and the Urban Imagination in Economic Zones. In: *Theory, Culture & Society*, Jg. 28, Nr. 5, S. 98-122.
- Bauman, Zygmunt (1997): Culture as Consumer Cooperative. In: Bauman, Zygmunt: *Postmodernity and its discontents*. New York: New York University Press, S. 127-140.
- Baur, Nina/Hering, Linda/Raschke, Ann Laura/Thierbach, Cornelia (2014): Theory and Methods in Spatial Analysis. Towards Integrating Qualitative, Quantitative and Cartographic Approaches in the Social Sciences and Humanities. In: *Historical Social Research/Historische Sozialforschung*, Jg. 39, Nr. 2, S. 7-50.
- Beck, Ullrich/Bonß, Wolfgang (Hg.) (2001): *Die Modernisierung der Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Berking, Helmuth (1998): Global Flows and Local Cultures. Über die Rekonfiguration sozialer Räume im Globalisierungsprozeß. In: *Berliner Journal für Soziologie*, Jg. 8, Nr. 3, S. 381-392.
- Castells, Manuel (1996): *The Rise of the Network Society*. Blackwell: Oxford.
- Castillo Ulloa, Ignacio/Heinrich, Anna Juliane/Million, Angela/Schwerer, Jona (erscheint 2021): *The Evolving Spatial Knowledge of Children and Young People*. CRC Press Series: The Refiguration of Space. Abingdon: Routledge.
- Chang, Kyung-Sup (2010): East Asia's Condensed Transition to Modernity. In: *Soziale Welt*, Jg. 61, Nr. 3-4, S. 319-328.
- Conrad, Sebastian (2010): *Globalisation and the Nation in Imperial Germany*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Couldry, Nick/Hepp, Andreas (2016): *The Mediated Construction of Reality*. London: Polity.
- Dalal, Ayham/Darweesh, Amer/Misselwitz, Philipp/Steigemann, Anna (2018): Planning the Ideal Refugee Camp? A Critical Interrogation of Recent Planning Innovations in Jordan and Germany. In: *Urban Planning*, Jg. 2, Nr. 4, S. 64-78.

- De Vries, Catherine/Hoffmann, Isabell (2016). *Globalisierungsangst oder Werkonflikt? Wer in Europa populistische Parteien wählt und warum*. Eupinions. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Felix (1997): *Kapitalismus und Schizophrenie. Tausend Plateaus*. Berlin: Merve. (engl. Original: Deleuze, Gilles/Guattari, Felix [1988]: *A Thousand Plateaus: Capitalism and Schizophrenia*. London: Athlone Press).
- Delmotte, Florence/Majastre, Christophe (2017): Das Politische und der Staat oder warum ersteres nicht auf letzteres reduziert werden kann. In: Jentges, Erik (Hg.): *Das Staatsverständnis von Norbert Elias*. Baden-Baden: Nomos, S. 103-122.
- Döring, Jörg/Thielmann, Tristan (Hg.) (2008): *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld: transcript.
- Durkheim, Emile (1965): *The Elementary Forms of the Religious Life*. New York: Free Press.
- Eagleton, Terry (2004): *After Theory*. New York: Penguin.
- Eisenstadt, Shmuel N. (2000): *Die Vielfalt der Moderne*. Weilerswist: Velbrück.
- Elias, Norbert (1970): *Was ist Soziologie?* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Elias, Norbert (1976 [1939]): *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Frehse, Fraya (2013): Apresentação. In: *Tempo Social. Revista do Departamento de Sociologia da USP*, Jg. 25, Nr. 2, S. 8-97.
- Fuller, Martin/Löw, Martina (2017): Introduction: An Invitation to Spatial Sociology. In: *Current Sociology*, Jg. 65, Nr. 4, S. 469-491.
- Giddens, Anthony (1995): *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Greve, Jens/Heintz, Bettina (2005): Die »Entdeckung« der Weltgesellschaft. Entstehung und Grenzen der Weltgesellschaftstheorie. In: *Zeitschrift für Soziologie, Sonderausgabe Weltgesellschaft*, S. 89-119.
- Gülzau, Fabian/Mau, Steffen/Zaun, Natascha (2016): Regional Mobility Spaces? Visa Waiver Policies and Regional Integration. In: *International Migration*, Jg. 54, Nr. 6, S. 164-180.
- Haraway, Donna (1991): *Simians, Cyborgs and Women. The Reinvention of Nature*. London: Routledge.
- Helbrecht, Ilse/Dobrusskin, Janina/Genz, Carolin/Pohl, Lucas (im Druck): Ontological Security, Globalisation and the Geographical Imagination. In: Million, Angela/Haid, Christian/Castillo Ulloa, Ignacio/Baur, Nina

- (Hg.): *Spatial Transformations. The Effect of Mediatization, Mobility, and Social Dislocation on the Re-Figuration of Spaces*. London: Routledge.
- Hering, Linda/Baur, Nina (2019): Die Verschränkung von Lokalem und Globalem an Einkaufsorten. In: Burzan, Nicole (Hg.): *Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen. Verhandlungen des 39. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen 2018*. Online unter: https://publikationen.sozioologie.de/index.php/kongressband_2018/article/view/1011/1261 (zuletzt aufgerufen: 30. August 2020).
- Hoerning, Johanna (2016): »Megastädte« zwischen Begriff und Wirklichkeit: *Über Raum, Planung und Alltag in großen Städten*. Bielefeld: transcript.
- Hubbard, Phil/Kitchin, Robert (2011): *Key Thinkers on Space and Place*. London: Sage.
- Huntington, Samuel (1996): *The Clash of Civilizations*. New York: Simon & Schuster.
- Jameson, Fredric (1984): Postmodernism, or the Cultural Logic of Late Capitalism. In: *New Left Review*, Jg. 46, Nr. 1, S. 53-93.
- Jessop, Bob/Brenner, Neil/Jones, Martin (2008): Theorizing Sociospatial Relations. In: *Environment and Planning D: Society and Space*, Jg. 26, Nr. 3, S. 389-401.
- Jureit, Ulrike (2012): *Das Ordnen von Räumen. Territorium und Lebensraum im 19. und 20. Jahrhundert*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Knoblauch, Hubert (2017): *Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit*. Wiesbaden: Springer Verlag.
- Knoblauch, Hubert (2020): Die Refiguration der Religion. In: Knoblauch, Hubert (Hg.): *Die Refiguration der Religion. Perspektiven der Religionssoziologie und Religionswissenschaft*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 7-28.
- Knoblauch, Hubert/Löw, Martina (2017): On the Spatial Re-Figuration of the Social World. In: *Sociologica*, Jg. 11, Nr. 2, doi: 10.2383/88197.
- Knoblauch, Hubert/Löw, Martina (2020a): Dichotopie. Die Refiguration von Räumen in Zeiten der Pandemie. In: Volkmer, Michael/Werner, Karin (Hg.) *Die Corona-Gesellschaft. Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft*. Bielefeld: transcript, S 89-100.
- Knoblauch, Hubert/Löw, Martina (2020b): The Re-Figuration of Spaces and Refigured Modernity – Concept and Diagnosis. In: *Historical Social Research*, Jg. 45, Nr. 2, S. 263-292.

- Knoblauch, Hubert/Löw, Martina (2020c): Soziale Theoriebildung. Möglichkeiten von Interdisziplinarität in einem soziologisch geleiteten DFG-Sonderforschungsbereich. In: *Soziologie*, Jg. 49, Nr. 1, S. 7-22.
- Knoblauch, Hubert/Löw, Martina (im Druck): The Re-Figuration of Spaces and Cross-Cultural Comparison. Summary and Critical Reflection. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*.
- Krotz, Friedrich (2001): *Die Mediatisierung kommunikativen Handelns. Wie sich Alltag und soziale Beziehungen, Kultur und Gesellschaft durch die Medien wandeln*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Lefebvre, Henri (1974): *La production de l'espace*. Paris: Anthropos.
- Lindemann, Gesa (2017): Die Raumzeit der Akteure. In: Henkel, Anna/Laux, Henning/Anicker, Fabian (Hg.): *Raum und Zeit. Soziologische Beobachtungen zur gesellschaftlichen Raumzeit*. Weinheim: Juventa Beltz, S. 10-39.
- Lobao, Linda/Hooks, Gregory/Tickamyer, Ann (Hg.) (2007): *The Sociology of Spatial Inequality*. New York: SUNY Press.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Löw, Martina (2020): In welchen Räumen leben wir? Eine raumsoziologisch und kommunikativ konstruktivistische Bestimmung der Raumfiguren Territorialraum, Bahnenraum, Netzwerkraum und Ort. In: Reichertz, Jo (Hg.): *Grenzen der Kommunikation. Kommunikation an den Grenzen*. Weilerswist: Velbrück, S. 149-164.
- Löw, Martina/Steets, Silke (2014): The Spatial Turn and the Built Environment. In: Kyrtis, Alexandros/Koniordos, Sokratis (Hg.): *Handbook of European Sociology*. London: Routledge, S. 211-224.
- Löw, Martina/Stollmann, Jörg (2018): Urbanität in Smart-City-Entwürfen und Stadtvisionen? Moderne Stadtentwicklung zwischen Songdo und Limerick. In: Gestring, Norbert/Wehrheim, Jan (Hg.): *Urbanität im 21. Jahrhundert*. Frankfurt a.M.: Campus, S. 336-343.
- Löw, Martina/Weidenhaus, Gunter (2017): Borders that Relate: Conceptualizing Boundaries in Relational Space. In: *Current Sociology*, Jg. 65, Nr. 4, S. 553-570.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Bd. 2. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Lyotard, Jean-François (1979): *La condition postmoderne: rapport sur le savoir*. Paris: Minuit.

- Maier, Charles S. (2000): Consigning the Twentieth Century to History: Alternative Narratives for the Modern Era. In: *American Historical Review*, Jg. 105, Nr. 3, S. 807-831.
- Malpas, Jeff (2012): Putting Space in Place: Philosophical Topography and Relational Geography. In: *Environment and Planning D: Society and Space*, Jg. 30, Nr. 2, S. 226-242.
- Massey, Doreen (1999): Imagining Globalization: Power-Geometries of Time-Space. In: Brah, Avtar/Hickmann, Mary J./Máirtín, Mac an Ghaill (Hg.): *Global Futures. Explorations in Sociology*. London: Palgrave Macmillan, S. 9-23.
- Massey, Doreen (2005): *For Space*. London: Sage.
- Meyer, John W. (2005): *Weltkultur. Wie die westlichen Prinzipien die Welt durchdringen* (Edition Zweite Moderne). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Middell, Matthias (2019): Raumformate – Bausteine in Prozessen der Neuverräumlichung. *Working Paper series SFB 119*, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.
- Mol, Annemarie/Law, John (1994): Regions, Networks and Fluids: Anaemia and Social Topology. In: *Social Studies of Science*, Jg. 24, Nr. 4, S. 641-671.
- Osterhammel, Jürgen/Petersson, Niels P. (2012): *Geschichte der Globalisierung: Dimensionen, Prozesse, Epochen*. München: Beck.
- Pfetsch, Barbara/Maier, Daniel/Stoltenberg, Daniela/Waldherr, Annie/Kligler-Vilenchik, Neta/de Vries, Maya (2019): *How Local is the Digital Public Sphere on Twitter? A Comparison Between Jerusalem and Berlin*. 69th Annual Conference of the International Communication Association (ICA), Washington DC, United States, 26. Mai 2019.
- Randeria, Shalini (2000): Jenseits von Soziologie und soziokultureller Anthropologie: Zur Ortsbestimmung der nichtwestlichen Welt in einer zukünftigen Sozialtheorie. In: Beck, Ulrich/Kieserling, André (Hg.): *Ortsbestimmungen in der Soziologie. Wie die kommende Generation Gesellschaftswissenschaften betreiben will*. Baden-Baden: Nomos, S. 41-50.
- Rau, Susanne (2017): *Räume: Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Rémy, Jean (1975): Espace et théorie sociologique. Problématique de recherche. In: *Recherches sociologiques*, Jg. 6, Nr. 3, S. 279-293.
- Sayman, Volkan (2021, eingereicht): Autonome Mobilität als kontroverse räumliche Innovation. Die Konstruktion von Chancen und Risiken im

- deutschen Policy-Diskurs. In: *Zeitschrift für Technikfolgenabschätzung in Theorie und Praxis*.
- Schimank, Uwe (2013): Gesellschaftsmodelle und Gesellschaftsanalyse. In: Mau, Steffen/Schöneck, Nadine M. (Hg.): *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands*. Wiesbaden: Springer, S. 331-343.
- Schlögel, Karl (2003): *Im Raum lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*. München: Hanser.
- Schroer, Markus (2017): Geosozioologie im Zeitalter des Anthropozän. In: Henkel, Anna/Laux, Henning/Anicker, Fabian (Hg.): *Raum und Zeit. Soziologische Beobachtungen zur gesellschaftlichen Raumzeit*. 4. Sonderband der Zeitschrift für theoretische Soziologie, S. 126-152.
- Schuster, Nina (2010): *Andere Räume. Soziale Praktiken der Raumproduktion von Drag Kings und Transgender*. Bielefeld: transcript.
- Serres, Michel (1991): *Rome: The Book of Foundations*. Stanford: Stanford University Press.
- Shields, Rob (2013): *Spatial Questions. Cultural Topologies and Social Spatialisations*. Los Angeles: Sage.
- Simmel, Georg (1992): Der Raum und die räumliche Ordnung der Gesellschaft. In: Rammstedt, Otthein (Hg.): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Band 2. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 687-690.
- Simone, AbdouMalique (2011): The Politics of Urban Intersection: Materials, Affect, Bodies. In: Bridge, Gary/Watson, Sophie (Hg.): *The New Blackwell Companion to the City*. New York: Jon Wiley & Sons, S. 357-366.
- Soja, Edward W. (1989): *Postmodern Geographies: The Reassertion of Space in Critical Social Theory*. London: Verso.
- Stichweh, Rudolf (2000): *Die Weltgesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Thrift, Nigel/Olds, Kris (1996): Refiguring the economic in economic geography. In: *Progress in Human Geography*, Jg. 20, Nr. 3, S. 311-337.
- Venturi, Robert/Scott Brown, Denise/Izenour, Steven (1977): *Learning from Las Vegas. The Forgotten Symbolism of Architectural Form*. 2. Aufl. Cambridge: MIT Press.
- Vinken, Gerhard (2008): Ort und Bahn. Die Räume der modernen Stadt bei Le Corbusier und Rudolf Schwarz. In: Jöchner, Cornelia (Hg.): *Räume der Stadt. Von der Antike bis heute*. Berlin: Reimer, S. 147-164.
- Virilio, Paul (1986): *Speed and Politics. An Essay on Dromology*. New York: Semiotext(e).

- Volkmer, Ingrid (2014): *The Global Public Sphere. Public Communication in the Age of Reflexive Interdependence*. London: Polity.
- Weidenhaus, Gunter (2015): *Soziale Raumzeit*. Berlin: Suhrkamp.
- Weigel, Sigrid (2002): Zum »Topographical Turn«. Kartographie, Topographie und Raumkonzepte in den Kulturwissenschaften. In: *KulturPoetik*, Jg. 2, Nr. 2, S. 151-165.
- Williams, Alison J. (2010): Reconceptualising Spaces in the Air: Performing the Multiple Spatialities of UK Military Airspaces. In: *Transactions of the Institute of British Geographers*, Jg. 36, Nr. 2, S. 253-267.
- Zieleniec, Andrzej J. L. (2007): *Space and social theory*. London: Sage.

VERHEIMATEN

VISUAL ESSAY

Stefanie Bürkle

Der folgende Visual Essay thematisiert die Refiguration von Räumen anhand von Fotografien verschiedener Orte in Korea (Dogil Maeul, Seoul, Song Do), Deutschland (Dong-Xuan-Center Berlin-Lichtenberg, Berliner Innenstadt) und Italien (Venedig), an denen Menschen mit unterschiedlichen Herkünften und Biografien ihre persönlichen Raum- und Lebensvorstellungen aushandeln.

Verheimatung ist der Versuch des Individuums, angesichts globaler Fliehkräfte eine Verortung von Heimat jenseits der eigenen geografischen Herkunft zu schaffen. Die Vorstellung von einem idealen Ort, der Heimat und Fremde verbindet, wohnt den Phänomenen von Migration und Tourismus gleichermaßen inne. Die so entstehenden Orte, Räume und Situationen sind mit Imaginationen, Idealisierungen und Wunschvorstellungen aufgeladen und nicht frei von gesellschaftlichen Konflikten.

Meine Fotografien erfassen oft räumliche Randsituationen, die einen Blick hinter die Kulissen dieser Raumvorstellungen eröffnen. Die hier ausgewählten Fotografien entstanden innerhalb des Kunstprojektes »Raummigration und Tourismus« (Teilprojekt des SFB 1265 »Re-Figuration von Räumen«), das die physisch stadträumlichen Überlagerungen von Migration und Tourismus untersucht. Die Einzelbilder werden von mir zu einer Serie, zu einem fortlaufenden Bilderband angeordnet. Die Abwesenheit von Bildunterschriften ermöglicht den Betrachtenden eine Loslösung von der rein inhaltlichen Zuordnung der Bilder und macht sie selbst zu Reisenden zwischen den Orten. Indem einzelne Motive Bezug zum nächsten oder vorhergehenden Bild aufnehmen, entstehen über die Bilder hinweg neue kompositorische und inhaltliche Konnexionen. Objekte und Perspektiven verbinden die Bilder zu einer neuen visuellen Textur. Anschlüsse und Übergänge ste-

hen im Fokus der Betrachtung. Einzelbilder werden unterbrochen und finden erst beim Umblättern auf der nächsten Seite ihre Fortsetzung. So wird die komplexe räumliche Überlagerung von Tourismus und Migration und deren Polykontextualität in dieser Bilderserie visuell lesbar.

Kunst- und Forschungsprojekt: MIGRATOURISPACE | Raummigration und Tourismus

Leitung: Stefanie Bürkle | Projektleitungsassistent: Janin Walter

Wissenschaftliches Team: Ilkin Akpınar, Berit Hummel, Tae Wong Huur, Aaron Lang

Diese Studie haben wir im Rahmen des DFG-Förderprojekts »Raummigration und Tourismus« durchgeführt. Das Projekt ist Teil des SFB 1265 »Re-Figuration von Räumen«.

www.kunst.tu-berlin.de | www.stefanie-buerkle.de

Fotografie © Stefanie Bürkle/VG Bild-Kunst Bonn 2021







































Verräumlichungen von Politiken

Dynamiken und Praktiken räumlicher Restrukturierung

NGOs und Interessensorganisationen in der Wohn- und Asylpolitik

Johanna Hoerning, Theresa Adenstedt, Paul Welch Guerra

Einleitung

Es ist zu einer alltäglichen Erfahrung geworden, dass die Beziehungen zwischen verschiedenen Orten dieser Welt von einer enormen Komplexität und Dynamik gekennzeichnet sind. Wie offen diese zutage treten, variiert stark; ökonomisch, kulturell und politisch stehen sie im Kontext globaler Ungleichheiten (Weiß 2017; Lessenich 2016). Kolonialismus und Imperialismus können historisch als die größten Unternehmungen gesehen werden, von denen diese komplexen Bezüge in grundlegender Weise vorstrukturiert wurden (Boatcă 2016; vgl. auch Helbrecht/Pohl/Genz/Dobrusskin in diesem Band). Kapitalistische Handels- und Arbeitsbeziehungen haben an diesen Strukturen angesetzt und zu einer ökonomisch stabilen Struktur der ungleich miteinander verschränkten Beziehungen zwischen Menschen und Räumen (Orten, Territorien, Netzwerken, Bahnen u.a., vgl. Knoblauch/Löw 2020 und Löw/Knoblauch in diesem Band) geführt. Diese Strukturen bleiben aber nicht starr bestehen. Weder existieren sie ohne die Praxis des Verknüpfens von individuellen und kollektiven Akteuren, noch fungieren sie als fester »Rahmen« für diese Praxis, sondern werden beständig reproduziert, gleichermaßen infrage gestellt und verändert. Diese zunehmende und

simultan handlungsrelevant werdende Komplexität an räumlichen Bezügen lässt sich mit dem Prozessbegriff der Polykontextualisierung (ebd.) fassen.¹

Unsere Forschung befasst sich mit Interessensorganisationen in der Wohn- und Asylpolitik. Beide Bereiche weisen eine akzentuierte Dynamik räumlicher Restrukturierung auf, insbesondere was das Verhältnis zwischen lokalen, nationalen, regionalen und globalen Strukturen betrifft. Die jeweiligen Dynamiken wirken auf den ersten Blick konträr: Während für die (Migrations- und) Asylpolitik häufig Prozesse der Lokalisierung in den Blick genommen werden, etwa in der Urban Citizenship-Debatte (Hess/Lebuhn 2014), in Bezug auf Sanctuary Cities (vgl. Scherr/Hofmann 2016) oder auf lokale Asylpolitik (vgl. Schammann/Kühn 2016), ist die Wohnungspolitik verstärkt unter dem Gesichtspunkt ihrer Internationalisierung bzw. Herauslösung aus lokalen und nationalen Kontexten besprochen worden (etwa im Rahmen von Finanzialisierung; Aalbers 2016). Erst bei genauerem Hinsehen und mit einem akteurszentrierten Blick wird deutlich, dass die Widersprüche nicht zwischen, sondern auch innerhalb der Politikfelder liegen und sich damit ein genauerer, aber auch komplexerer Blick auf die räumlichen Bedingungen des Sozialen offenbart.

Die von uns dabei untersuchten Akteure sind nicht einheitlich, sondern spiegeln die Pluralität der Akteurslandschaft innerhalb ihrer jeweiligen Felder wider. Ihre Nähe zur Privatwirtschaft, zum Staat oder zu sozialen Bewegungen spannt eine große Bandbreite an Positionierungen auf. Deshalb ermöglicht ihre vergleichende Untersuchung auch eine breite Perspektive auf die Themenfelder. Unser Fokus liegt dabei auf der *advocacy* dieser Organisationen, darauf, wie sie in wohnungs- und asylpolitische Zusammenhänge intervenieren. Grundsätzlich wird für diesen Bereich zwischen *insider* bzw. *policy* und *outsider* bzw. *public advocacy* unterschieden (vgl. Junk 2016). *Policy* bzw. *insider advocacy* meint die gezielte Beeinflussung einzelner Entscheidungsträger und Gesetzgebungsprozesse. *Public advocacy* meint dagegen Kampagnen-Arbeit und Versuche, über die Schaffung von öffentlichem Druck und Skandalisierung das politische Geschehen zu beeinflussen.

1 Die damit verbundenen Dynamiken für zwei Politikfelder (Wohnen und Asyl) nachzuvollziehen, ist Anliegen des Forschungsprojektes, auf dem die folgenden Ausführungen basieren. Wenn hier von Politikfeldern die Rede ist, so ist damit nicht gemeint, dass wir es mit einem fest umrissenen Arrangement von Akteuren und Inhalten zu tun haben. Vielmehr rücken damit unterschiedliche und durchaus variiende Akteure und Politikinhalte in den Blick, die relevant sind für ein bestimmtes Thema (vgl. Heinelt 2014).

Unsere Analyse beruht auf Dokumentenanalysen und Interviews mit NGO-MitarbeiterInnen sowie ExpertInnen aus den entsprechenden Politikfeldern. Unser Sample umfasst kleine, vorrangig lokal verankerte Organisationen (ausgehend von Berlin) ebenso wie deutsche und europäische Dachverbände und global ausgerichtete Organisationen.² Aufgrund der Tatsache, dass die Politikfelder teilweise von sehr konflikthafter politischen Auseinandersetzungen geprägt sind, wurden die Organisationen anonymisiert und im Folgenden auf ihre Benennung verzichtet.

Die Praktiken der Organisationen untersuchen wir auf die darin zum Ausdruck kommenden Raumpolitiken. Diese verstehen wir als das Resultat von Handlungen, mittels derer die vernetzte, die territoriale und die ortsbezogene Logik der räumlichen Organisation sozialer Beziehungen ausgehandelt wird. Wir wollen im Folgenden zeigen, welche räumlichen Restrukturierungen die beiden Politikfelder prägen und wie diese Restrukturierungen von zum Teil widersprüchlichen Raumpolitiken von NGOs und Interessensorganisationen begleitet und gestaltet werden.

Räumliche Restrukturierungen in asylpolitischen Zusammenhängen

Asylpolitik ist ein räumliche Maßstabsebenen transzendierendes Unterfangen, das wesentlich aus dem vermachteten In-Beziehung-Setzen und Abgrenzen verschiedener Räume besteht. Die Regulierung grenzüberschreitender Mobilität setzt am menschlichen *Körper* an, verweist gleichzeitig auf unterschiedliche *Orte* und deren Symbolik, auf nationalstaatlich organisierte *Territorialverhältnisse* (vgl. Mau/Gülzau/Korte in diesem Band) und auf ein potenziell *global* gültiges internationales Recht. Dabei wird beständig und asymmetrisch vermachtet ausgehandelt, in welchem Verhältnis diese Ebenen zueinanderstehen. Nichtregierungsorganisationen sind heute integraler Bestandteil ebendieser Aushandlungsprozesse in modernen Asylregimen

2 Für die wohnungspolitischen Auseinandersetzungen war es notwendig, einen Schwerpunkt auf Mietwohnen zu legen, wodurch die Bereiche Wohnungslosigkeit und »Substandardwohnen« bzw. Slums in der Analyse nicht abgedeckt wurden. Ausgangspunkt ist der europäische Kontext, wo nicht wenige der Akteure einen Schwerpunkt auf Mietwohnen und sozialen Wohnungsbau legen; Interessensorganisationen in diesem Feld finden in der Wohnungsforschung bisher kaum Beachtung.

(Guiraudon 2000; Lester 2005; Georgi 2009; Uçarer 2014). Unzählige Think-Tanks, Unternehmen, internationale Organisationen und Verbände haben das Politikfeld diversifiziert. Neben internationalen humanitären und entwicklungspolitischen NGOs, die Dienstleistungen für UN-Organisationen und staatliche Akteure übernehmen (van Dessel 2019) und finanziell von deren Förderstrukturen abhängen (Banks et al. 2015), finden sich auch NGOs, die feldrelevantes Wissen produzieren, Öffentlichkeitsarbeit und strategische Prozessführung betreiben (Georgi 2009). Der Übergang von staatsnaher Politikberatung hin zu antagonistischer, unabhängiger *advocacy* ist fließend und viele NGOs bewegen sich dynamisch zwischen beiden Polen. Serhat Karakayalı und Sabine Hess sprechen in diesem Kontext von einer »NGOisierung« der Migrationspolitik (Hess/Karakayalı 2007: 54).

Trotz dieser Akteurspluralisierung gilt das globale Asylregime als relativ kompakt und etabliert (Angenendt/Koch 2017: 84). Die Genfer Flüchtlingskonvention (GFK) wurde als völkerrechtlich verbindliches Regelwerk in viele nationale Rechtssysteme integriert und der UNHCR ist eine weltweit operierende, einflussreiche UN-Institution, die die Umsetzung dieser Regeln sicherstellen soll. Global abgestimmt werden soll Asylpolitik auch durch den 2018 verabschiedeten UNO-Flüchtlingspakt. Weiter existieren zahlreiche Ansätze von regionaler Zusammenarbeit, von krisenbezogenen Zusammenschlüssen wie dem »3RP Regional Refugee and Resilience Plan« im Kontext des Syrienkriegs bis hin zum hochgradig ausdifferenzierten Asyl- und Grenzregime der EU (Jastram 2015). Gleichwohl gilt Migrations- und Asylpolitik traditionell als eines der Kernelemente staatlicher Souveränität und wird als solches meist von »primär auf das nationale Territorium [...] fokussierten Akteur_innen« (Forschungsgruppe »Staatsprojekt Europa« 2014: 89) dominiert. Diese befinden sich in einem strukturellen Dilemma: Der Versuch, selbstständig zu steuern, wer Zugang zum Staatsterritorium hat, setzt die enge Kooperation mit anderen Staaten und nichtstaatlichen Akteuren außerhalb des eigenen Staates voraus (vgl. Angenendt/Koch 2017: 73). Vor diesem Hintergrund treten derzeit drei eng miteinander verknüpfte räumlich-politische Entwicklungstendenzen hervor:

1. Globale und regionale Fragmentierung/Renationalisierung,
2. Externalisierung,
3. Lokalisierung.

Der erste hier hervorgehobene Prozess lässt sich, je nachdem von welcher Maßstabsebene er betrachtet wird, als eine *Fragmentierung* oder aber eine *Renationalisierung* beschreiben. Auf globaler und regionaler Ebene gibt es Hinweise darauf, dass das kompakte internationale Regime der Asylpolitik erodiert (Angenendt/Koch 2017; Betts/Milner 2019). Die systematischen Verstöße vieler Unterzeichnerstaaten gegen die in der Konvention verbrieften Rechte und Pflichten – insbesondere gegen das Nichtzurückweisungsgebot (Art. 33 der GFK) (Canefe 2010: 199; Amnesty International 2019; Lehnert 2020) – verdeutlichen, dass das völkerrechtliche Rückgrat des Regimes sichtbar an Bindungswirkung und Durchsetzungskraft verloren hat. Im Hinblick auf die Entwicklungen innerhalb der EU lässt sich eine ähnliche Krisendynamik beobachten. Nach Jahrzehnten der Europäisierung wichtiger asylpolitischer Instrumente und Gesetzgebungskompetenzen ist das politische Projekt eines europäischen Asylsystems (CEAS) spätestens seit der tiefen politischen Krise 2015 zum Erliegen gekommen (Chetail 2016). Der Rechtsruck in vielen EU-Mitgliedsstaaten hat die Kräfteverhältnisse zugunsten eines asylpolitisch restriktiven *Renationalisierungstrends* verschoben (Pichl 2016; Buckel 2018; Brekke/Staver 2018; Kasperek/Schmidt-Sembdner 2019).

Wenn es den EU-Mitgliedsstaaten gegenwärtig ausnahmsweise gelingt, sich auf gemeinsame Schritte zu einigen, so geht es dabei meist um *Externalisierungspolitiken*, also den Ausbau und die räumliche Verlagerung von Maßnahmen der Migrationskontrolle. Indem EU-Nachbarländer zu sicheren Drittstaaten erklärt, BürgerInnen afrikanischer Staaten mit biometrischen Pässen ausgestattet, bilaterale Abkommen mit Transit- und Herkunftsländern abgeschlossen oder extraterritoriale Migrationskontrollzentren eröffnet werden, entsteht ein komplexes Konstrukt räumlicher Verknüpfungen und Isolierungen, welche die Regulation menschlicher Mobilität nach Europa per »remote control« (FitzGerald 2020) ermöglichen soll (Oliveira Martins/Strange 2019). Ähnliche Externalisierungsprozesse lassen sich in zahlreichen anderen reichen Industrienationen wie den USA oder Australien beobachten (vgl. Frelick et al. 2016).

Ein weiterer Restrukturierungsprozess kann als *Lokalisierung* gefasst werden. Die Einsicht, dass Städte, Gemeinden und andere lokale Strukturen eine Schlüsselrolle darin spielen, Geflüchteten ein leichteres und würdevolles Ankommen zu ermöglichen, und diese Rolle den Kommunen auch politisches Gewicht verleihen kann, führte in den letzten Jahren zu einem *local turn* der Asyl- und Migrationspolitik (Zapata-Barrero et al. 2017; Hackett

2017; Bendel et al. 2019). In der Praxis von NGOs hat dieser *turn* viele Gesichter. Sind es in zahlreichen Städten der USA und Europa translokale Städtetzwerke und Allianzen, die Flucht, Migration und Citizenship als lokale Fragen thematisieren (Darling/Bauder 2019), sind es im globalen Süden die mit dem entwicklungspolitischen Buzzword *localization* gefassten Reformen des humanitären Sektors, die dem Lokalen neue Zuschreibungen und Bedeutungen beimessen (vgl. Emmens/Clayton 2017).³

Die hier skizzierten Restrukturierungsprozesse bedingen und überlagern sich gegenseitig. Sie zeigen auf, wie eng politische Auseinandersetzungen im Feld Migration und Asyl mit räumlichen Umstrukturierungsprozessen verbunden sind. Die Fragmentierung und Renationalisierung des Asylregimes lässt sich als Reskalierung fassen, da es sich maßgeblich um gesellschaftliche Auseinandersetzungen und Machtverschiebung entlang von räumlichen Maßstabsebenen handelt. Der Rechtsruck hat in vielen Kontexten das Kräfteverhältnis zugunsten von Akteuren verschoben, die politische Konzeptionen von homogenen Territorien propagieren. Die nationale Ebene erfährt so einen Bedeutungszuwachs, sowohl symbolisch als auch politisch, insofern als nationale Institutionen, Akteure, Gesetze und Öffentlichkeit die bevorzugten Instanzen sind, um Migrationsbewegungen zu regulieren. Skalen »oberhalb« des Nationalstaats werden von den Akteuren strategisch-selektiv immer dann in Betracht gezogen, wenn sie zur Realisierung der nationalen Ziele beitragen, so etwa im Kontext der Externalisierung, die sich oft als kleinster gemeinsamer Nenner zwischen nationalen Agenden herausstellt. Darin zeigt sich der widersprüchliche Charakter staatlicher Territorialisierungen, deren Realisierungsversuche immer auch auf dynamischen trans- und internationalen Verbindungen und der kontinuierlichen Produktion, Transformationen und Verschiebung von Grenzen und Außenräumen beruhen. Obwohl also die Reskalierungen zugunsten der nationalen Ebene zu einer Betonung von Territorialität führen, beruht die territoriale Ein- und Abschliefung auf höchst ungleicher Vernetzung von Staaten und Orten. Auch die oben beschriebenen Lokalisierungstendenzen lassen sich als Reskalierung im Sinne der Relevanzverschiebung hin zu Städten und die damit verbundene politische und gesellschaftliche Bedeutungszunahme von

3 Asylpolitisch ist letzteres relevant, weil große INGOs zunehmend auf »urban refugees« und die Zusammenarbeit mit Stadtregierungen und lokalen Verwaltungen fokussieren (Martin 2019).

Kommunen und spezifischen Orten beschreiben. Wie die Territorialität des Nationalstaates wird die Ortslogik von Städten dabei nicht ausschließlich immanent hergestellt, sondern basiert auf Netzwerken, die Orte miteinander in Beziehungen setzen. Diese widersprüchliche Herstellung räumlicher Logiken lässt sich durch den akteurszentrierten Blick in unserer Analyse genauer darstellen.

Räumliche Restrukturierungen in wohnungspolitischen Zusammenhängen

Auch in der Wohnungspolitik zeigen sich tiefgreifende, politisch umkämpfte Restrukturierungen. Räumliche Maßstabebenen werden verschiedentlich relevant und ihr Verhältnis zueinander verschiebt sich. So liegt in der Wohnungsforschung des globalen Nordens die Betonung bislang auf der nationalen Ebene, insbesondere für die Untersuchung institutionalisierter *housing systems* (vgl. Doling 1999; Elsinga 2015). Geht es aber um die Praxis des Wohnens und sozialräumliche Strukturen (Farwick 2012; Katschnig-Fasch 1998) oder um antagonistische Politiken zwischen Staat, Markt und sozialen Bewegungen (Vollmer 2019; Schönig et al. 2017a; Schönig et al. 2017b), so rückt die Ebene des Lokalen in den Fokus. Die Ebene des Globalen schließlich wird vor allem in Bezug auf die Finanzialisierung und damit die Konvergenz der Wohnsysteme durch diese spezifische Form der Kommodifizierung behandelt (Aalbers 2016; Schwartz/Seabrooke 2008). In unserer Forschung zu NGOs und Interessensorganisationen in der Wohnpolitik begegnen uns insbesondere zwei Tendenzen der räumlichen Restrukturierung:

1. Prozesse der Translokalisierung und
2. Prozesse der Regionalisierung.

(1) Wohnen ist eine sehr lokal verortete Praxis und ein Politikfeld, das sich zuvorderst mit lokal differenzierten Verhältnissen von Angebot und Nachfrage resp. Wohnungsmärkten konfrontiert sieht. Politisch, ökonomisch und sozial sind hier insbesondere die Städte angesprochen. Ein breites Spektrum an unterschiedlichen Akteuren prägt das politische Feld des Wohnens: Von MieterInnen und klassischen MieterInnenorganisationen, über EigentümerInnen und VermieterInnen und deren Verbände, MaklerIn-

nen, VerwalterInnen und deren Interessensorganisationen, die Baubranche, die genossenschaftlichen und privatwirtschaftlichen Immobilienunternehmen, Investmentfonds, Banken und die Verbände im Privatsektor, über öffentliche Wohnungsbaugesellschaften und Kommunalverwaltungen und die unterschiedlichen Regierungsebenen bis hin zu aktivistischen und forschungsorientierten (Dach-)Organisationen. Lokal agieren diese Akteure deshalb, weil Wohnen selbst und die konkreten Verhandlungen darüber materiell, symbolisch und praktisch immer an Orte mit sehr spezifischen Gegebenheiten geknüpft sind.

Die institutionalisierte Wohnungspolitik dagegen und mehr noch ihre ökonomischen Aspekte können aber längst nicht mehr als lokale Dynamiken betrachtet werden (vgl. MacLennan/O'Sullivan 2013). Das ist einerseits so, weil die lokale Fixierung nicht von ihren Kontexten zu lösen ist, die wir in dauerhaften nationalen Gesetzgebungen und (trans-)nationalen sowie (trans-)regionalen *housing systems*, also dem spezifischen Zusammenspiel zwischen Markt, Staat und Haushalten (Allen 2006; Marcuse 1987), finden können. Andererseits und insbesondere hat aber auch die Restrukturierung der Wohnungsmärkte zu einer verstärkt translokalen Struktur des Feldes beigetragen: Global agierende Unternehmen und Fonds verändern die lokalen Wohnungsmärkte und binden sie (immer mehr) in globale Finanzkreisläufe ein (vgl. Heeg 2013). Diese Veränderungen haben ganz lokale Auswirkungen auf die MieterInnen und damit verbunden oft auch auf MieterInnenorganisationen, gleichzeitig verändern diese neuen Investmentstrategien lokale Wohnungsmärkte nachhaltig. Die wohnpolitischen Akteure reagieren auf die sich wandelnden Strukturen der Wohnungsmärkte ebenfalls mit Translokalisierungsstrategien. Dabei bleibt der Fokus zwar immer noch auf den lokalen Staat gerichtet und die Raumpolitik der Akteure entfaltet ihre materielle und symbolische Wirkung konkret vor Ort, es ist für sie jedoch gleichzeitig von zentraler Bedeutung geworden, Netzwerke und Allianzen zu bilden, die nicht auf den lokalen Kontext beschränkt bleiben.

Neben den genuinen Marktveränderungen sind es aber auch übergreifende politische, ökonomische und soziale Prozesse der Veränderungen von Wohnräumen, welche zu einer translokalen Einbindung des Wohnens und der Wohnungspolitik führen. Prozesse wie Gentrifizierung finden zwar lokal statt, sind aber in generelle Tendenzen eingebettet (Holm 2012): Veränderte Arbeitsverhältnisse (Tertiärisierung, Zunahme innerstädtischer Arbeitsplätze), Haushalte (Zunahme von Ein- und Zweipersonenhaushalten),

Geschlechterverhältnisse (Zunahme der Frauenerwerbstätigkeit) und Lebensstile (z.B. innerstädtische Konsum- und Freizeitorientierung) oder die Umkehr der Kapitalströme zurück in die (Innen-)Städte (Smith 2019 [1979]).

Das ist zwar grundsätzlich keine Neuerung, politisch aber wird diese translokale Verknüpfung vermehrt aufgegriffen und betont, etwa wenn die Auseinandersetzung mit der Wohnungsfrage auf die allgemeine »Recht auf Stadt«-Debatte bezogen und die Einbettung lokaler Anliegen in globale Kontexte gesucht werden (vgl. Holm/Gebhardt 2011). Hierfür spielen zivilgesellschaftliche Akteure eine maßgebliche Rolle – es sind die vielen Initiativen von BürgerInnen, Nachbarschaftsorganisationen und MieterInnenvereinigungen, welche sich hierzu positionieren und versuchen, die politischen und ökonomischen Tendenzen der Inwertsetzung insbesondere innerstädtischer Wohnräume zu verändern. Der Blick auf politisch agierende Organisationen, die Interessen bündeln und in die Wohnungspolitik intervenieren, macht auch die Breite des Feldes deutlich. Gerade die Interessensorganisationen der Angebotsseite sind recht erfolgreich darin, *advocacy* zu betreiben. Die Akteurspluralität wird im Politikfeld Wohnen nicht immer offensichtlich, agieren viele dieser Akteure doch sehr klassisch im Rahmen »verborgener« Lobbytätigkeit (*insider advocacy*) und nutzen nicht die Bühne der Öffentlichkeit (*public advocacy*).

(2) Der zweite Prozess der *Regionalisierung* ist im europäischen Kontext hochgradig relevant und dynamisch. Bei der Betrachtung der Restrukturierungen auf europäischer Ebene wird zunächst deutlich, dass die Forschung zur europäischen Wohnungspolitik sich weitgehend auf den Vergleich verschiedener europäischer Wohnsysteme konzentriert hat (Doherty 2004) und weniger auf eine genuine europäische Wohnungspolitik (Doling 2006). Dies überrascht nicht, da die EU dafür kein offizielles Mandat besitzt. Seit 2009 weist der europäische Kontext jedoch einige Veränderungen auf. Die Einführung ganz unterschiedlich gelagerter Maßnahmen hat die »verdeckte« EU-Wohnungspolitik (ebd.) in eine De-facto-Wohnungspolitik gewandelt. Zu nennen sind die Wohnbauförderung durch Europäische Strukturfonds, staatliche Beihilfen, Energieeffizienzrichtlinien und die Wohnkostenüberbelastungsquote.

Da Wohnen kein genuines Politikfeld der EU ist, sind die Akteure, die wohnpolitische Maßnahmen vorantreiben, aber nicht zwangsläufig die EU-Institutionen selbst. Im Gegenteil: Die Politik und die Vorschriften für staatliche Beihilfen werden durch Wettbewerbs- und Konkurrenzklagen an-

getrieben, die von Akteuren wie beispielsweise dem niederländischen Verband institutioneller Investoren oder der französischen Organisation privater Bauträger u.a. eingereicht werden. Dies ist eine politische Taktik, die sowohl bei MieterInnenorganisationen als auch bei öffentlichen und genossenschaftlichen Wohnungsbaugesellschaften auf großen Widerstand stößt. Das Hinwirken auf die Förderfähigkeit des Wohnungsbaus durch die Strukturfonds wiederum war das Ziel eines weiten Kooperationsnetzwerkes, das private, öffentliche und genossenschaftliche Wohnungsanbieter, Gemeinden und Regionen ebenso wie die MieterInnenverbände auf diese Öffnung hinarbeiteten. Die Richtlinie über die Gesamtenergieeffizienz von Gebäuden hingegen, die sich auf ein echtes EU-Politikfeld (Klima) bezieht, ist ein Beispiel dafür, wie Wohnpolitik über eine EU-Institution geleitet wird.

Die hier skizzierten Restrukturierungsprozesse der Translokalisierung und Regionalisierung lassen sich unter raumtheoretischen Gesichtspunkten ebenfalls auf das Verhältnis von Territorien, Netzwerken, Orten und Skalierungen hin einordnen. Der Prozess der Translokalisierung beruht zunächst vor allem auf einer räumlichen Netzwerklogik. Auch wenn grundsätzlich mit der Herauslösung des Wohnens aus dem Lokalen eine Reskalierung zu beobachten ist, ist damit nicht diestituierung einer (höheren) Ebene verbunden, sondern vor allem die intensivierte Verknüpfung lokaler Gegebenheiten. Die Gleichzeitigkeit, in der die verschiedenen Bezüge hier relevant gemacht werden, kann als Polykontextualisierung gefasst werden.

Der Prozess der Regionalisierung ist ebenfalls als Reskalierung zu verstehen, in dem Maße, in dem sich im europäischen Kontext eine Perspektive einstellt, dass diese Maßstabebene überhaupt relevant sein kann für die Auseinandersetzung mit Wohnen. Die damit instituierte Europäisierung verweist auf eine erweiterte Territorialisierung, insofern als sozial, kulturell, politisch und ökonomisch der »Kontinent« die Nationalstaaten darin als territoriale Bezugsgröße punktuell ablöst.

In beiden Feldern der Asylpolitik und der Wohnungspolitik lässt sich also beobachten, wie Reskalierungen nicht nur zu einer Verschiebung des Verhältnisses von räumlichen Maßstabebenen zueinander führen, sondern wie damit immer auch Transformationen der räumlichen Logiken, die diesen zugrunde liegen, verbunden sind (vgl. Brenner 2001). Der Eindruck, dass die Dynamiken grundsätzlicher Art sind und übergreifend wirken, wird schon in der Widersprüchlichkeit, die in den (reskalierten) Territorialisierungen,

Netzwerkbildungen und Verortungen angelegt sind, gebrochen. Wie, das lässt sich anhand der Praktiken der von uns untersuchten Akteure zeigen.

Praktiken der Reskalierung

Reskalierungen haben generell eine herausragende Bedeutung für die räumlichen Restrukturierungen der beiden Politikfelder, und NGOs tragen auf unterschiedliche Weisen dazu bei. In vielen Fällen finden wir Reskalierungspraktiken auf der Seite der Organisationen *als Reaktionen auf die Veränderung von politischen Kräfteverhältnissen*. So etwa bei einer international agierenden asylopolitischen Organisation im US-amerikanischen Kontext: »With the Trump administration [...] you were no longer dealing with like-minded, sympathetic counterparts.« (Co2.23: 82) Die NGO begegnet dieser für sie problematischen Situation mit einer Diversifizierung ihrer *advocacy* entlang unterschiedlicher Skalen: In tendenziell liberalen Institutionen wie der Europäischen und Afrikanischen Union oder den Vereinten Nationen trifft die Organisation weiterhin auf offene Ohren und kann auf *insider advocacy* setzen. Im US-Kontext wiederum läutete die Organisation angesichts der politischen Entwicklung eine strategische Kehrtwende ein: »So instead of sort of this like private engagement with like-minded policy counterparts, we are taking our arguments to the publics. We are taking our arguments to the state level, the local level where we know we have community support.« (Co2.23: 118)

Dieses *downscaling* der *advocacy*, also die Verlagerung von Ressourcen, Zielgruppen und Aktivitäten auf bundesstaatliche und lokale Zusammenhänge geht gleichzeitig mit einer Veränderung der *advocacy* selbst einher. Während auf regionaler und globaler Ebene technokratische Aushandlungsprozesse mit RegierungsbeamtInnen zentral bleiben, wird »unterhalb« davon in den USA darauf abgezielt, mit Unterschriftenkampagnen, offenen Briefen an Kongressabgeordnete und Social Media Offensiven die öffentliche Wahrnehmung zu beeinflussen und Mehrheiten zu generieren.

Reskalierungen können aber auch *als Reaktion auf ökonomische Dynamiken* relevant werden. So wird etwa die Europäisierung von Wohnungspolitik als eine Reaktion auf ökonomische Veränderungen beschrieben – hier das »[R]einbrechen« (Co2.10: 20) internationaler Investoren in den europäischen Wohnungsmarkt. Im Hinblick auf globale Tendenzen berichtet ein interna-

tionaler wohnpolitischer Dachverband von einer Professionalisierung und einer Zunahme des Interesses und der Beteiligung der (nationalen) Mitglieder, was direkt an generelle Globalisierungstendenzen im Feld selbst geknüpft wird:

»I think what makes housing a global issue for us is that, one, trade has changed a lot of what it takes to build a house, even at the local level. [...] and if you want to be sustainable and you want to be able to ride through any economic challenges that may hit your own country you are looking at how you can partner and be more broadly available to a broader market place.« (CO2.24: 70)

Dabei geht es allerdings stärker um eine Vernetzung und gegenseitige Unterstützung als um eine global institutionalisierte Wohnungspolitik und eine darauf abzielende *advocacy* (CO2.24: 2), auch deshalb, weil eine »global discussion of housing [...] quite limited« (CO2.08: 55) ist.

Reskalierungen sind in vielen Fällen Herausforderungen. Das kann sich auf die Ebene der Organisation selbst beziehen, etwa, wenn eine unserer InterviewpartnerInnen betont, dass die Vertretung einer Vielzahl europäischer Länder in Brüssel keine leichte Aufgabe sei, da es »sehr schwierig [ist], so einen Verband der eigentlich wie ein großer Tanker ist [lacht] in eine europäische Richtung zu kriegen« (CO2.10: 26). Reskalierungen sind aber auch auf der Basis von tradierten Verständnissen kein Selbstläufer. Selbst wenn die Frage des sozialen Wohnungsbaus zentral für eine europäische Auseinandersetzung mit Wohnungspolitik sein mag, so ist damit keineswegs eine einheitliche Perspektive verbunden: »I think we underestimate maybe the burden of tradition in this field. [...] I think, no one wants to have a European way of defining social housing, funding social housing.« (CO2.08: 40)

Gerade im europäischen Kontext zeigt sich, wie fließend der Übergang zwischen einer Multilevel-Governance und tatsächlichen Reskalierungen sein kann, die nicht nur politisch-institutionelle Veränderungen bedeuten, sondern auch weitläufige Bedeutungsverschiebungen der Maßstabsebenen in politischer, sozialer, kultureller und ökonomischer Hinsicht:

»That's a [...] tricky part. Actually, we're always trying to strike this balance when, for instance, we are not/we don't call for a single, harmonized way of dealing with housing at the EU level. Never. And on the other hand, we are

here also to open funding opportunities from the EIB [European Investment Bank], from structural funds. [...] So, it's so, always a kind of balance that we have to strike between those two different things.« (CO2.08: 38)

Es ist ein Dilemma zwischen der Beeinflussung europäischer Politik, die aber vor dem Hintergrund des Wunsches, gerade keine Harmonisierung in diesem Feld zuzulassen, geschieht.

Praktiken der Territorialisierung

Territorialisierungen werden für die untersuchten Organisationen auf verschiedenen Ebenen relevant. Einerseits fungieren einige als Dachverbände mit nationalstaatlich organisierten Mitgliedern, andererseits sind alle mit spezifischen institutionalisierten Territorialisierungen konfrontiert, entlang derer sie agieren müssen. Darin wird deutlich, dass Territorialisierungen keinen reinen Selbstzweck erfüllen, sondern immer ein räumliches Mittel für die Durchsetzung von Interessen und Macht sind (Belina 2017: 88ff.). Wir sprechen hier von skalierten Territorialisierungen, da die Zuschreibungen auf allen Maßstabsebenen vollzogen werden.

Für den wohnpolitischen Bereich lässt sich zeigen, wie stark die Territorialisierungspraktiken an die Logik von Nationalstaatlichkeit angelehnt sind. So sind Länderprofile, welche die einzelnen nationalen Wohnsysteme miteinander vergleichen, integraler Bestandteil der Arbeit europäisch agierender Organisationen. Über diese Länderprofile werden Bedeutungszuschreibungen und Setzungen vorgenommen, die die Organisationen, der Logik von EU-Institutionen folgend, als Legitimierungsstrategie für die eigene Interessensarbeit nutzen. Auch auf europäischer Ebene wird eine territorialisierte Nationalstaatlichkeit bedient, wie etwa die Relevanz von Eurostat-Daten in den Entscheidungsprozessen der EU-Institutionen zeigt. Eine Interviewpartnerin schildert diese als unzureichendes Instrument zur Messung europäischer Lebensrealitäten, da das Territorium des Nationalstaates in vielen Bereichen einen unzureichenden Bezugsrahmen darstelle und regionale Disparitäten »rausgemittelt« (CO2.10: 27) werden.

Gleichzeitig kann sich die Organisation aufgrund dieser »Eurostat-Hörigkeit« nicht der Verwendung eben dieser Daten und der zugrundeliegenden Territorialisierungspraktik entziehen. Als Konsequenz folgt eine An-

passung der *advocacy*, indem sie gezielt versucht bestimmte Parameter zur Datenerhebung von Eurostat zu beeinflussen (Co2.10: 27).

Auf regionaler Ebene werden Territorialisierungen vorrangig über die Zuschreibungen historischer und kultureller Spezifika sowie Herausforderungen vollzogen, die sich über das nationalstaatliche Territorium hinaus aufspannen:

»I mean, definitely Eastern European countries do not have the same, well they don't face the same challenges and again the political culture is, honestly, probably slightly different from the western part of Europe in terms of the responsibility of the state for social issues.« (Co2.08: 44)

Eine andere Organisation passt dieser Form der regionalen Territorialisierung direkt ihre Kommunikationsstrategie an:

»Sie kennen die osteuropäischen [Wohn-]Blöcke. Das ist wirklich eine Katastrophe. [...] Aber versuchen Sie mal, das Wort Kooperative in Zentraleuropa zu sagen. Da sind sie direkt wieder Kommunist. Das läuft nicht. Also muss man das anders, man muss das anders benennen, aber das Prinzip bleibt ja gleich.« (Co2.10: 47)

Schließlich zeigen sich Territorialisierungspraktiken auch auf städtischer Ebene. Städte stehen als verdichtete und umkämpfte Sozialräume im wohnpolitischen Feld besonders im Fokus. Städte als Territorien werden dann adressiert, wenn es um die Reichweite eines spezifischen Zusammenwirkens räumlicher, sozialer, politischer und ökonomischer Aspekte geht. Lokale Märkte und demografische Tendenzen im Zusammenwirken mit einem lokalen Staat sind hier ausschlaggebend (Co2.08: 40).

Aus dem Material wird deutlich, dass die skalierten Territorialisierungen einerseits eine Reaktion auf die territorialen Logiken von Staaten darstellen und andererseits als eigene Bedeutungszuschreibungen praktiziert werden, um als Legitimierungsstrategien des eigenen Handelns zu fungieren.

Praktiken der Verortung

Unsere Analyse zeigt, dass ein wichtiger Bestandteil der Raumpolitiken von NGOs in beiden Feldern verknüpft ist mit Verortungsstrategien, die kontinuierlich an spezifische Organisationsinteressen sowie politische Gegebenheiten angepasst werden. Dabei lassen sich drei Logiken der Verortung identifizieren: Verortung als *Kontingenz*, als *institutionelle Verdichtung* und an *neuralgischen Punkten*.

In den Kriterien, nach welchen NGOs die Orte ihrer Niederlassung(en) wählen, zeigen sich alle drei Logiken: »Ich brauche nicht die Buchhaltung in Berlin. Ich brauche nicht mal die Europaabteilung in Berlin. Die könnte auch in Thessaloniki sein oder in Brüssel oder sonst wo. Ist doch scheißegal.« (Co2.37: 129) Für diese deutsche NGO, die sich selbst als Menschenrechtsorganisation im asylpolitischen Feld beschreibt, ist der spezifische Ort, an dem der Hauptsitz sich befindet, nicht besonders relevant – ein Mitarbeiter beschreibt die Wahl sogar als historischen »Zufall« (Co2.04: 73). Es handelt sich dabei also um eine Verortung, die auf *Kontingenz* beruht. Die »regierungsferne Einstellung« (Co2.04: 74) der Organisation findet ihre räumliche Entsprechung in der Tatsache, dass physischer Nähe zu EntscheidungsträgerInnen keine große Rolle beigemessen wird. Konkret wird dies damit begründet, dass die Organisation spezialisiert ist auf Öffentlichkeitskampagnen und strategische Prozessführung, wozu »man nicht zwingend ganz nah am Sitz der Regierung sitzen« (ebd.) müsse.

Diese Kontingenz spiegelt sich jedoch nur in der Wahl des Hauptniederlassungsortes der Organisation wider. Um mit der Europäisierung der Asylpolitik Schritt zu halten, hat die Organisation seit Mitte der 2000er-Jahre ihre Organisationsstruktur dezentralisiert und einige Aktivitäten an Orte außerhalb Deutschlands verlagert. Das Vorgehen bei der Auswahl dieser Orte lässt sich in erster Linie als *Verortung an neuralgischen Punkten* interpretieren, die symbolisch für die Verwerfungen und Missstände einer europäischen Abschottungs- und Externalisierungspolitik stehen. An diesen Orten, die alle in unmittelbarer Nähe zur EU-Außengrenze liegen, ist die Organisation einerseits praktisch-humanitär und rechtsberatend tätig, andererseits spielen diese Orte eine zentrale Rolle in der Öffentlichkeitsarbeit der Organisation: Regelmäßig werden sie als Schauplätze von Menschenrechtsverletzungen und Exklusion sprachlich und visuell durch den Einsatz von Fotos als Symbolorte markiert, an denen die Werte Europas infrage gestellt wer-

den, beispielsweise das »Elendslager Moria«, das »Massengrab Mittelmeer« oder »Orte des Grauens« in Libyen. Mit dieser Kommunikationsstrategie begegnen sie dem Vermittlungsproblem zwischen einem europäisierten Politikfeld und einer noch immer national konstituierten Öffentlichkeit und eigenen Basis (Co2.04: 44).

Dieser Diagnose in Teilen widersprechend deutet ein weiterer Gesprächspartner darauf hin, dass gerade die große Aufmerksamkeit für Symbolorte die territorial verfasste Struktur von Öffentlichkeiten aufzulösen scheint: »Vielleicht [ist] das Lager in Moria vielen Menschen näher als das beschissene Lager um die Ecke [...] Moria als Symbol hat eine ganz andere Öffentlichkeit.« (Co2.37: 77-79)

Spezifischen Vorfällen und damit verknüpften Orten, wie der Bootsuntergang vor Lampedusa im Oktober 2013, so der Interviewte, sei es letztlich zuzurechnen, dass auch in Deutschland eine »starke Debatte über das Sterben [...] an den Außengrenzen« (ebd.) begonnen habe. Die beschriebene Verortungslogik steht im Kontrast zu der Praxis einer europäischen NGO, die ihren Sitz in Brüssel hat. Anders als im ersten Beispiel, präsentiert sich die Organisation nicht als regierungs- oder staatsfern, sondern als professioneller Partner der EU-Institutionen. Der Hauptsitz in Brüssel ist Ergebnis einer strategischen Entscheidung. Im Verlauf der zunehmenden Europäisierung legislativer Kompetenzen in der Asylpolitik schien der bis dahin gewählte Standort in einer anderen europäischen Hauptstadt zunehmend ungeeignet, um die asylpolitische Gesetzgebung der EU direkt zu beeinflussen. Wir sprechen in diesem Fall von einer *Verortung an institutionellen Verdichtungen*: Die Organisation setzt neben der systematischen Produktion von relevantem Feldwissen in erster Linie auf *insider advocacy*. Diese basiert auf räumlicher Nähe, da der Austausch von sensiblen Informationen hier persönliche Face-to-Face-Kommunikation und Vertrauensverhältnisse voraussetze (»du [musst] in der Lage sein, wirklich enge persönliche Beziehungen aufzubauen [...] Das ist [...] meiner Meinung nach fast unmöglich, [...] wenn man nicht physisch präsent ist.«; Co2.36: 25) Dies wird auch als eine Ortslogik von Brüssel charakterisiert (»it is an essential element of the way EU function here in Brussels«; Co2.11: 25), auf die sich die Organisation eingestellt habe. Analog dazu begründet die Leiterin der *advocacy*-Abteilung einer global agierenden Organisation aus der Asylpolitik ihre Niederlassung in Washington wie folgt: »Every country has an embassy here, every country,

you know what I mean, like this is the place where many of those centres of power are located or convene.« (Co2.23: 58)

In der Wohnungspolitik finden sich für alle beschriebenen Logiken ähnliche Beispiele. Quer zu den Feldern der Asyl- und Wohnpolitik fällt auf, dass die *Verortung an institutionellen Verdichtungen* gerade für die NGOs von Relevanz ist, die auf *insider advocacy* setzen, während die Arbeit an neuralgischen Orten ein strategisches Instrument für Organisationen zu sein scheint, die versuchen öffentlichen Druck zu generieren.

Praktiken der translokalen Vernetzung

Wie bereits in der Beschreibung der allgemeinen Restrukturierungen deutlich geworden ist, sind weder Territorialisierung noch Verortungen etwa in Nationalstaaten und Städten ohne deren Beziehungen zu anderen Territorien und Orten denkbar. Insofern überlappen sich die Phänomene, analytisch lassen sich aber Praktiken und Prozesse unterscheiden. In unseren Daten sehen wir, dass translokale Vernetzungen eine strategische Rolle in der *advocacy* vieler NGOs spielen. Konkret erfüllen sie unterschiedliche Funktionen, sie dienen insbesondere der *Informationsbeschaffung* und *Generierung von Ressourcen*. Dabei können sie eine Reaktion auf staatliche Politik, aber auch auf den wachsenden Einfluss global agierender Unternehmen sein.

Beide Funktionen erfüllen Vernetzungspraktiken etwa im Fall einer deutschen asylpolitischen Organisation. Seit Mitte der 2000er-Jahre hat die NGO begonnen an strategischen Orten nahe der EU-Außengrenze projektformige Zusammenarbeiten mit lokalen zivilgesellschaftlichen Akteuren zu initiieren, die heute zu gefestigten translokalen Verbindungen gewachsen sind. So investiert die Organisation in die Förderung einer griechischen Partnerorganisation. Konkret werden auf mehreren griechischen Inseln humanitäre Hilfe und soziale Arbeit geleistet sowie Geflüchtete vor griechischen und europäischen Gerichten juristisch beraten und vertreten. Ein wichtiger Bestandteil der Zusammenarbeit ist darüber hinaus eine gemeinsam betriebene »grenzüberschreitende Kooperation« (Co2.37: 61) mit türkischen NGOs, die jenseits der EU-Grenzen ähnliche politische Ziele verfolgen.

Die strategischen Gründe für die engen translokalen Austauschbeziehungen zwischen dem Hauptstandort der Organisation, mehreren griechischen

Inseln und türkischen Städten sind verknüpft mit den Externalisierungspolitiken. Griechenland gilt als »Labor der europäischen Flüchtlingspolitik« (Co2.37: 49), in dem immer wieder neue Instrumente der Externalisierung wie »Hotspot-Zentren« oder der sogenannte EU-Türkei-Deal erprobt werden, um sie dann auf andere Kontexte zu übertragen. Ähnliches gilt für die Türkei, welche schon aufgrund der hohen Anzahl an syrischen Geflüchteten, die in dem Land leben, eine Schlüsselrolle in der EU-Asylpolitik innehat.

Alle untersuchten NGOs beklagen, dass die Informationsbeschaffung und Beweisführung bezüglich der Verletzung von Flüchtlingsrechten eines der Hauptprobleme für die eigene *advocacy* darstellt, die mit der Externalisierungspolitik einhergehen. Die Etablierung von stabilen translokalen Partnerschaften ist vor diesem Hintergrund als eine Bewältigungsstrategie zu verstehen, die eine präzise und aktuelle *Informationsbeschaffung* über die unmittelbaren Folgen der EU-Asylpolitik an Transitorten außerhalb und innerhalb Europas erlaubt – eine wertvolle Ressource für ihre Lobby- und Kampagnenarbeit im Hinterland.

Durch ihren direkten »Draht« zum lokalen Geschehen an der Grenze und der daraus erwachsenden Ortskenntnis kann die NGO außerdem politische Legitimität und Glaubwürdigkeit gewinnen, was sich positiv auf die Akquise von Spenden auswirkt (Co2.37: 35). Auch gegenüber anderen NGOs und staatlichen Institutionen erlaubt die lokale Praxis eine Profilierung, die der eigenen Position Gewicht verleiht. Translokale und transnationale Vernetzungen werden für viele der Organisationen so als *Ressourcenstrategie* wirksam. Während die staatlichen Externalisierungspolitiken weiter oben bereits als widersprüchliche Territorialisierungen beschrieben wurden, scheinen NGOs dem mit einer Logik der Netzwerkbildung zu begegnen.

Im wohnungspolitischen Feld wiederum finden sich zahlreiche Beispiele für translokale Vernetzungen von NGOs, die eine Bewältigungsstrategie darstellen, um mit den Effekten von transnationalem unternehmerischem Handeln auf lokale Wohnungsmärkte umzugehen. Dies lässt sich auf europäischer Ebene exemplarisch anhand der politischen Auseinandersetzung um die Wohnungsvermietungsplattform Airbnb aufzeigen:

»Und die Osloer, die waren die ersten, die sagten: Die entziehen uns Wohnraum, derart strukturell, das geht nicht, da müssen wir was machen. Und dann kam das auf einmal, dann kam auf einmal Paris, dann kamen die Berliner, dann kamen die Kopenhagener und dann ging das auf einmal los. Die

Römer bei uns haben auch das Problem und Stockholm auch. Ja und dann waren wir auf einmal auf dieser Airbnb-Problematik. Das heißt aus den Städten kommt ganz viel, wo dann national, weil Mietrecht ist ja nationale Gesetzgebung, wo dann Anregungen kommen, um Änderungen zu machen.« (C02.10: 55)

Die NGO fungiert hier als Vehikel für die europaweite Vernetzung lokaler Akteure. Das Beispiel zeigt, dass Vernetzungen die Basis für *upscaling*-Strategien darstellen können, mithilfe derer mehr Druck auf übergeordnete EntscheidungsträgerInnen ausgeübt werden soll. Ähnliche Zusammenhänge zwischen Skalierungs- und Vernetzungspraktiken finden sich in der Asylpolitik, wo NGOs eng mit translokalen Städtenetzwerken wie »Seebrücke« oder »Solidarity Cities« kooperieren.

Fazit

Die geschilderten Praktiken sind einerseits Reaktionen auf und Begleiterscheinungen zu räumlichen Restrukturierungen innerhalb der Politikfelder, andererseits gestalten und bringen sie diese auch (mit) hervor. Praktiken des Skalierens verlaufen quer zu den räumlichen Logiken der Territorialisierung, der Verortung und der Netzworkebildung und auch quer zu den inhaltlichen Politiken. Die Skalenebenen mögen zwar sozial konstruiert sein, sie sind aber machtvoll konstruiert, die hochgradig relevante Bezüge für soziale und politische Verhältnisse darstellen. Sie wirken trotz aller Überlappungen und Durchdringungen weiter. Gleichzeitig ist die Bedeutung einzelner Maßstabsreferenzen nicht einhellig oder eindeutig. Jede Bezugnahme ist in sich mehrdeutig und verweist auf unterschiedliche Reichweiten, Inhalte, Symbolgehalte, Kontexte, Akteurskonstellationen, Handlungsspielräume usw. So kann »lokal« unter verschiedenen Umständen kommunal/städtisch, ebenso wie Community-basiert, national- und/oder bundesstaatlich heißen, oder ein ganzes Krisengebiet ausweisen; und als Ort kann eine konkrete Lokalität auch für eine ganz andere Skalenebene stehen (etwa eine griechische Insel als Grenzort und Symbol für Europa). Unser Akteursblick verweist auf das noch wenig erschöpfte Forschungsfeld einer soziologischen Skalenforschung. Skalen sind in sich inkongruent, die Abgrenzungen zwischen ihnen uneindeutig. Sie werden gesetzt und suggerieren damit eine gewisse Ein-

deutigkeit, fungieren aber auch als uneinheitliches Bedeutungsgefüge. Die hier untersuchten Organisationen sind Produzenten von skalaren Bedeutungsgefügen. Gleichzeitig wird deutlich, dass allein über Skalenebenen (und deren kontingentes Verhältnis zu Governance-Ebenen) ein Verständnis der Raumpolitiken und der politischen Relevanz räumlicher Konstruktionen nur sehr beschränkt bleiben muss. Vernetzungen, Territorialisierungen und Verortungen zeigen, wie heterogen nicht nur die Funktionen dieser unterschiedlichen räumlichen Logiken in der Praxis der Akteure sind, sondern wie diese durchaus im Widerspruch zueinanderstehen können.

In diesem Sinne sprechen wir nicht einfach von Reskalierungen, um die heutigen räumlichen Veränderungen sozialer, politischer und ökonomischer Verhältnisse zu adressieren, sondern von Refiguration (Knoblauch/Löw 2020). Analytisch besteht diese Refiguration darin, dass die Akteure in hohem Maße gleichzeitig verschiedene räumliche Bezüge adressieren und in ihren politischen Strategien umsetzen; diese (zunehmende) Gleichzeitigkeit verschiedener räumlicher Handlungsbezüge fassen wir als Polykontextualisierung. Andererseits lässt sich die Refiguration qualifizieren als spezifisches Verhältnis von Reskalierungen, Territorialisierungen, Verortungen und Translokalisierungen. Globales und Globalisierungen sind darin nur ein Baustein einer Vielzahl räumlicher Verschiebungen.

Literatur

- Aalbers, Manuel (2016): *The Financialization of Housing. A Political Economy Approach*. London/New York: Routledge.
- Allen, Judith (2006): Welfare Regimes, Welfare Systems and Housing in Southern Europe. In: *European Journal of Housing Policy*, Jg. 6, Nr. 3, S. 251-277.
- Amnesty International (2019): *Positionspapier: Menschenrechtsrisiken und Menschenrechtsstandards bei Migrationskooperationen der EU mit afrikanischen Staaten*.
- Angenendt, Stefan/Koch, Anne (2017): Die internationale Zusammenarbeit in der Flüchtlings- und Migrationspolitik: Fragmentierte Teilordnungen unter Veränderungsdruck. In: Maull, Hanns (Hg.): *Auflösung oder Ablösung? Die internationale Ordnung im Umbruch*. Berlin: SWP, S. 73-90.

- Banks, Nicola/Hulme, David/Edwards, Michael (2015): NGOs, States, and Donors Revisited: Still Too Close for Comfort? In: *World Development*, Jg. 66, S. 707-718.
- Belina, Bernd (2017): *Raum. Zu den Grundlagen eines historisch-geographischen Materialismus*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bendel, Petra/Schammann, Hannes/Heimann, Christiane/Stürner, Janina (2019): *A Local Turn for European Refugee Politics*. Berlin: Heinrich Böll Stiftung.
- Betts, Alexander/Milner, James (2019): *Governance of the Global Refugee Regime*, WRC Research Paper Nr. 13. Online unter: <https://www.cigionline.org/publications/governance-global-refugee-regime> (zuletzt aufgerufen: 6. August 2020).
- Boatcă, Manuela (2016): *Global Inequalities Beyond Occidentalism*. London/ New York: Routledge.
- Brekke, Jan-Paul/Staver, Anne (2018): The Renationalisation of Migration Policies in Times of Crisis: The Case of Norway. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, Jg. 44, Nr. 13, S. 2163-2181.
- Brenner, Neil (2001): The Limits to Scale? Methodological Reflections on Scalar Structuration. In: *Progress in Human Geography*, Jg. 25, Nr. 4, S. 591-614.
- Buckel, Sonja (2018): Winter is Coming: Der Wiederaufbau des europäischen Grenzregimes nach dem »Sommer der Migration«. In: *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft*, Jg. 48, Nr. 192, S. 437-457.
- Canefe, Nergis (2010): The Fragmented Nature of the International Refugee Regime and its Consequences. In: James C. Simeon (Hg.): *Critical Issues in International Refugee Law*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 174-210.
- Chetail, Vincent (2016): Looking Beyond the Rhetoric of the Refugee Crisis: The Failed Reform of the Common European Asylum System. In: *European Journal of Human Rights*, Nr. 5, S. 584-602.
- Darling, Jonathan/Bauder, Harald (2019): *Sanctuary Cities and Urban Struggles. Rescaling Migration, Citizenship*. Manchester: Manchester University Press.
- Doherty, Joe (2004): European Housing Policies: Bringing the State Back In? In: *European Journal of Housing Policy*, Jg. 4, Nr. 3, S. 253-260.
- Doling, John (1999): De-commodification and Welfare: Evaluating Housing Systems. In: *Housing, Theory and Society*, Jg. 16, Nr. 4, S. 156-164.

- Doling, John (2006): A European Housing Policy? In: *European Journal of Housing Policy*, Jg. 6, Nr. 3, S. 335-349.
- Elsinga, Marja (2015): Changing Housing Systems and their Potential Impacts on Homelessness. In: *European Journal of Homelessness*, Jg. 9, Nr. 1, S. 15-35.
- Emmens, Ben/Clayton, Maxine (2017): *Localisation of Aid: Are INGOS Walking the Talk?* Online unter: <https://start-network.app.box.com/s/10va6blkv-9vwkwq8o6xbdf6o5ig9rkp1> (zuletzt aufgerufen: 21. November 2018).
- Farwick, Andreas (2012): Segregation. In: Frank Eckardt (Hg.): *Handbuch Stadtsoziologie*. Wiesbaden: Springer VS, S. 381-419.
- FitzGerald, David S. (2020): Remote Control of Migration: Theorising Territoriality, Shared Coercion, and Deterrence. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, Jg. 46, Nr. 1, S. 4-22.
- Forschungsgruppe »Staatsprojekt Europa« (Hg.) (2014): *Kämpfe um Migrationspolitik. Theorie, Methode und Analysen kritischer Europaforschung*. Bielefeld: transcript.
- Frelick, Bill/Kysel, Ian M./Podkul, Jennifer (2016): The Impact of Externalization of Migration Controls on the Rights of Asylum Seekers and Other Migrants. In: *Journal on Migration and Human Security*, Jg. 4, Nr. 4, S. 190-220.
- Georgi, Fabian (2009): Handlanger und Störenfriede – NGOs und internationale Organisationen im europäischen Migrationsregime. In: Komitee für Grundrechte und Demokratie (Hg.): *Jenseits der Menschenrechte. Die europäische Flüchtlings- und Migrationspolitik*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 76-88.
- Guiraudon, Virginie (2000): European Integration and Migration Policy: Vertical Policy-making as Venue Shopping. In: *JCMS: Journal of Common Market Studies*, Jg. 38, Nr. 2, S. 251-271.
- Hackett, Sarah E. (2017): The »Local Turn« in Historical Perspective: Two City Case Studies in Britain and Germany. In: *International Review of Administrative Sciences*, Jg. 83, Nr. 2, S. 340-357.
- Heeg, Susanne (2013): Wohnungen als Finanzanlage. Auswirkungen von Responsibilisierung und Finanzialisierung im Bereich des Wohnens. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung*, Jg. 1, Nr. 1, S. 75-99.
- Heinelt, Hubert (2014): Politikfelder: Machen Besonderheiten von Policies einen Unterschied? In: Schubert, Klaus/Bandelow, Nils C. (Hg.): *Lehrbuch der Politikfeldanalyse*. Berlin: De Gruyter, S. 133-148.

- Hess, Sabine/Karakayalı, Serhat (2007): New Governance oder Die imperiale Kunst des Regierens. Asyldiskurs und Menschenrechtsdispositiv im neuen EU-Migrationsmanagement. In: TRANSIT MIGRATION Forschungsgruppe (Hg.): *Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas*. Bielefeld: transcript, S. 39-56.
- Hess, Sabine/Lebuhn, Henrik (2014): Politiken der Bürgerschaft. Zur Forschungsdebatte um Migration, Stadt und Citizenship. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung*, Jg. 2, Nr. 3, S. 11-34.
- Holm, Andrej/Gebhardt, Dirk (Hg.) (2011): *Initiativen für ein Recht auf Stadt. Theorie und Praxis städtischer Aneignungen*. Hamburg: VSA.
- Holm, Andrej (2012): Gentrification. In: Frank Eckardt (Hg.): *Handbuch Stadtsoziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 661-687.
- Jastram, Kate (2015): *Regional Refugee Protection in Comparative Perspective. Lessons Learned from the Asia-Pacific, the Americas, Africa, and Europe*. Policy Brief Series Nr. 2, The Andrew & Renata Kaldor Centre for International Refugee Law. Online unter: https://www.kaldorcentre.unsw.edu.au/sites/default/files/Policy_Brief_2_Regional_refugee_protection_in_comparative_perspective.pdf (zuletzt aufgerufen: 6. August 2020).
- Junk, Wiebke M. (2016): Two Logics of NGO Advocacy: Understanding Inside and Outside Lobbying on EU Environmental Policies. In: *Journal of European Public Policy*, Jg. 23, Nr. 2, S. 236-254.
- Kasperek, Bernd/Schmidt-Sembdner, Matthias (2019): Renationalization and spaces of migration: the European border regime after 2015. In: Mitchell, Katharyne/Jones, Reece/Fluri, Jennifer L. (Hg.): *Handbook on Critical Geographies of Migration*. Cheltenham, UK: Edward Elgar Publishing, S. 206-218.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth (1998): *Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile*. Wien: Böhlau.
- Knoblauch, Hubert/Löw, Martina (2020): The Re-Figuration of Spaces and Refigured Modernity – Concept and Diagnosis. In: *Historical Social Research*, Jg. 45, Nr. 2, S. 263-292.
- Lehnert, Matthias (2020): *Die Herrschaft des Rechts an der EU-Außengrenze?* Verfassungsblog. Online unter: <https://verfassungsblog.de/die-herrschaft-des-rechts-an-der-eu-aussengrenze/> (zuletzt aufgerufen: 9. September 2020).
- Lessenich, Stephan (2016): *Neben uns die Sintflut. Die Externalisierungsgesellschaft und ihr Preis*. München: Hanser Berlin.

- Lester, Eve (2005): A Place at the Table: The Role of NGOs in Refugee Protection: International Advocacy and Policy-Making. In: *Refugee Survey Quarterly*, Jg. 24, Nr. 2, S. 125-142.
- MacLennan, Duncan/O'Sullivan, Anthony (2013): Localism, Devolution and Housing Policies. In: *Housing Studies*, Jg. 28, Nr. 4, S. 599-615.
- Marcuse, Peter (1987): The Other Side of Housing: Oppression and Liberation. In: *Scandinavian Housing and Planning Research*, Jg. 4, Nr. sup1, S. 232-270.
- Martin, Boris (2019): Cities: a New Humanitarian Field. In: *Humanitarian Alternatives*, Nr. 10, S. 1-5.
- Oliveira Martins, Bruno/Strange, Michael (2019): Rethinking EU External Migration Policy: Contestation and Critique. In: *Global Affairs*, Jg. 5, Nr. 3, S. 195-202.
- Pichl, Maximilian (2016): Dublin IV: Europäischer Asylausstieg. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Nr. 10, S. 9-12.
- Schammann, Hannes/Kühn, Boris (2016): *Kommunale Flüchtlingspolitik in Deutschland*. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung. Online unter: <http://library.fes.de/pdf-files/wiso/12763.pdf> (zuletzt aufgerufen: 9. September 2020).
- Scherr, Albert/Hofmann, Rebecca (2016): Sanctuary Cities: Eine Perspektive für deutsche Kommunalpolitik? In: *Kritische Justiz*, Jg. 49, Nr. 1, S. 86-97.
- Schönig, Barbara/Kadi, Justin/Schipper, Sebastian (Hg.) (2017a): *Wohnraum für alle?! Perspektiven auf Planung, Politik und Architektur*. Bielefeld: transcript.
- Schönig, Barbara/Rink, Dieter/Gardemin, Daniel/Holm, Andrej (2017b): Paradigmenwechsel in der kommunalen Wohnungspolitik? Variationen kommunalisierter Wohnungspolitik im transformierten Wohlfahrtsstaat. In: Marlon Barbehön/Sybille Münch (Hg.): *Variationen des Städtischen – Variationen lokaler Politik*. Wiesbaden: Springer VS, S. 25-62.
- Schwartz, Herman/Seabrooke, Leonard (2008): Varieties of Residential Capitalism in the International Political Economy: Old Welfare States and the New Politics of Housing. In: *Comparative European Politics*, Jg. 6, Nr. 3, S. 237-261.
- Smith, Neil (2019 [1979]): Für eine Theorie der Gentrifizierung. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung*, Jg. 7, Nr. 3, S. 65-86.
- Uçarer, Emek M. (2014): Tempering the EU? NGO Advocacy in the Area of Freedom, Security, and Justice. In: *Cambridge Review of International Affairs*, Jg. 27, Nr. 1, S. 127-146.

- van Dessel, Julia (2019): International Delegation and Agency in the Externalization Process of EU Migration and Asylum Policy: The Role of the IOM and the UNHCR in Niger. In: *European Journal of Migration and Law*, Jg. 21, Nr. 4, S. 435-458.
- Vollmer, Lisa (2019): *Mieter_innenbewegungen in Berlin und New York. Die Formierung politischer Kollektivität*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Weiß, Anja (2017): *Soziologie globaler Ungleichheiten*. Berlin: Suhrkamp.
- Zapata-Barrero, Ricard/Caponio, Tiziana/Scholten, Peter (2017): Theorizing the ›Local Turn‹ in a Multi-level Governance Framework of Analysis: A Case Study in Immigrant Policies. In: *International Review of Administrative Sciences*, Jg. 83, Nr. 2, S. 241-246.

Infrastrukturierung von Wissensräumen

»Mini-Publics« als translokales Politikinstrument

Jan-Peter Voß, Volkan Sayman, Jannik Schmitt

Einleitung

Der Nationalstaat ist lange nicht mehr der primäre Raum der Politik. Politische Praxis ist heutzutage in verschiedenen Räumen zugleich verortet. Durch diese Räume wird politische Praxis jeweils auf bestimmte Weise geprägt und bedingt; gleichzeitig gestaltet sie diese Räume jeweils auch mit. Im Vordergrund stehen gewöhnlich *Regulierungsräume*, in denen Regeln wie Gesetze und Verträge verhandelt, erlassen und durchgesetzt werden. Hier dreht sich die Diskussion um »Governance« jenseits des Nationalstaats (Kohler-Koch 1998; Bache/Flinders 2004; Djelic/Sahlin-Andersson 2006; Benecke et al. 2008). Ebenfalls viel beachtet sind *Themenräume*, in denen öffentliche Angelegenheiten diskutiert und als Probleme definiert werden. Hier geht es um transnationale *issues*, soziale Bewegungen und Problemdiskurse jenseits nationaler Öffentlichkeiten (Marres 2005; Della Porta/Tarrow 2005; Castells 2008; Beck et al. 2013).

In diesem Beitrag befassen wir uns gezielt mit einem dritten Typus von Räumen, der bislang weniger Beachtung gefunden hat: mit den Räumen, in denen nicht Regeln oder Themen verhandelt werden, sondern je spezielle Modelle, Theorien, Methoden, Techniken und Werkzeuge hergestellt und eingesetzt werden, mit denen Politik gemacht wird. Wir bezeichnen solche Räume als *Instrumentenräume*. Damit stellen wir die Logik funktionaler Modellierung bzw. die techno-logische Orientierung heraus, mit der hier innerhalb spezieller Arrangements Wissen zum effektiven politischen Handeln entwickelt und verbreitet wird (Lascoumes/Le Galès 2007; Voß/Simons 2014; Voß 2016).

Hier beobachten wir eine Refiguration der Räume von nationalen »politischen Kulturen« und »Politikstilen« zu translokalen »Instrumentenräumen«,

die sich quer durch nationale politische Systeme und Politikfelder hindurchziehen. Anders als regional kultivierte Politikstile zirkuliert derart technologisiertes Handlungswissen in Form von »Instrumenten«, wie zum Beispiel Kosten-Nutzen-Analyse, Stakeholder-Management, Social Marketing, Nudging usw. in je eigenen Bahnen weit über nationale Grenzen hinaus. Seine Entwicklung und Umsetzung wird innerhalb spezialisierter translokaler ExpertInnennetzwerke verhandelt und nicht innerhalb nationaler Öffentlichkeiten (Howlett/Tosun 2018; Stone 2004; Peck/Theodore 2010; Shore et al. 2011; Bueger 2015; Voß/Simons 2018). Hierbei entstehen neue Räume kollektiv praktizierten politischen Handlungswissens und politischer Kultur, die sich als »Instrumentenkulturen« quer durch nationalstaatlich-territoriale Räume hindurchziehen (vgl. Reckwitz 2004; Zifonun 2004; Jonas/Littig 2016a; Bueger/Gadinger 2018). Deshalb ist es von Interesse zu untersuchen, wie die Räume konstituiert sind, in denen bestimmte Formen instrumentellen Wissens zirkulieren (Voß/Freeman 2016: 22f).

Diese grundlegende Frage nach der Konstitution neuer Räume der Politik, die mit der Zirkulation von instrumentellem Handlungswissen verbunden ist, greifen wir hier auf, indem wir uns genauer damit befassen, wie eine bestimmte Methode der Öffentlichkeitsbeteiligung, sogenannte *deliberative Mini-Publics*, weltweit als Modell für die »Innovation der Demokratie« verbreitet wird. Dafür untersuchen wir, wie das Wissen zu Mini-Publics als Demokratieinstrument zwischen verschiedenen Situationen zirkuliert, in denen es entwickelt und eingesetzt wird. Wir diskutieren speziell, welche Rolle dabei der Gestaltung von Infrastrukturen zukommt, die den translokalen Austausch und die Entwicklung von Wissen zum Design dieser Methode der Öffentlichkeitsbeteiligung unterstützen. Wir betrachten hier zum Beispiel die formale Etablierung eines globalen Netzwerks zur kollektiven Organisation der Szene (mit Organisationen und Individuen als Mitgliedern, die in verschiedenen Ländern auf verschiedenen Kontinenten mit Mini-Publics befasst sind), die Einrichtung von digitalen Kommunikationsplattformen (interaktive Website und Projektkoordination, virtuelle Laufwerke, Videokonferenzen usw.) sowie den Aufbau von Observatorien zur systematischen Erfassung von Aktivitäten für einen Überblick über die weltweite Entwicklung des Praxisfeldes (Umfragen, Datenbanken, Vergleichsstudien und Kartierungen). Diese Infrastrukturen dienen explizit dazu, geografisch verteilte Praktiken der Konzeption, Organisation und Durchführung von Mini-Publics miteinander zu verknüpfen, den Austausch von Wissen zu er-

leichtern sowie voneinander und miteinander zu lernen. Es geht darum, wie man Bürgerbeteiligung im Sinne deliberativer Demokratie »richtig« gestaltet, wie kollektiv die Eigenarten der jeweiligen örtlichen Kontexte übergreifend verstanden werden und wie derartige Ansätze strategisch als Demokratieinnovation auch transnational und im Hinblick auf globale Governance vorangebracht werden können.

Unsere zentrale These ist, dass diese Infrastrukturen translokale Räume konstituieren, indem sie Verbindungen herstellen und ordnen zwischen Praktiken, in denen an unterschiedlichen Orten auf unterschiedliche Weise mit deliberativen Mini-Publics gearbeitet wird. Hier finden wir eine materielle Dimension des translokalen Wissensraums bzw. der Instrumentenkultur. Sie zeigt sich in einer materiell fixierten Ordnung, in der lokales Praxiswissen miteinander verknüpft wird (Law 2009), zum Beispiel durch Listen, Umfragen, Berichtsformulare und Vergleichstabellen, durch digitale Plattformen und Kommunikationskanäle sowie durch Karten und andere grafische Darstellungen des translokalen Praxisfeldes.

Wir illustrieren unsere These der Infrastrukturierung eines translokalen Instrumentenraumes, indem wir drei Konzepte daraufhin prüfen, inwieweit wir mit ihnen die Materialisierung der translokalen Wissensbeziehungen im Praxisfeld sichtbar machen können. »Centers of calculation« (Latour 1987: 215–257) ermöglichen die Zusammenführung und Synthese lokal gebundenen Praxiswissens durch einheitliche Datenformate. »Scopic media« (Knorr Cetina 2014) ermöglichen Interaktionen und geteilte Erfahrungen über digitale Medien, die örtlich verteilte Aktivitäten in einer »synthetischen Situation« zusammenführen. Die »Strukturierung von Räumen« (Löw 2001) beinhaltet die »Synthese« von relevanten Elementen zu Räumen u.a. über geografische Karten und andere Visualisierungen, die örtlich verteilte Aktivitäten zueinander in Beziehung setzen und weitere materielle Verknüpfungen (*spacing*) anregen, zum Beispiel über Reisen, den Austausch von Dokumenten und Geräten oder den Aufbau von gemeinsamen Arbeitsplattformen.

Diese Konzepte zeigen auch, dass Infrastrukturierung nicht neutral sein kann gegenüber den lokalen Formen des Praxiswissens, das miteinander verbunden wird, sondern dass sie zwangsläufig manipuliert, was sich als translokales Wissen des *doing mini-publics* entwickeln kann, indem sie selektiert, was als relevantes Wissen gilt, und indem sie den Wissensaustausch auf spezifische Weise formatiert und kanalisiert, um Anschlussfähigkeit herzustellen. Jede Infrastruktur setzt implizit Standards für das zu Zirkulierende voraus

– und häufig ist die Erfüllung von Standards ausdrücklich für den Zugang zum Netzwerk erforderlich (Star/Bowker 2006; Bowker/Star 1999). In diesem Sinne üben sie eine »ontologische Macht« aus (Mol 1999; Hacking 2002; Woolgar/Lezaun 2013). Die Gestaltung von Netzwerken mit Mitgliedschaftsstatus, Datenbanken, interaktiven Kommunikationsmedien und geografischen Kartierungen von Mini-Publics-Aktivitäten beinhaltet Entscheidungen darüber, was genau als deliberative Mini-Public definiert wird und wie die vielfältigen Praktiken ihrer Durchführung analytisch reduziert und vergleichbar gemacht werden. Durch die selektive Einbindung werden spezifische Annahmen dazu umgesetzt, was Mini-Publics sind, welchen Zweck sie haben, wie sie funktionieren und wie sie evaluiert werden sollen. In diesem Sinne zeigt sich in der Gestaltung derartiger Infrastrukturen eine Form von »action at a distance« (Latour 1987: 219–232), mit der indirekt darauf Einfluss genommen wird, was sich als übergreifendes Verständnis von Mini-Publics etablieren kann, das dann wiederum Tätigkeiten zur Innovation von Demokratie an verschiedenen Orten zur Orientierung dient. Damit beeinflussen sie, was sich in der translokalen ExpertInnenkultur, deren Entwicklung sie fördern, als Normalität und State of the Art etablieren kann (Watson 2017; Jonas/Littig 2016b).

Im Folgenden geben wir zunächst eine etwas genauere Einführung zum hier untersuchten Fall. Daran anschließend führen wir die drei konzeptionellen Zugänge ein. Wir zeigen jeweils am empirischen Material, wo die durch diese Konzepte herausgehobenen Formen und Aspekte der Infrastrukturierung translokaler Wissensproduktion in unserem Fall relevant sind. Schließlich diskutieren wir die sich daraus ergebenden Schwerpunkte für die weitere Forschung zur Konstitution von Instrumentenräumen.

Deliberative Mini-Publics: eine translokale »Demokratieinnovation«

Mini-Publics ist ein Überbegriff für eine Modellfamilie, um spezifische Formen der deliberativen Bürgerbeteiligung in öffentlichen Debatten zu positionieren und für politische EntscheidungsträgerInnen attraktiv zu machen (Grönlund et al. 2014; Escobar-Rodríguez/Elstüb 2017; Voß/Amelung 2016). Mit dem Begriff (alternativ auch *citizens' juries*, *citizen panels*, *deliberative fora*) wird eine Familie spezieller Verfahren zur Beteiligung der Öffentlichkeit an Politikprozessen bezeichnet, die sich durch folgende Kriterien auszeichnen:

Zufällig ausgewählte Bürgerinnen und Bürger – alle Laien auf dem von den OrganisatorInnen vorgegebenem Themengebiet – werden einige Tage versammelt, um von ExpertInnen erhaltene Informationen über ein bestimmtes Thema gegeneinander abzuwägen und anschließend ein möglichst konsensuales Urteil zu formulieren, das dann als *informed and considered public opinion* bzw. *reasoned public opinion* in Prozesse der politischen Entscheidungsfindung Eingang finden soll. Um gegenseitiges Verständnis, konstruktive Argumentation und öffentliche Vernunft zu erzeugen, werden solche Deliberationen von ExpertInnen, OrganisatorInnen und ModeratorInnen auf »nicht hierarchische, egalitäre Weise« sorgfältig entworfen und strukturiert (Escobar-Rodríguez/Elstub 2017: 3). Ziel ist es, zu artikulieren, wie eine breitere Öffentlichkeit das vorgegebene Problem beurteilen *würde*, wenn sie gut informiert und an gegenseitigem Verständnis und Gemeinwohl orientiert *wäre*.

Mini-Publics wurden erstmals in den 1970er-Jahren entwickelt und eingesetzt. Nach einem Boom des Feldes in den 1990er-Jahren, der das Wissen über derartige Verfahren in ferne Ecken der Welt gebracht hat, konsolidiert sich das Feld nun und versucht, lokal verteiltes Wissen zusammenzutragen, den Austausch zu organisieren und sich stärker zu integrieren (Voß/Amelung 2016). Insbesondere in Bezug auf die sogenannte Krise der repräsentativen Demokratie, den Aufstieg des Populismus und der rechtsnationalistischen Bewegungen gibt es eine neue Welle reflexiver Strategien, die darauf abzielen, Mini-Publics als Demokratieinnovation auch auf globaler Ebene zu fördern (Smith 2009; Rask/Worthington 2012; Geissel/Newton 2012).

In Bezug auf die Akteure, Methoden und Bewertungen gibt es jedoch eine beträchtliche Diversität im Bereich der Mini-Publics. Sie kommen aus unterschiedlichen Forschungs- und Praxisbereichen, wie zum Beispiel soziale Bewegungen, öffentliche Verwaltung und Planung, Technologiebewertung, politische Bildung und Öffentlichkeitsarbeit. Einige Akteure wechseln zwischen der Durchführung und dem Studium von Mini-Publics, andere konzentrieren sich darauf, ihre professionellen Moderationsfähigkeiten anzubieten. Darüber hinaus gibt es EntscheidungsträgerInnen aus Politik und Verwaltung, die Mini-Publics in Auftrag geben, und natürlich die Teilnehmenden selbst (Amelung/Grabner 2017). Innerhalb und zwischen diesen Gruppen ist es bis zu einem gewissen Grad umstritten, wie genau Mini-Publics gestaltet werden sollten. Die Diskussionsfragen betreffen Methoden zur Auswahl und Rekrutierung von Teilnehmenden (zufällige repräsentative oder stratifizierte Auswahl oder Überrepräsentation von Randgrup-

pen), Moderationsmethoden und die Form des gemeinsamen Produkts, das erzeugt wird (Konsens, Berücksichtigung von Minderheitenstimmen oder abschließende Umfrage) sowie Methoden zur Bereitstellung von Sachinformationen (umfassende ExpertInnenbewertung, konkurrierende ExpertInnenaussagen oder Befragung durch die Teilnehmenden selbst) (Mann et al. 2014; Amelung 2015). Die Diversität der Szene und die umstrittene Gestaltung von Mini-Publics eröffnet vor dem Hintergrund einer gegenwärtigen Konsolidierung und Translokalisierung des Feldes ein epistemisches Fenster, um Ein- und Ausschlüsse im Feld auch vor dem Hintergrund seiner Infrastrukturierung empirisch zu bestimmen.

Im Januar 2018 trafen sich erstmals rund 40 Personen aus mehr als 15 praktizierenden Organisationen in Madrid, Spanien, um den Grundstein für ein internationales Mini-Publics-Netzwerk namens »Democracy R&D« zu legen (www.democracyrd.org). Ziel dieses Netzwerkes ist es, Mini-Publics für politische Entscheidungsprozesse von Regierungen und öffentlicher Verwaltung zu vermarkten. Um das Netzwerk zu koordinieren, zu entwickeln und auszubauen, wurde ein Manager in San Francisco eingestellt, dessen Stelle über Mitgliedsbeiträge finanziert wird. Bis heute ist das Netzwerk schnell auf über 100 Mitglieder aus 36 Organisationen in 18 Ländern auf fünf Kontinenten gewachsen, wobei der Globale Süden stark unterrepräsentiert ist. Illustrativ für die Orientierungen des Netzwerkes, die diese Bemühungen leiten, ist die folgende Erklärung des Managers von »Democracy R&D« (Herv. d. A.):

»I facilitate exchange and want others in the network to know about it. It is important to share excitement. *It is important that they see others collaborating and cooperating*, like the »time-banks« where it is visible to all members, if just two get together to collaborate. Every time someone helps another, you see it. *This also gives you data on what is going on.* [...] *The ambition is that everybody wakes up in the morning and sees the network.*«

Typische Netzwerkpraktiken umfassen Bemühungen, relevante Akteure zu identifizieren und als Mitglieder zu gewinnen, digitale Infrastrukturen für Kommunikation und Zusammenarbeit aufzubauen und Austauschprozesse sowie Übersichten über Herangehensweisen und Aktivitäten zu organisieren. Zu den spezifischen Werkzeugen, die zum gemeinsamen Ausarbeiten und Umsetzen von Leitbildern, Strategien und Handlungsplänen verwendet werden, gehören EMail-Verteilerlisten, regelmäßige Newsletter, Online-

Plattformen, Videokonferenzen, Social-Media-Kanäle und soziale Netzwerke (WhatsApp, Twitter und Facebook), Werbevideos und Ted-X-Vorträge. Während die Gestaltung der Mittel, mit denen die Zirkulation von Wissen und die translokale Integration des Praxisfelds befördert wird, in der ExpertInnenszene jedoch oft als technische Optimierungsfrage verstanden wird, weisen die drei folgenden Konzepte auf die Macht der Infrastrukturen hin, den Inhalt des Wissens zu gestalten, der über sie zirkulieren und in ihnen entstehen kann.

Centers of Calculation (Latour)

»Centers of calculation« oder Berechnungszentren bezeichnen Orte der Praxis, an denen Wissen über andere entfernte und unterschiedlich eingebettete Realitäten gesammelt und aggregiert wird und von wo aus dieses aggregierte Wissen verbreitet wird (Jöns 2011). Beispiele umfassen Archive, Datenbanken, Kontrollzentren, wissenschaftliche Beobachtungszentren, Regierungs- und Managementzentralen (vgl. Knoblauch/Janz/Schröder in diesem Band). Der Schlüsseffekt, für den solche Praktiken analysiert werden, ist die Etablierung von translokalem Wissen durch eine Synthesierung entfernter, räumlich verteilter, und unterschiedlich eingebetteter Realitäten als Teil eines geordneten Ganzen. Drei Operationen sind dafür zentral (Latour 1987: 223):

1. die Mobilisierung der in dichten lokalen Bezügen eingebetteten Realitäten durch die Erstellung abstrakter, reduzierter und dekontextualisierter Beobachtungen,
2. die Stabilisierung der zirkulierenden Beobachtungen durch Regulierung, Materialisierung und Verknüpfung als standardisierte Daten,
3. die Herstellung einer erweiterten Realität durch Aggregation, Kombination, Klassifikation, Vergleich und Systematisierung der standardisierten Daten im Berechnungszentrum, in Diagrammen, Tabellen, Karten, Texten und Gleichungen.

So können lokal eingebettete, komplexe und verschiedenartige Realitäten als Teile eines Ganzen integriert und synthetisch bearbeitbar gemacht werden. Sie werden über abstrahierende Beobachtung und Datenstandards so zuge-

richtet, dass ein einheitlicher Interpretationsrahmen angelegt werden kann, der im Zentrum eine systematische Beobachtung, Kategorisierung, Kontrolle und Bewertung entfernter Orte aus der Distanz erlaubt (Latour 1987: 245). In der selektiven Vereinfachung und Ordnung liegt demnach die Macht der Berechnungszentren. Wenn die für die zentrale synthetische Bearbeitung zugerechneten Darstellungen zurückgespielt werden und lokale Realitätswahrnehmungen prägen oder wenn sie als Basis für Strategien dienen, mit denen vom Zentrum aus lokal interveniert wird, dann gestaltet die reduzierte Syntheseordnung des Zentrums die Entwicklung der lokalen Realitäten.

In dem von uns untersuchten Fall hebt das Konzept der Berechnungszentren die Praktiken hervor, mit denen die Mini-Publics-Aktivitäten der Netzwerkmitglieder zusammengeführt, miteinander vergleichbar und systematisch analysierbar gemacht werden sollen. Dazu zählen zum Beispiel tabellarische Übersichten, Umfragen, Evaluationsberichte usw., mit denen Mini-Publics Aktivitäten, die jeweils historisch auf eigene Weise geformt und auf komplexe Weise mit dem jeweiligen lokalen Kontext verwoben sind, nach einem einheitlichen Standard beobachtet und abstrahiert abgebildet werden. Genau für diese verknüpfenden und synthetisierenden Tätigkeiten beschäftigt das democracy R&D Netzwerk einen Manager, der von San Francisco aus den Aufbau und die Gestaltung der Infrastrukturen betreibt, mit denen geografisch verteilte *eigenartige* Praktiken und Kulturen des *doing mini-publics* zueinander in Beziehung gesetzt, miteinander anschlussfähig und als Teil eines globalen Ganzen erkennbar werden. Durch den Entwurf von Systematiken, die Mini-Publics-Aktivitäten nach einheitlichen Kriterien in ihren relevanten Merkmalen beschreiben sollen, sowie die Gestaltung von Berichtsvorlagen und Umfragen werden diverse, lokal eingebettete Realitäten des *doing mini-publics* de-kontextualisiert, reduziert, abstrahiert und damit *mobilisiert*. Durch die Hinterlegung in Archiven, die Zusammenführung in Datenbanken, Tabellen usw. werden sie *stabilisiert*. Durch vergleichende Auswertungen, synthetisierende Betrachtungen, grafische Übersichten usw. werden die lokalen Realitäten zu einer abstrahierten globalen Realität *erweitert*. Die Ergebnisse dieser *Berechnungsprozesse* werden über ein gemeinsam genutztes Google-Laufwerk mit Archiv, Bibliothek und Diskussionsforum an die Mitglieder zurückgespielt. So können sie ihre Aktivitäten als Teil eines globalen Projektes zur Demokratieinnovation erkennen und einordnen, sodass »*everybody wakes up in the morning and sees the network*«, wie der Netzwerkmanager den Effekt beschreibt.

Ein spezifisches Beispiel für die abstrahierte Zusammenführung, Sichtbarmachung und Kontrolle von verteilten Aktivitäten als Bestandteile eines integrierten Ganzen ist eine Tabelle, die Interaktionen zwischen Mitgliedern abbildet. Hier werden die Aktivitäten der Kommunikation und Kooperation im Netzwerk selbst abgebildet – allerdings reduziert auf ein quantitatives Monitoring: In einer Kreuztabelle wird markiert, wer mit wem Kontakt hatte, und es wird kontinuierlich der Dichtegrad des Netzwerks berechnet. Die so abstrahierte und damit aggregierbar gemachte Realität verschiedenster Interaktionsprozesse unter den Mitgliedern produziert synthetische Indikatoren für das Engagement einzelner Mitglieder für das Kollektiv und nicht zuletzt auch für den Erfolg des Netzwerkmanagers, das Netzwerk zu konstituieren und am Leben zu halten.

Derartige Praktiken des Abfragens, Registrierens, Kategorisierens, tabellarischen Ordners und quantitativen Auswertens und Visualisierens sind eine zentrale Form, in der Wissen innerhalb des Netzwerks zirkuliert. Die Gestaltung, Anleitung und Kontrolle der jeweiligen Methodik zur Erhebung, Standardisierung und Zusammenführung von Informationen über verschiedene lokal eingebettete Aktivitäten sowie die Bereitstellung und Koordination von Strategieentwicklungsprozessen auf der Basis dieses synthetisierten Wissens bestimmen den Alltag der Arbeit des Netzwerkmanagers. Diese Praktiken setzen entfernte und unterschiedlich eingebettete Kulturen des *doing mini-publics* zueinander in Beziehung und stimmen sie translokal aufeinander ab. Dadurch werden nicht nur translokale Verknüpfungen materiell etabliert und gefördert, sondern es werden die unterschiedlichen Mini-Publics-Praktiken an verschiedenen Orten der Welt mit ihren jeweils zugrundeliegenden politischen und kulturellen Ontologien auch auf neue Weise, nach einem einheitlichen Schema, abgebildet, definiert und kontrolliert – auch wenn diese gestaltende, ordnende und kontrollierende Dimension des Mobilisierens, Stabilisierens und Erweiterns von Wissen über lokal verteilte Mini-Publics Aktivitäten nicht explizit reflektiert und diskutiert wird. Das Konzept der Berechnungszentren sensibilisiert uns dafür, wie Methodiken zur Generierung von Überblickswissen performativ werden können in dem Sinne, dass spezifisch selektierte, abstrahierte und reduzierte Realitätsdarstellungen die Weise, in der Realitäten praktiziert werden, beeinflusst und damit ordnende und realitätsverändernde Wirkung entfalten. Indem die Mitglieder Berichte über ihre Praktiken auf eine ganz bestimmte Weise verfassen müssen, die vom Zentrum aus definiert wird und

für die sie Rechenschaft ablegen müssen, re-konstituieren sie die Realität ihrer eigenen Praxis entlang der zentralen Formatvorgaben (Rottenburg/Merry 2015; Davis et al. 2012).

Scopic Media (Knorr Cetina)

Ein weiteres Konzept, das die ordnende Wirkung von Infrastrukturen zum Wissensaustausch in den Blick nimmt, ist das Konzept der skopischen Medien. Hier liegt das Augenmerk auf der Sozialität konstituierenden Wirkung von Kommunikationstechnologien, die darin liegt, dass sie entfernte und verteilte Geschehnisse »auf den Schirm bringen« und so wiederum von verteilten Orten aus gemeinsam erlebbar machen. Das schaffe eine »synthetische Situation«, in der sich Menschen zwar nicht geografisch nahe sind, in der aber gleichwohl soziale Erfahrungen, affektive Bindungen und Identitätsbildung entstehen. Im Gegensatz zu Bruno Latours Berechnungszentren geht es hier nicht primär um Infrastrukturen der Abstraktion und kategorialen Systematisierung, sondern um Infrastrukturen der reziproken Wahrnehmung und affektiven Bindung.

Skopische Medien sind technische Einrichtungen, »[which] enable trans-local imports from the outer world to be collected, projected, and augmented on-screen« (Knorr Cetina 2009: 69). Es geht also um das audio-visuelle *Erfahrbarmachen* von geografisch weit verteilt ablaufenden Prozessen, wie zum Beispiel Transaktionen auf dem weltweiten Finanzmarkt oder weltweite Aktivitäten der radikal-islamistischen Bewegung (Knorr Cetina/Bruegger 2002; Knorr Cetina 2005). Durch die synthetische Darstellung eines verteilten Geschehens wird ein Erfahrungs- und Interaktionskontext geschaffen, in dem Akteure die soziale Situation, in der sie sich befinden, auf der Grundlage medientechnisch vermittelter Wahrnehmungen definieren, zum Beispiel über eine Finanzhandelssoftware, die kontinuierlich Transaktionen und Bewegung auf den Märkten anzeigt, oder über Medienkanäle, die kontinuierlich über Aktionen und Dynamik des islamistischen Widerstands berichten. Das schaffe eine »synthetische Situation«, in der die medial vermittelte und kanalisierte Wahrnehmung und Interaktion eine geteilte soziale Realität hervorbringt: »[T]he audience may start to react to the features of the reflected, represented reality rather than to the embodied, pre-reflexive occurrences [...] the screen content instantly places those observing it [...] into

an identical world« (Knorr Cetina 2014: 43). So generieren skopische Medien Situationen und ermöglichen die Bildung translokaler sozialer Welten mit ihren je eigenen auch affektiven und identitätswirksamen Realitäten, die von den konkreten Orten, an denen sich die Körper der Interaktionsteilnehmenden befinden, entkoppelt sind: »When scopic systems are systematically used, they may have ›world-making‹ effects that lead to the creation of parallel realities – a thick context that situates individual activities, emotional commitments, and interpretive frameworks« (ebd.: 44). Das Konzept stellt damit heraus, wie Infrastrukturen der medialen Vermittlung auch affektiv die Erfahrungen, Weltansichten und Identitäten derjenigen prägen, die einander und die Welt darüber wahrnehmen. Auch hier wird deutlich, dass diese infrastrukturelle Leistung der Vermittlung nicht neutral sein kann.

»The electronically projected situation reaches far beyond what would ordinarily be visible in a physical setting; not only does it include many layers and windows providing geopolitical and epistemic depth and internal contextualization, but it also stitches together an analytically constituted world made up of everything potentially relevant to the interaction.« (Knorr Cetina 2009: 66)

Genau die Entscheidung der Frage, was potenziell relevant ist und medial vermittelt werden sollte, beinhaltet hier die Macht, Wahrnehmung, affektive Erfahrungen und soziale Identitäten zu gestalten.

Ein Beispiel aus unserem empirischen Fall sind laufende Bemühungen, um über eine offizielle Website sowie interne Diskussionsforen und Videokonferenzen bei den Mitgliedern die geteilte Wahrnehmung verteilter Mini-Publics-Aktivitäten zu ermöglichen und sich selbst als Teil einer breiteren Bewegung zu identifizieren. Das wiederum etabliert einen Kontext geteilter Erfahrungen, aus dem sich gemeinsames, aufeinander abgestimmtes Handeln entwickeln kann. So werden regelmäßig *learning calls* per Videoschaltung organisiert. Thema und Fragestellung, Fallbeispiele, Inputstatements und angestrebte Ergebnisse werden vorab zusammen festgelegt. Hier wird entschieden, was potenziell relevant ist für die Interaktion und somit Teil der medial vermittelten Zusammenkunft und des darin stattfindenden Prozesses sein soll. Die Videokonferenz läuft über die Zoom-Software, sodass alle Teilnehmenden gleichzeitig auf dem Bildschirm sichtbar sind. Durch die so ermöglichte Reziprozität von Bewegungen, Stimmen und Blicken ohne die

Notwendigkeit körperlicher Ko-Präsenz stellt das Medium der Videokonferenz die geografisch verteilten Mini-Publics-ExpertInnen in einen dichten Interaktionsrahmen und organisiert basierend auf einer synthetischen Situationswahrnehmung einen gemeinsamen Arbeitsprozess. Sie werden auf diese Weise selbst als lernendes Kollektiv erfahrbar, das damit beschäftigt ist, gemeinsam eine Frage von geteiltem Interesse zu bearbeiten.

Weitere Aktivitäten wie der Aufbau von Observatorien zum weltweiten Monitoring relevanter Veranstaltungen und Projekte, die Einrichtung von Taskforces und sogar einer Mini-Publics-Akademie, die alle über Online-Plattformen vermittelt werden, haben ähnliche skopisch mediale Effekte. Sie schaffen synthetische Situationen und generieren eine eigene translokale Wahrnehmungswelt für all das, was potenziell relevant ist für das Voranbringen von Mini-Publics als demokratische Innovation. Gleichzeitig strukturieren sie die Wahrnehmung, indem sie entscheiden, was potenziell relevant ist und wie es medial vermittelt Eingang findet in den translokalen Lernprozess mitsamt seiner affektiven und identitätsbildenden Dimension.

Strukturierung von Räumen (Löw)

Das Konzept der Strukturierung von Räumen zielt darauf ab, zu untersuchen, wie Räume sozial konstruiert werden. Anstatt Räume als physisch gegeben zu betrachten, lenkt das Konzept die Aufmerksamkeit auf interpretative Leistungen und materielle Handlungen, mit denen Elemente der Wirklichkeit erst in einen Zusammenhang gebracht und als relevante Bestandteile einer Wirklichkeit miteinander verknüpft, arrangiert und »(an)geordnet« werden (Löw 2001). Somit bezieht sich das Konzept auf konkrete Räume, die die Erfahrung von gleichzeitiger Präsenz, wechselseitiger Relevanz und Nähe im sozialen Leben ordnen. Räume sind einerseits das Produkt kollektiver Interpretationsprozesse, die Elemente der Wirklichkeit miteinander in Beziehung setzen und für ein bestimmtes Anliegen als relevant betrachten (*synthesis*). Andererseits sind sie das Produkt materieller Anordnungen, die sich an diesen Interpretationen orientieren (*spacing*). Zudem betont das Konzept der »Strukturierung« von Räumen die historische Dynamik der Raumkonstruktion (Löw 2008). Es betont, dass etablierte kollektive Interpretationen und materielle Arrangements individuelle Wahrnehmungen und Handlungen mitkonstituieren und strukturieren. So beinhalten sozial

konstruierte Räume die Macht, gesellschaftliche Prozesse zu ordnen und reproduzieren sich auf diese Weise. Gleichzeitig müssen sie immer wieder neu in deutender Kommunikation und materieller Handlung hervorgebracht werden, um weiter zu existieren. Weil sie Deutungen und Handlungen aber nicht determinieren, können sie reflexiv (um)gestaltet werden. Durch den kommunikativen Entwurf alternativer Räume (kreative Synthese) und die Umsetzung daran ausgerichteter alternativer Bewegungen, materieller Verknüpfungen und Repositionierungen (kreatives *spacing*) können Zusammenhänge von Relevanz, Nähe und Ferne, Über- und Unterordnung, Einschluss und Ausschluss, in dem sich Handlungen verorten und orientieren, verändert werden.

In unserem Fall sind es besonders Praktiken der Kartierung, deren selektiv ordnende und gestaltende Macht durch das Konzept der Strukturation von Räumen verstanden und analysiert werden kann. Im Feld werden geografische (Welt-)Karten oder Netzwerkdiagramme verwendet, um die weltweite Ausbreitung und Verknüpfung von Mini-Publics zu visualisieren. Sie stellen Infrastrukturen für die Zirkulation von Wissen dar, indem sie wechselseitige Wahrnehmung schaffen, Hinweise darauf geben, wer wo mit was befasst ist, und die einzelnen Aktivitäten innerhalb eines Zusammenhangs wechselseitiger Relevanz verorten (Abb. 1).

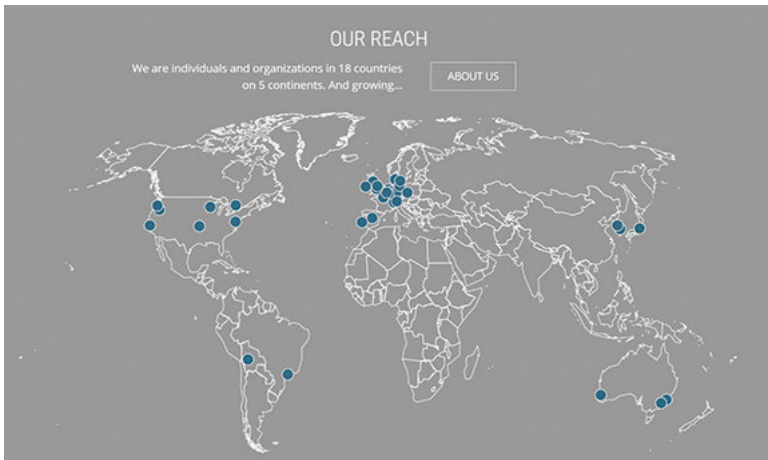


Abb. 1: Kartierung der geografischen Verteilung der Mitglieder des Democracy R&D Netzwerks | <https://democracyrd.org/> 2019.

Solche Kartierungen entwerfen das Praxisfeld, in dem Mini-Publics experimentell entwickelt und verbreitet werden, als einen eigenen Raum, der aus bedeutsamen Orten der Aktivität und Verbindungsmustern zwischen diesen besteht. Als kreative Synthese bieten solche Karten Orientierung für entsprechende materielle Bewegungen, Verknüpfungen und Repositionierungen (kreatives *spacing*). Das können Kontakte und Reisen zu Feldbesuchen sein, besonders an Hotspots von Aktivitäten oder zentralen Orten im Netzwerk. Das kann die Einrichtung von technischen und organisatorischen Infrastrukturen sein, zum Beispiel zur Verknüpfung regionaler Cluster. Oder es können Aktivitäten zur gezielten Erschließung von »weißen Flecken« auf der Landkarte sein.

All diese kreativen Synthesen ermöglichen neue räumliche Orientierungen, Bewegungen und Positionierungen. Sie stellen neue Verbindungen her. Aber sie schließen gleichzeitig etwas als nicht relevant Erachtetes aus und beinhalten eigene Positionierungen, Kategorisierungen und Grenzziehungen, mit denen sie den Wissensaustausch, den sie anleiten und ermöglichen auf spezifische Weise konfigurieren. Auch die Konstruktion von Raumrepräsentationen zur Orientierung im Praxisfeld kann somit nicht neutral erfolgen.

Fazit

Mit Blick auf die Veränderung von Räumen der Politik lässt sich eine doppelte Refiguration erkennen: Zum einen sehen wir ein Auseinanderfallen verschiedener Räume der Politik, die vormals im Containerraum des Nationalstaats integriert waren. Regulierungs-, Themen-, und Instrumentenräume differenzieren sich als je eigens abgegrenzte und geordnete Arrangements, die je eigene Konstellationen von Akteuren, Diskursen und Materialitäten umfassen. Zum anderen sehen wir eine Translokalisierung all dieser Räume insofern, als nicht mehr nur nationale politische Systeme, Öffentlichkeiten und kulturelle Handlungsstile die relevanten Bezüge des Politikmachens darstellen, sondern transnationale Governanceräume, soziale Bewegungen und Öffentlichkeiten sowie Instrumentenräume, die Aktivitäten an einzelnen Orten umfassen und sich quer durch nationale Territorien hindurchziehen. Die translokalen Räume werden wesentlich durch Infrastrukturen konstituiert, in denen Bezüge zwischen lokal eingebetteten Aktivitäten

hergestellt werden und die Zirkulation von Wissen ermöglicht wird. In Infrastrukturen materialisiert sich eine spezifische translokale Anordnung lokaler Praxisformen. Die drei Konzepte »centers of calculation«, »scopic media« und »Strukturierung von Räumen« machen jeweils spezifische Formen erkennbar, in denen die Einrichtung von Infrastrukturen zur Förderung der translokalen Zirkulation von Wissen die Räume konstituiert, in denen dieses Wissen weiterentwickelt und umgesetzt wird. Durch selektive Einschlüsse sowie die Formatierung und Kanalisierung von Kommunikationen und Interaktionen wird geprägt, was sich in einem translokalen Raum als die lokalen Spezifika übergreifendes Wissen davon etabliert, was Mini-Publics sind und wie sie erfolgreich als Demokratieinnovation in bestehende politische Räume eingebettet werden können. In der Gestaltung von Infrastrukturen muss die Komplexität lokal eingebetteter Realitäten selektiv reduziert werden, die Diversität entsprechender Praxis- und Wissensformen muss standardisiert werden, um wechselseitige Anschlussfähigkeit zu ermöglichen. Darüber filtern, formatieren und kanalisieren sie die translokale Zirkulation von Wissen über Mini-Publics.

Die Macht der Infrastrukturierung liegt darin, Entscheidungen für bestimmte Annahmen über den Gegenstand zu treffen, zu dem Wissen ausgetauscht und weiterentwickelt werden soll. Im Fall der Mini-Publics betrifft das Annahmen darüber, was das Instrument im Kern ausmacht, was der Zweck ist, den es erfüllen soll, und wie die politischen Räume und Kulturen beschaffen sind, in denen es wirksam sein soll. Weil Infrastrukturen zur Wissenszirkulation bestimmte politische Praktiken, Diskurse und Akteure begünstigen, ihnen Zugang verschaffen und eine Stimme geben, andere aber aus dem Prozess der Wissensproduktion und -standardisierung ausschließen oder es erschweren, ihre Anliegen zu artikulieren, muss impliziten und expliziten Inklusions- bzw. Exklusionsprozessen im Aufbau translokaler Infrastrukturen mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. Grundlegende Annahmen über politische Realität und Bedingungen von Demokratie sind dem spezifischen Instrumentenwissen eingeschrieben, dessen Zirkulation und Entwicklung durch spezifisch gestaltete Infrastrukturen befördert werden. Solche Infrastrukturen können deshalb nicht politisch neutral sein. Das wirft einen neuen Blick auf Machtverhältnisse in der Konstitution von translokalen Räumen. Zukünftige Forschung muss hier empirisch prüfen, inwiefern die den zirkulierenden Instrumenten zugrunde liegende Ontologie von Politik und Gesellschaft eine translokale kulturelle Verfassung von

Politik realisiert, die der expliziten institutionellen Verfassung noch vorgelagert ist, dabei politisches Handeln prägt und lokal sich entwickelnde Demokratieformen machtvoll gestaltet (Voß/Freeman 2016).

Literatur

- Amelung, Nina (2015): Standardizing Heterogeneity: Negotiating Designs for Transnational Citizen Engagement. In: Rask, Mikko/Worthington, Richard (Hg.): *Governing Biodiversity through Democratic Deliberation*. London: Routledge, S. 249–268.
- Amelung, Nina/Grabner, Louisa (2017): Making Citizen Panels a ›Universal Bestseller‹. In: Bherer, Laurence/Gauthier, Mario/Simard, Louis (Hg.): *The Professionalization of Public Participation*. London: Routledge, S. 189–213.
- Bache, Ian/Flinders, Matthew (Hg.) (2004): *Multi-level Governance*. Oxford: Oxford University Press.
- Beck, Ulrich/Blok, Anders/Tyfield, David/Zhang, Joy Yueyue (2013): Cosmopolitan Communities of Climate Risk: Conceptual and Empirical Suggestions for a New Research Agenda. In: *Global Networks*, Jg. 13, S. 1–21.
- Benecke, Gudrun/Branovic, Zeljko/Draude, Anke (2008): Governance und Raum. Theoretisch-konzeptionelle Überlegungen zur Verräumlichung von Governance. *SFB-Governance Working Paper Series*, Nr. 13. Berlin: Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaften/Freie Universität Berlin, S. 1–32.
- Bowker, Geoffrey C./Star, Susan Leigh (1999): *Sorting Things Out: Classification and its Consequences*. Cambridge: MIT Press.
- Bueger, Christian (2015): Making Things Known: Epistemic Practices, the United Nations, and the Translation of Piracy. In: *International Political Sociology*, Jg. 9, S. 1–18.
- Bueger, Christian/Gadinger, Frank (2018): *International Practice Theory*. Cham: Springer.
- Castells, Manuel (2008): The New Public Sphere: Global Civil Society, Communication Networks, and Global Governance. In: *The Annals of the American Academy of Political and Social Science*, Jg. 616, S. 78–93.

- Davis, Kevin/Fisher, Angelina/Kingsbury, Benedict/Merry, Sally Engle (Hg.) (2012): *Governance by Indicators: Global Power through Classification and Rankings*. Oxford: Oxford University Press.
- Della Porta, Donatella/Tarrow, Sidney G. (2005): *Transnational Protest and Global Activism*. Oxford: Rowman & Littlefield.
- Djelic, Marie-Laure/Sahlin-Andersson, Kerstin (Hg.) (2006): *Transnational Governance, Institutional Dynamics of Regulation*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Escobar-Rodríguez, Oliver/Elstub, Stephen (2017): *Forms of Mini-publics: An Introduction to Deliberative Innovations in Democratic Practice. Research and Development Note*. Sydney: newDemocracy.
- Geissel, Brigitte/Newton, Kenneth (Hg.) (2012): *Evaluating Democratic Innovations: Curing the Democratic Malaise?* London: Routledge.
- Grönlund, Kimmo/Bächtiger, André/Setälä, Maija (Hg.) (2014): *Deliberative Mini-Publics: Involving Citizens in the Democratic Process*. Colchester: ECPR Press.
- Hacking, Ian (2002): *Historical Ontology*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Howlett, Michael/Tosun, Jale (2018): *Policy Styles and Policy-making: Exploring the Linkages*. London/New York: Routledge.
- Jonas, Michael/Littig, Beate (Hg.) (2016a): *Praxeological Political Analysis*. London: Routledge.
- Jonas, Michael/Littig, Beate (2016b): A Praxeological Political Analysis: An Introduction. In: Jonas, Michael/Littig, Beate (Hg.): *Praxeological Political Analysis*. London: Routledge, S. 1-14.
- Jöns, Heike (2011): Centre of Calculation. In: Agnew, John/Livingston, David N. (Hg.): *The SAGE Handbook of Geographical Knowledge*. London: Sage, S. 158-170.
- Knorr Cetina, Karin (2005): Complex Global Microstructures: The New Terrorist Societies. In: *Theory, Culture & Society*, Jg. 22, S. 213-34.
- Knorr Cetina, Karin (2009): The Synthetic Situation: Interactionism for a Global World. In: *Symbolic Interaction*, Jg. 32, S. 61-87.
- Knorr Cetina, Karin (2014): Scopic Media and Global Coordination: The Mediatization of Face-to-Face Encounters. In: Lundby, Knut (Hg.): *Mediatization of Communication*. Berlin: DeGruyter, S. 39-62.

- Knorr Cetina, Karin/Bruegger, Urs (2002): Global Microstructures: The Virtual Societies of Financial Markets. In: *American Journal of Sociology*, Jg. 107, S. 905-950.
- Kohler-Koch, Beate (Hg.) (1998): *Regieren in entgrenzten Räumen. Politische Vierteljahresschrift (Sonderheft 29)*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Lascombes, Pierre/Le Galès, Patrick (2007): Introduction: Understanding Public Policy through its Instruments – From the Nature of Instruments to the Sociology of Public Policy Instrumentation. In: *Governance: An International Journal of Policy, Administration, and Institutions*, Jg. 20, S. 1-21.
- Latour, Bruno (1987): *Science in Action. How to Follow Scientists and Engineers through Society*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Law, John (2009): Actor Network Theory and Material Semiotics. In: Turner, Bryan S. (Hg.): *New Blackwell Companion to Social Theory*. Chichester: Wiley-Blackwell, S. 141-158.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Löw, Martina (2008): The Constitution of Space. The Structuration of Spaces through the Simultaneity of Effect and Perception. In: *European Journal of Social Theory*, Jg. 11, S. 25-49.
- Mann, Carsten/Voß, Jan-Peter/Amelung, Nina/Simons, Arno/Runge, Till/Grabner, Louisa (2014): *Challenging Futures of Citizen Panels. Critical Issues for Robust Forms of Public Participation. A Report Based on Interactive, Anticipatory Assessment of the Dynamics of Governance Instruments*, 26 April 2013. Technische Universität Berlin. Online unter: https://ec.europa.eu/research/swafs/pdf/pub_featured/citizen_panels_challenging_futures_report_final.pdf (zuletzt aufgerufen: 30. Januar 2020).
- Marres, Nortje (2005): *No Issue, No Public: Democratic Deficits after the Displacement of Politics*. Diss., University of Amsterdam.
- Mol, Annemarie (1999): Ontological Politics: A Word and Some Questions. In: Law, John/Hassard, John (Hg.): *Actor Network Theory and After*. Oxford: Blackwell, S. 74-89.
- Peck, Jamie/Theodore, Nik (2010): Mobilizing Policy: Models, Methods, and Mutations. In: *Geoforum*, Jg. 41, S. 169-74.
- Rask, Mikko/Worthington, Richard K. (2012): Prospects of Deliberative Global Governance. In: *Journal of Environmental Science and Engineering B1*, Nr. 4, S. 556-565.

- Reckwitz, Andreas (2004): Die Politik der Moderne aus kulturtheoretischer Perspektive: Vropolitische Sinnhorizonte des Politischen, symbolische Antagonismen und das Regime der Gouvernamentalität. In: Schwelling, Birgit (Hg.): *Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Theorien, Methoden, Problemstellungen*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 33-56.
- Rottenburg, Richard/Merry, Sally Engle (2015): A World of Indicators: The Making of Governmental Knowledge through Quantification. In: Rottenburg, Richard/Merry, Sally E./Park, Sung-Joon/Mugler, Johanna (Hg.): *The World of Indicators: The Making of Governmental Knowledge through Quantification*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 1-33.
- Shore, Cris/Wright, Susan/Però, Davide (Hg.) (2011): *Policy Worlds: Anthropology and the Analysis of Contemporary Power*. New York: Berghahn Books.
- Smith, Graham (2009): *Democratic Innovations. Designing Institutions for Citizen Participation*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Star, Susan Leigh/Bowker, Geoffrey C. (2006): How to Infrastructure. In: Lievrouw, Leah A./Livingstone, Sonia: *Handbook of New Media: Social Shaping and Social Consequences of ICTs*. London: Sage, S. 230-45.
- Stone, Diane (2004): Transfer Agents and Global Networks in the 'Transnationalisation' of Policy. In: *Journal of European Public Policy*, Jg. 11, S. 545-566.
- Voß, Jan-Peter (2016): Realizing Instruments: Performativity in Emissions Trading and Citizen Panels. In: Voß, Jan-Peter/Freeman, Richard (Hg.): *Knowing Governance. The Epistemic Construction of Political Order*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 127-154.
- Voß, Jan-Peter/Amelung, Nina (2016): Innovating Public Participation Methods: Technoscientization and Reflexive Engagement. In: *Social Studies of Science*, Jg. 46, S. 749-72.
- Voß, Jan-Peter/Freeman, Richard (2016): Introduction: Knowing Governance. In: Voß, Jan-Peter/Freeman, Richard (Hg.): *Knowing Governance. The Epistemic Construction of Political Order*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 1-33.
- Voß, Jan-Peter/Simons, Arno (2014): Instrument Constituencies and the Supply-Side of Policy Innovation: The Social Life of Emissions Trading. In: *Environmental Politics*, Jg. 23, S. 735-754.
- Voß, Jan-Peter/Simons, Arno (2018): Promoting Policy Designs: Instrument Constituencies. In: Howlett, Michael/Mukherjee, Ishani (Hg.): *Handbook of Policy Design*. London: Routledge, S. 180-200.

- Watson, Matt (2017): Placing Power in Practice Theory. In: Hui, Alison/Schatzki, Theodore/Shove, Elizabeth (Hg.): *The Nexus of Practices. Connections, Constellations, Practitioners*. London: Routledge, S. 169-182.
- Woolgar, Steve/Lezaun, Javier (2013): The Wrong Bin Bag: A Turn to Ontology in Science and Technology Studies? In: *Social Studies of Science*, Jg. 43, S. 321-40.
- Zifonun, Dariusz (2004): Politisches Wissen und die Wirklichkeit der Politik. Zum Nutzen der Wissenssoziologie für die Bestimmung des Politischen. In: Schwelling, Birgit (Hg.): *Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Theorien, Methoden, Problemstellungen*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 225-275.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: Kartierung der geografischen Verteilung der Mitglieder des Democracy R&D Netzwerks | <https://democracyrd.org/> 2019.

Grenzen erkunden

Grenzinfrastrukturen und die Rolle fortifizierter Grenzen im globalen Kontext

Steffen Mau, Fabian Gülzau, Kristina Korte

Einleitung

Die Feststellung, dass Grenzen immer noch eine große Rolle für die Strukturierung sozialer Zusammenhänge spielen, ist heutzutage wieder trivial geworden. Zu offensichtlich sind die politischen und sozialen Bestrebungen der territorialen Sicherung, der mitgliedschaftlichen Schließung, der Demarkation und des »Othering«. In jüngster Zeit hat die Corona-Krise uns allen vor Augen geführt, auf welch einschneidende Weise nationalstaatliche Grenzen als Trennungseinrichtungen Wirksamkeit entfalten können. Noch vor drei Jahrzehnten, insbesondere nach dem Fall des Eisernen Vorhangs und in der Phase der gesteigerten globalen Vernetzung, galt es als ausgemacht, dass Grenzen durchlässiger werden, Öffnung politisch gewollt und angestrebt wird und dass zugleich die staatlichen Möglichkeiten zur effektiven Grenzkontrolle schwinden. In der »postnationalen Konstellation« (Habermas 1998), so wurde angenommen, löse sich die enge Kopplung von Territorialstaat, Nation und Gesellschaft zugunsten einer stärker entgrenzten Form der gesellschaftlichen Verfasstheit zunehmend auf.

So plausibel diese Beschreibung auch sei, so augenscheinlich ist es, dass die Wirkkräfte von Globalisierung und Transnationalisierung mit mächtigen Gegenbewegungen konfrontiert sind. Dabei gibt es einerseits ein anhaltendes staatliches Interesse an Kontrolle und Begrenzung von Grenzüberschreitungen, andererseits gibt es politische Strömungen, die soziale und territoriale Schließung zum Kern ihrer Programmatik gemacht haben. Es mag umstritten sein, ob wir wirklich in einem Zeitalter der neuen Fortifi-

zierung leben und Mauern das ikonische Sinnbild neuer Abgrenzungsbestrebungen darstellen, aber dass wir nicht von fortschreitenden, sich unentwegt steigernden Entgrenzungsprozessen ausgehen können, erscheint nur allzu offensichtlich. Grenzen mögen nicht in der Lage sein, die Dynamik der Globalisierung zurückzudrängen, aber sie haben in vielen Teilen der Welt neue Formen der Abschottung und der Demarkation in Szene gesetzt.

In diesem Beitrag richten wir unseren Blick auf nationalstaatliche Territorialgrenzen, also Grenzen, die durch einen Ort bestimmt sind: Die flächenmäßige Ausdehnung eines Territorialstaates findet an einer räumlich fixierten Grenze (der Grenzlinie) ihr Ende und dort, wo sie endet, beginnt ein neuer Staat. Forschungen zur Exterritorialisierung von Grenzen (Laube 2013) oder zu »shifting borders« (Shachar 2020) haben zwar aufgezeigt, dass Kontrolle räumlich diffundiert und heutzutage sowohl »vor« wie auch »hinter« der Grenze stattfinden kann, dennoch bleiben Territorialgrenzen wichtige Institutionen, weil hier besondere Zugriffsmöglichkeiten bestehen und sich Kontrolle oftmals an den Ein- und Austrittsorten in bzw. aus einem Territorium manifestiert. Hier lassen sich soziale Klassifikationsprozesse im Sinne einer räumlichen Trennung durchsetzen, Zirkulation kann effektiv unterbunden oder eben auch ermöglicht werden.

Wir interessieren uns im Folgenden nicht für Kontrollpraktiken, sondern für die Materialität der Grenze. Welche Infrastrukturen, welche Markierungen, welche Befestigungen, welche Art von Bewehrung findet sich an der Grenze? Welche Typen von physisch-materialen Grenzaufbauten finden wir und wie sind sie global verbreitet? Unsere Annäherung hat zum Ziel, ein Mapping unterschiedlicher Grenzinfrastrukturen vorzunehmen, das sichtbar macht, ob und inwieweit Grenzbauten zur Separierung von nationalstaatlichen Räumen genutzt werden. Zunächst soll in der gebotenen Kürze eine Einordnung des Zusammenhangs von Raum- und Grenzforschung gegeben werden, mithilfe derer sich unsere Analyse für weitergehende raumsoziologische Fragestellungen aufschließen lässt. Danach entwickeln wir unsere Taxonomie und liefern deskriptive Befunde im globalen Maßstab. In einem dritten Abschnitt nehmen wir vier stark fortifizierte Grenzen in den Fokus, um anhand dieser zu zeigen, welche unterschiedlichen Motive und auch Funktionen diese auf den ersten Blick sehr ähnlichen Grenzen bestimmen.

Von Räumen und Grenzen

Die These der Refiguration (Löw/Knoblauch in diesem Band) lässt sich nicht nur auf Räume beziehen, sondern ebenso auf Grenzen. Schon historisch war es so, dass Grenzerweiterung und -überschreitung wesentliche Komponenten der Ausdehnung von Herrschaftsräumen darstellten. Wer in der Lage war, Grenzen politisch, militärisch, ökonomisch oder sozial zu verschieben, konnte Räume erobern und besetzen und diese auch neu gestalten. Durch Grenzen werden Räume kontrolliert, voneinander separiert und produziert, zugleich regulieren sie Zirkulation und grenzüberschreitende Transaktionen.

So klar und zwingend hier der Zusammenhang zwischen Grenze und Raum erscheint, so wenig Berührung haben die Bereiche der Grenzforschung einerseits und Raumsoziologie andererseits. Dass die Raumforschung Grenzen kaum in ihrer Konstitution, sondern eher in ihrer Wirkung erforscht, überrascht, wenn man sich vergegenwärtigt, dass der Raum im überwiegenden Teil der Forschung als »gemacht« verstanden wird. Die Forschung hat sich von absolutistischen Raumbegriffen verabschiedet und dafür plädiert, das Handeln selbst als raumbildend anzusehen und auf Prozesse des *spacing* als Vorgang des Positionierens, Bezugnehmens und Bauens verwiesen, die eine spezifische Verkoppelung von Handeln und Struktur darstellen (Löw 2001: 158ff.). Dennoch: Spezifische Phänomene des *bordering* als Politiken und Praktiken der Grenzziehung und Grenzbildung sind hierbei nicht ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt.

Auf der anderen Seite hat die Grenzforschung ihr Arsenal an Perspektiven in den letzten Jahren beträchtlich ausgeweitet und ist von der in der politischen Geografie einstmals üblichen Vorstellung von Grenzlinien abgerückt (Anderson/O'Dowd 1999; Newman/Paasi 1998). Grenzen werden nicht mehr als gesetzt und fixiert und als unumstrittene »Machtlinie des Staates« verstanden (Eigmüller 2016). Was nunmehr interessiert, sind historisch, soziale, politische und symbolische Aufladungen und Implikationen von Grenzen, Grenzregionen bzw. -zonen, diverse Grenzpraktiken und die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um Öffnung und Schließung. So rückt das konstruktive und prozessuale Moment der Grenze stärker in den Vordergrund, also das Grenzen-Machen – das *bordering*. Zweitens hat sich ein Forschungszweig zu *border zones* oder »Grenzräumen« herausgebildet (Rumford 2006; Yuval-Davis et al. 2019). Innerhalb dieses Zugangs wird die

Grenze nicht als Innen-Außen-Dichotomie verstanden, sondern als hybrider und ambivalenter Raum, der sich über die Grenzlinie hinweg ausdehnt.

Schließlich wird das Denken in Relationierungen betont, sodass es nicht mehr zentral um *bounded territorial units* geht, sondern um Verbindungen, Formen von Konnektivität und Grenzüberschreitungen (Paasi 2011). Nicht zuletzt ist Grenzen ja auch immer ein verbindendes und nicht nur ein abschließendes Moment eigen. Aus der Raumsoziologie selbst kommt der Vorschlag, Grenzen als Relationen zu betrachten, die Verbindungen zwischen Räumen herstellen (Löw/Weidenhaus 2017). Statt Räume als relationale Anordnungen von Menschen und sozialen Gütern zu verstehen, wird hier der Akzent auf die Verbindungen von Räumen selbst gelegt; kurz: darauf, wie Räume zusammenhängen. Grenzbauten und -ziehungen führen zur Konstitution unterschiedlicher Räume, weil sie in die Struktur von Räumen so eingreifen, dass Unterschiede markiert, Trennungen erzeugt und reproduziert und Zirkulationen ermöglicht oder begrenzt werden. Zugleich können Grenzen in Verbindung mit *power geometries* (Massey 1994: 149; vgl. auch Helbrecht/Pohl/Genz/Dobruskin in diesem Band) gebracht werden, denn sie sind auch Institutionen für die Vermachtung und Kontrolle von Räumen.

Grenzinfrastrukturen könnten aus diesem Blickwinkel als Relaisstationen unterschiedlicher Räume verstanden werden. Wer Grenzen abschließt und kontrolliert, der greift in die Gestaltung sozialer und politischer Räume ein, erhöht den Differenzcharakter unterschiedlicher nationalgesellschaftlicher Räume. Grenzen sind raumkonstituierend, indem sie die Räume erst umschließen und Differenz herstellen, sie können aber auch eine Folge vorhandener Unterschiede zwischen benachbarten Ländern sein. Eine eindeutige Kausalrichtung ist nicht leicht bestimmbar, eher kann man von einer Ko-Determination von Grenzen und Räumen ausgehen. Für unsere Herangehensweise ist die Annahme leitend, dass »starke« Territorialgrenzen eher mit Unterschieden zwischen den benachbarten Ländern einhergehen – etwa mit Wohlstandsgefällen, unterschiedlichen politischen Systemen oder kulturellen Differenzen – bei größerer Ähnlichkeit der angrenzenden Länder die Grenzen hingegen eher schwach ausgebaut sein sollten.

Territoriale Grenzen erfassen

Im Folgenden stellen wir eine mehrstufige Grenztypologie vor, welche die physisch-materiale Infrastruktur an der territorialen Grenzlinie erfasst. Dabei geht es zunächst um die Frage, auf welche Art Grenzen global gesichert werden und welche Grenzinfrastrukturen wir mit welchen Anteilen wo finden. Im Anschluss prüfen wir, inwiefern sich ökonomische, politische und kulturelle Disparitäten auf die staatlichen Grenzregime auswirken. Diese Zusammenhänge analysieren wir sowohl mithilfe quantitativer Daten als auch unter Berücksichtigung von Fallstudien, die wir an vier stark befestigten Grenzen durchgeführt haben. Unserem Vorgehen liegt die Annahme zugrunde, dass uns die baulichen Merkmale an der Grenze Aussagen über staatliche Kontrollbemühungen ermöglichen.

Unsere Typologie basiert auf umfassenden Grenzdossiers, welche wir für alle Länder und deren Grenzen zwischen April 2018 und Oktober 2019 erstellt haben. Wir betrachten die Gesamtzahl der weltweiten Landgrenzen, die sich auf insgesamt 630 beläuft.¹ Die Grenzdossiers enthalten Informationen zur physisch-materialen Ausgestaltung der Grenzen, die über digitale Repositorien (z.B. Scopus) und Onlinerecherchen gesammelt wurden. Außerdem wurden Satellitenbilder zu georeferenzierten Grenzübergängen über die Google Maps API abgefragt. Zuletzt sind bestehende Studien herangezogen worden, um unsere Kodierung vergleichen zu können (Avdan 2019; Carter/ Poast 2017; Hassner/Wittenberg 2015; Jellissen/Gottheil 2013; Jones 2012). Jede Grenzlinie kommt dabei zweimal im Datensatz vor, da sich die Grenzinfrastrukturen über die Grenze hinweg nicht fortsetzen müssen. Ein Staat, der sich einer fortifizierten Grenze gegenüber sieht, kann entscheiden, ob er in einen Befestigungswettlauf einsteigt oder etwa an punktuellen Kontrollen festhält. Es handelt sich dementsprechend um ein dyadisches Datenformat.

1 Der Ausgangspunkt unserer Auswertung ist der Datensatz »Direct Contiguity« (Version 3.2) des Correlates of War-Projektes. Der Datensatz führt alle benachbarten Staatsgrenzen auf und erlaubt eine Unterscheidung zwischen reinen Landgrenzen und Seegrenzen. Wir fokussieren uns in der bestehenden Analyse auf Landgrenzen, welche maximal von Flüssen und Seen, die weniger als 20 Kilometer breit sind, getrennt werden. Zudem wurde die Grenzdyade zwischen Nigeria und dem Tschad ergänzt, welche aufgrund der fortgeschrittenen Aridifizierung des Tschadsees nicht mehr als vollständige Seegrenze bezeichnet werden kann. Keine Berücksichtigung finden dagegen französische Überseeterritorien, wobei dies insbesondere Französisch-Guyana betrifft.

Welche typologischen Unterscheidungen sind für unser »Grenzmapping« leitend? Wir haben einen fünfstufigen Indikator entwickelt, der unterschiedliche Abstufungen der physisch-baulichen Eigenschaften der jeweiligen Grenze abbilden kann.

Zunächst haben wir Grenzen identifiziert, an denen sich keine oder nur eine rudimentäre Infrastruktur finden lässt. Diese *Niemandslandgrenzen* befinden sich oft an Grenzübergängen, die für Staatsbeamte schwer zu erreichen sind, da sie in abgelegenen Regionen verlaufen (z.B. Urwald, Wüsten). Die Grenze bleibt sich gewissermaßen selbst überlassen, was die Entwicklung reger informeller Ökonomien jedoch nicht ausschließt.

Als *Grenzsteingrenzen* bezeichnen wir einen weiteren Grenztypus, der nur durch geringe staatliche Kontrollarchitektur gekennzeichnet ist. Hierunter fallen Grenzen, die durch bi- oder multilaterale Verträge abgebaut wurden, um etwa Warenverkehr und Personenmobilität zu erleichtern (Nita 2017). Der bekannteste Raum, der sich durch eine derartige Freizügigkeit auszeichnet, ist durch das Inkrafttreten des Schengener Abkommens in Europa entstanden.

Als Nächstes lassen sich *Kontrollortgrenzen* beschreiben, welche durch Grenzposten gekennzeichnet sind, die an spezifischen Grenzübergängen installiert werden. In Satellitenbildern finden wir hier häufig Straßen, die mehrspurig werden, um schließlich in einem Kontrollort zu enden, wo Dokumente geprüft und Zoll erhoben wird.

Staaten, die sicherstellen wollen, dass derartige Kontrollen nicht unterlaufen werden, verwenden Barrieren, um Grenzverkehr auf reguläre Grenzübergänge hinzulenken. Physische Hindernisse wie Zäune und Gräben, die solche *Barrieregrenzen* auszeichnen, erstrecken sich jedoch nicht entlang des gesamten Grenzverlaufs, sondern an neuralgischen Grenzübergängen.

Schließlich können wir *fortifizierte Grenzen* beschreiben, wo Staaten Zäune oder Mauern entlang der gesamten Grenzlinie errichtet haben, um unkontrollierte Grenzübertritte weiter zu erschweren. Im Gegensatz zu Barrieregrenzen, die sich dadurch auszeichnen, dass Hindernisse an neuralgischen Punkten installiert werden, versuchen Staaten mit fortifizierten Grenzen die Grenzlinie weitestgehend zu bewehren.

Abbildung 1 stellt die relative Verteilung der Grenztypologie auf den einzelnen Kontinenten² in einem Balkendiagramm dar. Zudem ist die globale

2 Die Grenze zwischen Papua-Neuguinea und Indonesien ist die einzige Landgrenze in Ozeanien und wurde in der vorliegenden Grafik dem asiatischen Kontinent zugerechnet.

Verteilung der Grenztypologie dargestellt. Es lässt sich zunächst festhalten, dass harte Grenzen, die in ihrer physisch-materialen Ausgestaltung durch Zäune, Mauern oder Gräben bestimmt sind, weltweit ein Fünftel aller Landgrenzen auszeichnen (20 Prozent). Diese Grenzen verteilen sich gleichmäßig zwischen Barrieregrenzen und fortifizierten Grenzen (jeweils 10 Prozent). Kontrollortgrenzen, die sich durch punktuelle Grenzkontrollen an spezifischen Grenzübergängen auszeichnen, sind mit 59 Prozent das weltweit häufigste Grenzregime. Grenzen, die lediglich durch Grenzsteine gekennzeichnet sind, um den Personen- und Warenverkehr zu erleichtern, sind an 12 Prozent der weltweiten Grenzlinien zu finden. Niemandsländergrenzen, die fernab von staatlichen Kontrollbemühungen liegen, sind mit 8 Prozent der seltenste Grenztypus.

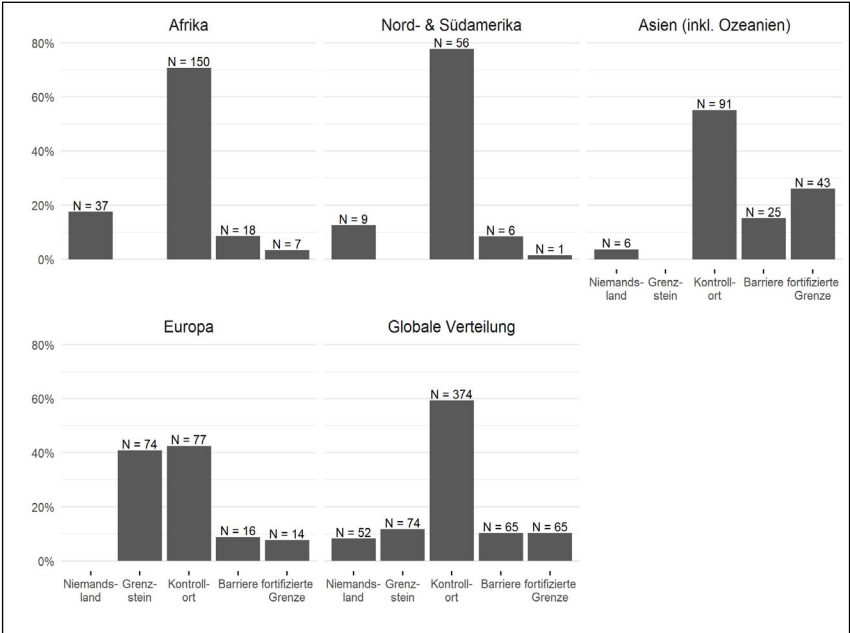


Abb. 1: Relative Verteilung der Grenzregime über Kontinente und global (in Prozent). Darstellung: Steffen Mau/Fabian Gülzau/Kristina Korte | Humboldt-Universität Berlin.

Wir können also festhalten, dass wir uns keineswegs in einer grenzfreien Welt bewegen. Institutionalisierte Mobilitätsbeschränkungen und -kontrol-

len an Grenzübergängen sind vielmehr auch in Zeiten der Globalisierung die Regel. Berücksichtigen wir nun jedoch die regionale Verteilung von harten Grenzen, zeigt sich, dass diese Hindernisse in einigen Regionen sehr viel häufiger eingesetzt werden. So sind 41 Prozent der Grenzen auf dem asiatischen Kontinent als Barrieregrenzen oder fortifizierte Grenzen zu bezeichnen. Während diese Grenztypen auch in Europa mit 17 Prozent noch häufig anzutreffen sind, sind in Afrika sowie Nord- und Südamerika nur rund ein Zehntel aller Grenzlinien als Barrieregrenzen oder fortifizierte Grenzen zu bezeichnen. Kontrollortgrenzen sind auf allen Kontinenten das häufigste Grenzarrangement, wobei es in Europa auch eine beträchtliche Anzahl von Grenzsteingrenzen gibt (41 Prozent), was sich durch den Schengen-Raum erklären lässt. Niemandslandgrenzen bündeln sich schließlich auf dem afrikanischen Kontinent (17 Prozent), wobei festzuhalten bleibt, dass Kontrollortgrenzen auch hier überwiegen (71 Prozent).

Von welchen Faktoren hängt nun ab, ob wir es mit einer fortifizierten Grenze oder einer Grenzsteingrenze zu tun haben? In der Literatur werden verschiedene Argumente vorgebracht, um zu erklären, weshalb einige Staaten ihre Grenzen befestigen, während andere auf offene Grenzen setzen. Es wird insbesondere argumentiert, dass Brüche, die an sogenannten »Diskontinuitätslinien« (Rosière/Jones 2012: 217) – etwa wo große soziale Ungleichheiten bestehen – auftreten, zu harten Grenzen führen können. Ähnlich wie tektonische Platten erzeugen diese Ungleichheiten dort Reibungen, wo sie an Grenzlinien aufeinandertreffen, was, so die These, zu politischen Konflikten oder unerwünschter Zirkulation führen kann, die durch Mauern und Zäune eingehegt werden soll. Als entscheidende Faktoren haben sich dabei ökonomische, kulturelle und politische Disparitäten herausgestellt (Anderson/O'Dowd 1999: 597; Rosière/Jones 2012).

Unterschiedliche Studien, die sich auf fortifizierte Grenzen fokussieren, konnten bestätigen, dass harte Grenzen häufig dort entstehen, wo große Wohlstandsdisparitäten bestehen (Carter/Poast 2017; Hassner/Wittenberg 2015). Dies kann als Hinweis darauf gelesen werden, dass unterschiedliche Wirtschaftsräume durch starke Grenzen voneinander abgetrennt und stabilisiert werden, wobei zugleich zu fragen ist, ob nicht die selektive Durchlässigkeit genutzt wird, um diese Wohlstandsgefälle auch zu erzeugen (nicht der Abschluss), etwa indem billige Arbeitskräfte einreisen können. Untersuchungen gehen zudem davon aus, dass Demokratien ihre Grenzen seltener mit starren Barrieren versehen als autokratische Staaten, welchen eine

größere Tendenz zur Abschottung attestiert wird. Nichtsdestotrotz zeigen eindruckliche Beispiele (etwa die USA, Indien und Israel), dass etablierte Demokratien keinesfalls vor der Errichtung fortifizierter Grenzen zurückschrecken (Jones 2012). Zuletzt kommen auch kulturelle Differenzen als Erklärungsfaktoren für die Errichtung von fortifizierten Grenzen infrage. So zeigt sich, dass Staaten mit einer muslimischen Religionsmehrheit häufiger Ziel von fortifizierten Barrieren werden, wobei diese allerdings auch mehrheitlich von Staaten errichtet werden, die ebenfalls durch eine muslimische Religionsmehrheit charakterisiert sind (Hassner/Wittenberg 2015).

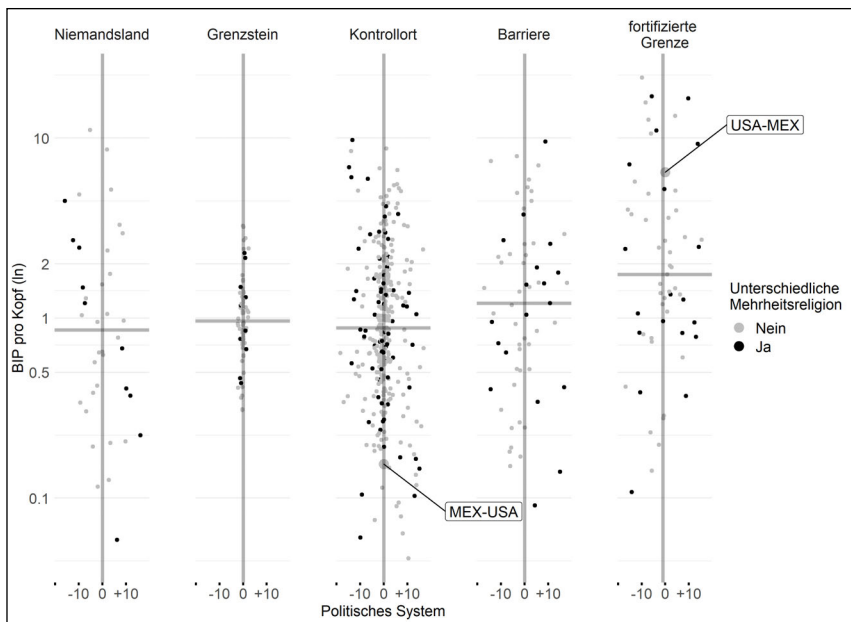


Abb. 2: Streudiagramm von BIP pro Kopf (logarithmiert) und politischem System nach Grenztypologie mit gruppenspezifischen Medianen. Darstellung: Steffen Mau/Fabian Gülzau/Kristina Korte | Humboldt-Universität Berlin.

Mithilfe der von uns erhobenen Daten können wir untersuchen, ob ökonomische, politische und kulturelle Differenzen mit den unterschiedlichen Grenztypen in Verbindung stehen. Insbesondere prüfen wir die Annahme, dass ökonomische, politische und kulturelle Ähnlichkeit (*Homophilie*) innerhalb einer Grenzdyade eher mit Grenzabbau einhergeht, während Diskon-

tinuitäten an einer Grenzlinie durch Befestigungen markiert werden (vgl. Mau/Brabandt 2011). In unserer Operationalisierung verwenden wir das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf in US-Dollar, um die ökonomische Position des Staates abzubilden (The World Bank 2019). Das politische System erfassen wir über die Variable »Polity2« des PolityIV-Projektes, welches politische Regime auf einer Skala von -10 (autokratisch) bis +10 (demokratisch) misst. Politische Systeme, die Skalenwerte zwischen -5 und +5 aufweisen, also sowohl autokratische als auch demokratische Elemente vereinen, werden von den Autoren als »Anokratien« bezeichnet (Marshall et al. 2019). Kulturelle Einflüsse sind sehr viel schwieriger abzubilden. Wir untersuchen hier den Einfluss von Mehrheitsreligionen (Maoz/Henderson 2013), wobei wir den Befund prüfen, ob Staaten mit unterschiedlichen Mehrheitsreligionen eher zur Errichtung von stark befestigten Grenzen neigen (Hassner/Wittenberg 2015). Alle Daten stammen aus dem Jahr 2017, wobei die Informationen zu den Mehrheitsreligionen nur für das Jahr 2010 vorliegen. Fehlende Werte wurden listenweise ausgeschlossen, sodass sich die Fallzahl auf 560 reduziert.

Abbildung 2 zeigt die ökonomischen und politischen Differenzen zwischen einem Staat, der ein spezifisches Grenzarrangement unterhält, und dem betroffenen Nachbarstaat. Die einzelnen Punkte sind zudem farblich markiert, um hervorzuheben, wenn beide Staaten sich durch unterschiedliche Religionsmehrheiten auszeichnen. Jeder Punkt stellt eine Grenze dar, die zwei Staaten teilt, sodass jede Grenze durch zwei Datenpunkte abgebildet ist, da sich Grenzarchitekturen über eine Grenze hinweg nicht fortsetzen müssen. So zeigt das Lesebeispiel der US-amerikanisch-mexikanischen Grenze, dass die USA ihre Grenze zum Nachbarland Mexiko weitgehend fortifiziert haben, während Mexiko lediglich Kontrollorte an der Grenzlinie unterhält. Es lässt sich auch ablesen, dass die USA in etwa die sechsfache Wirtschaftsleistung von Mexiko besitzen, während sich die beiden Länder hinsichtlich ihres politischen Systems und der Mehrheitsreligion nicht unterscheiden.

Die grauen Linien heben zudem die Mediane der gruppenspezifischen Differenzen im BIP pro Kopf (in US-Dollar) sowie des politischen Systems hervor. Die Werte des BIP pro Kopf sind aufgrund ihrer großen Streuung logarithmiert, wobei die y-Achse exponenzierte Werte darstellt, um eine Interpretation als Verhältnisse zu ermöglichen. In der folgenden Darstellung konzentrieren wir uns auf diese gruppenspezifischen Differenzen, stel-

len aber eingangs auch die einfachen Mittelwerte vor, welche in der Grafik nicht abgebildet sind.

Staaten, die fortifizierte Grenzen installiert haben, lassen sich im Durchschnitt als eher wohlhabend (Median: 8.879 USD), aber anokratisch bis autokratisch (Median: -3) beschreiben. Die Grafik zeigt, dass Staaten, die eine fortifizierte Grenze errichtet haben, im Median ein 75 Prozent höheres BIP pro Kopf besitzen als ihre betroffenen Nachbarstaaten. Der Wert des Politikindexes ist allerdings nur um eins reduziert, sodass die Staaten zwar durch ökonomische Ungleichheiten gekennzeichnet sind, sich aber hinsichtlich ihres politischen Systems nicht von ihren Nachbarstaaten unterscheiden. Der Anteil an Staaten, die sich durch unterschiedliche Mehrheitsreligionen auszeichnen, ist gegenüber dem globalen Durchschnitt um neun Prozentpunkte erhöht und liegt bei 32 Prozent.

Ähnlich lassen sich auch Staaten charakterisieren, die eine Barrieregrenze unterhalten. Sie sind jedoch weniger wirtschaftsstark (Median: 5.761 USD), vereinen aber mehr demokratische Elemente in ihrem Politiksystem (Median: 4). Staaten, die derartige Barrieregrenzen unterhalten, sind im Median um 21 Prozent wohlhabender als ihre betroffenen Nachbarstaaten, wobei sich die politischen Systeme nicht unterscheiden. Auch hier liegt der Anteil an Staaten, die unterschiedliche Mehrheitsreligionen haben, sieben Prozentpunkte über dem globalen Durchschnitt.

Die überwiegende Mehrheit der Staaten unterhält Kontrollortgrenzen. Dieses Grenzarrangement wird von Staaten verwendet, die im Median ein eher geringeres BIP pro Kopf (Median: 3.351 USD) besitzen, sich aber zugleich durch ein eher demokratisches Politiksystem (Median: 6) auszeichnen. Kontrollortgrenzen werden von Staaten installiert, deren BIP pro Kopf im Median 12 Prozent unter der Wirtschaftsleistung der Nachbarstaaten liegen. Hinsichtlich des politischen Systems finden sich im Median keine Unterschiede. Der Anteil an Staaten, die verschiedene Mehrheitsreligionen besitzen, liegt zwei Prozentpunkte unter dem globalen Durchschnitt von 23 Prozent.

Staaten, die keine dauerhaften Grenzkontrollen durchführen (Grenzsteingrenzen), sind durchgehend demokratisch (Median: 10) und besitzen ein hohes BIP pro Kopf (Median: 38.812 USD). Die Grafik veranschaulicht, dass sich keine großen Unterschiede weder in der Wirtschaftsleistung noch im Hinblick auf das politische System finden lassen. Der Anteil an gemischtreliösen Dyaden liegt acht Prozentpunkte unter dem globalen Durchschnitt.

Schließlich sind Staaten, die Niemandslandgrenzen besitzen, wirtschaftsschwach (Median: 1.673 USD) und mehrheitlich anokratisch (Median: 2). Ihr BIP pro Kopf liegt im Median 12 Prozent unter demjenigen ihrer Nachbarländer. Hinsichtlich ihres politischen Systems unterscheiden sie sich nicht von ihren Nachbarländern. Dyaden mit unterschiedlichen Religionsmehrheiten sind hier mit drei Prozentpunkten leicht überrepräsentiert.

Unsere Analyse hat die regionale Verteilung von Grenzinfrastrukturen erkundet und danach gefragt, welchen Einfluss ökonomische, politische und kulturelle Faktoren ausüben. Wir konnten zunächst feststellen, dass Staaten in bestimmten Regionen eine größere Neigung besitzen, Territorien durch harte Grenzen abzuschließen und zu separieren. So sind fortifizierte Grenzen, die auf weitgehende Rauntrennung abzielen, vor allem auf dem asiatischen Kontinent verbreitet. Im Gegensatz dazu finden sich auf dem afrikanischen Kontinent viele Grenzen, die als Niemandsland isoliert von staatlichen Aktivitäten sind. De-institutionalisierte Grenzen sind bisher nur innerhalb Europas und dort nur innerhalb des Schengen-Raums anzutreffen, obwohl verschiedene regionale Integrationsverbünde ähnliche Initiativen vorantreiben. Diese Initiativen scheitern in ihrer Umsetzung allerdings häufig an fehlender administrativer Kapazität oder dem Widerstand wohlhabender Mitgliedsstaaten (Nita 2017). Ein Beispiel ist die Rolle Südafrikas innerhalb der »Southern African Development Community« (SADC), welches sich als relativ wohlhabendes Land skeptisch gegenüber grenzüberschreitender Bewegungsfreiheit zeigt (Segatti 2017). Stattdessen unterhält Südafrika an den Grenzen zu Lesotho, Mosambik, Swasiland (Eswatini) und Zimbabwe, die durch starke ökonomische Ungleichgewichte gekennzeichnet sind, stacheldrahtbewehrte Zäune, während Kontrollorte zu Ländern mit einer ähnlichen Wirtschaftsleistung installiert wurden. Das Beispiel verdeutlicht auch, dass harte Grenzen eher an Diskontinuitätslinien entstehen, die sich durch wirtschaftliche Disparitäten auszeichnen. Aber auch kulturelle Unterschiede sind häufiger an Grenzen vorzufinden, die stärker befestigt sind. Hingegen haben politische Systemdifferenzen keinen Einfluss darauf, wie sich eine Grenze räumlich ausformt.

Abschottungsgrenzen: Vier fortifizierte Grenzen in der Nahbetrachtung

Im Folgenden lenken wir den Blick auf vier stark befestigte Grenzen, also auf Fälle, an denen sich Prozesse der Demarkation und Abschottung national-staatlicher Räume in ausgeprägter Form beobachten lassen. Unserer Annahme folgend, dass harte Territorialgrenzen mit größeren Unterschieden der angrenzenden Räume einhergehen, analysieren wir anhand der Fallstudien die Ko-Determination von Grenzen und Räumen – also die Frage, inwiefern die Fortifizierung von Grenzen auf Differenzen der angrenzenden Räume zurückgeführt werden kann und inwiefern Unterschiede durch *bordering* erst hergestellt werden. Die einzelnen Fälle, die wir einer Nahbetrachtung unterziehen, sind Ungarn-Serbien, USA-Mexiko, Algerien-Marokko und Indien-Pakistan. Die qualitative Analyse der vier Fallstudien basiert auf problemzentrierten Interviews sowie Dokumentenanalyse in den acht Ländern beiderseits der Grenzen. Auch hier nehmen wir also die Grenzdyaden in den Blick. In der vorhergehenden quantitativen Auswertung konnten wir feststellen, welche Trends sich bei den verschiedenen Grenztypen im Hinblick auf wirtschaftliche, politische und kulturelle Disparitäten der Dyaden abzeichnen. Im Ergebnis zeigte sich jedoch auch, dass innerhalb der jeweiligen Grenztypen starke Varianzen auftreten. Durch die qualitative Vertiefung eines Grenztypus – der fortifizierten Grenze – werden wir im Folgenden den Blick auf diese Varianzen lenken. So soll ein genauerer Blick darauf ermöglicht werden, wie Grenzen Räume konstituieren, welche Differenzen dadurch markiert oder verstärkt werden und in welchem Verhältnis die Räume beiderseits einer fortifizierten Grenze stehen können.

Die vier untersuchten Grenzen haben gemeinsam, dass sie materiell-physisch befestigt sind und stark kontrolliert werden, irreguläre Zirkulation wird dadurch erschwert. Hier zeigt sich das staatliche Interesse an Kontrolle und Begrenzung von Grenzüberschreitung deutlich. Gleichzeitig unterscheiden sich jedoch die Beweggründe für die Grenzbefestigung sowie deren Funktionen und Auswirkungen. Während die US-mexikanische und die ungarisch-serbische Filtergrenzen sind, welche unerwünschte Zirkulation unterbinden, erwünschte jedoch ermöglichen sollen, verhindern die algerisch-marokkanische sowie die pakistanisch-indische Grenze nahezu jede Mobilität über die Grenze hinweg – sie stellen eher Blockade- als Filtergrenzen dar.

Auch die Motivationen für die Fortifizierungen sind nicht einheitlich. Eine eindeutige Begründung für die Befestigung einer Grenze ist oft schwierig festzulegen, da sich mehrere Motive überlagern können. Die Beweggründe für eine Grenzschießung können sich im Laufe der Zeit zudem verändern und offizielle Gründe können sich von inoffiziellen unterscheiden. Dennoch zeigt der Vergleich der vier hier untersuchten Grenzen spezifische Motivlagen: In Ungarn nutzte eine populistische Regierung die sogenannte Flüchtlingskrise 2015 für die Grenzschießung und weitreichende Gesetzesänderungen. In den USA wird die Südgrenze seit Jahrzehnten immer weiter befestigt, als Gründe gelten Immigration, Drogenschmuggel, Kriminalität und aktuell auch das Wahlkampfversprechen des amtierenden US-Präsidenten Donald Trump, eine Mauer zu bauen. In Marokko und Algerien spielt der jahrzehntealte politische Konflikt um die Westsahara eine zentrale Rolle, jedoch sind auch hier Schmuggel und Migration relevant. Auch die Befestigung der pakistanisch-indischen Grenze ist auf einen politischen Konflikt zurückzuführen, die Auseinandersetzung um die Kaschmir-Region als Folge der Aufteilung des Subkontinents durch die britische Kolonialmacht. Zudem sind heute jedoch auch Schmuggel sowie Terrorismus Begründungen für die geschlossene Grenze. In den letztgenannten beiden Fällen zeigt sich, dass alte politische Konflikte schwerer wiegen können als die Nachteile, die für alle beteiligten Länder durch die Abschottung vom Nachbarn entstehen. Auch die symbolische Bedeutung der Grenzbefestigung als Abgrenzung zu einem gefährlichen »Anderen« spielt an den verschiedenen Grenzen eine Rolle. In Ungarn und den USA wird das Bild der bedrohlichen, unzivilisierten, kriminellen, meist männlichen Migranten propagiert, vor denen die Zäune und Mauern schützen sollen. Der Zaun zwischen Indien und Pakistan stellt eine Abgrenzung zum religiös »Anderen« dar. In Marokko und Algerien trennt die Grenze eher zwei verfeindete Bruderstaaten, deren Bevölkerungen einander sprachlich, kulturell, historisch und religiös sehr nah sind.

Tabelle 1 fasst einige der Charakteristika der vier Grenzen zusammen:

	Länge	Art Grenzbefestigung	Gründe Grenzbefestigung	Verhältnis der Länder	Grad der Schließung	Zirkulation	Zeitraum Grenzbefestigung
DZA-MAR	1.559	Zaun (Marokko), Graben und Wall (Algerien)	Politischer Konflikt, Schmuggel, Migration	Konflikt, keine Kooperation	Landgrenze offiziell vollständig geschlossen	Keinerlei Zirkulation erlaubt, dennoch irreguläre Migration	Seit 2014 (1957 frz. Barriere)
IND-PAK	3.190	Doppelzaun (Indien)	Territorialkonflikt, Schmuggel, Terrorismus	Konflikt, fragiler Waffenstillstand	Landgrenze geschlossen bis auf zwei Grenzübergänge	Wenig Zirkulation	Seit 1980
USA-MEX	3.169	Zäune, Barrieren (USA)	Schmuggel, Migration, Kriminalität, Innenpolitik	Enge Handelsbeziehungen	Zahlreiche Grenzübergänge, schwer kontrollierbar	Sehr viel Zirkulation, regulär und irregulär	Seit den 1990er-Jahren
UNG-SER	164	Doppelzaun (Ungarn)	Innenpolitik, Migration	Kooperativ	Geschlossen bis auf wenige Grenzübergänge	Reguläre Zirkulation möglich, irreguläre kaum	2015-2017

Tab. 1: Charakteristika von Abschottungsgrenzen.

Aus diesem einführenden Vergleich zeigt sich bereits die Varianz im Verhältnis von Räumen beiderseits einer fortifizierten Grenze. In den folgenden Abschnitten werden die vier Grenzen detaillierter vorgestellt, um dann abschließend auf das Verhältnis von Grenzen und Räumen zurückzukommen.

Die *ungarisch-serbische* Grenze ist mit 164 Kilometern vergleichsweise kurz, die Grenzbefestigung erstreckt sich über die gesamte Länge der Grenze. Der etwa vier Meter hohe Doppelzaun ist mit Stacheldraht und Betonfundament verstärkt, teilweise elektrisch geladen sowie mit Wärmesensoren und Kameras ausgestattet. Es gibt mehrere Grenzübergänge, die die Zirkulation von Personen und Waren ermöglichen und kontrollieren. Der Zaun wurde 2015 bis 2017 erbaut, in Reaktion auf die verstärkten Migrationsbewegungen nach Europa über die sogenannte Balkanroute (Beznec et al. 2016). In Ungarn ging die Grenzschließung mit einer extensiven »Informationskampagne« der ungarischen Regierung einher, die in rassistischer Weise vor den Gefahren von Immigration und Überfremdung warnte.

Während die ungarische Regierung als Motive für die Grenzbefestigung den Schutz vor Immigration und Terrorismus nannte, wurden in unseren Interviews vor allem innenpolitische Gründe für den Bau des Zauns genannt. In der Tat war Ungarn zwar in dem Sinne von der »Flüchtlingskrise« betroffen, dass hunderttausende Menschen das Land durchquerten, jedoch blieb der Effekt auf Ungarn dabei begrenzt, da nur ein Bruchteil dieser Menschen im Land blieb. Der enorme Aufwand der Grenzbefestigung und der mehrjährigen politischen Kampagne lässt sich somit eher durch innenpolitisches Kalkül sowie das Ziel einer stärkeren Kontrolle auch im Innern erklären (Cantat 2020; Páp/Reményi 2017). Die Grenzbefestigung hat hier eine symbolische Funktion, sie soll die bedrohte nationale Gemeinschaft vor dem gefährlichen »Anderen« schützen (Cantat 2017). Die Grenze dient als »dramatische Inszenierung« (Brown 2018: 10), die der Bevölkerung im Innern des Zauns zeigt, dass sie in Gefahr ist und von einem starken Staat geschützt werden muss.

Die Kombination aus physischer Barriere und verschärfter Gesetzgebung führte schließlich dazu, dass die Transmigration durch Ungarn stark zurückging und viele der MigrantInnen zunächst in Serbien strandeten und schließlich auf andere Länder und Routen ausweichen mussten. Bemerkenswert ist, dass Serbien zwar die Befestigung der Grenze zunächst kritisierte, der Bau des Zauns jedoch nicht zu einem dauerhaften Konflikt zwischen den beiden Nachbarländern führte. Dies lässt sich zum einen dadurch erklären, dass Serbien vergleichsweise wenig von den Folgen der Grenzschließung betroffen war, da viele der MigrantInnen in andere Länder, insbesondere nach Bosnien-Herzegowina weiterreisten und die EU zudem die Unterbringung der MigrantInnen in Serbien finanzierte; zum anderen dadurch, dass serbische BürgerInnen durch die Grenze nicht wesentlich aufgehalten wurden, sondern an den Grenzübergängen visumfrei nach Ungarn und somit in die EU einreisen konnten (mit Ausnahme von Personen aus dem Kosovo). Die Grenze ist somit eine typische Filtergrenze, die Warenverkehr sowie erwünschte Personenmobilität ermöglichen soll, unerwünschten Personen jedoch die Einreise verweigert. Zudem stellt die ungarisch-serbische Grenze die Außenbegrenzung der EU sowie des Schengen-Raums dar und ist vor diesem Hintergrund zu verstehen (Kallius 2016). Die politische und ökonomische Disparität zwischen Ungarn und Serbien schwächte sicherlich den Widerstand der serbischen Regierung gegen den Grenzzaun, jedoch war diese Disparität nicht die Ursache der Grenzbefestigung, da diese nicht gegen das Nachbarland gerichtet war.

Die Grenze zwischen den *USA und Mexiko* unterscheidet sich von der ungarisch-serbischen schon allein durch ihre Länge und geografische Beschaffenheit: Sie erstreckt sich über 3.169 Kilometer durch teils sehr unzugängliches Terrain. Die Grenze ist im Laufe mehrerer Jahrzehnte durch verschiedene US-Regierungen immer weiter befestigt worden, inzwischen ist etwa ein Drittel der Gesamtlänge mit Zäunen befestigt, vor allem in der Umgebung der urbanen Zentren. Dennoch finden ein intensiver Handel sowie Personenverkehr zwischen den beiden Ländern statt, es ist die am stärksten frequentierte Grenze der Welt (Nail 2016: 167). Als Gründe für die Befestigung der Grenze werden zum einen irreguläre Migration, zum anderen Schmuggel (insbesondere Drogen) genannt. Auch Terrorismus, Versicherheitlichung und Othering spielen eine Rolle: Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 verstärkte sich die historisch gewachsene Abgrenzung von Mexiko als dem gefährlichen »Anderen« nochmals (Jones 2012). Präsident Trump hatte den Bau einer Mauer entlang der gesamten Grenze zu einem seiner wesentlichen Wahlversprechen gemacht; als Begründung nannte er Migration, Kriminalität und Terrorismus (Lamont et al. 2017; The White House 2019). Ähnlich wie in Ungarn hat auch diese (potenzielle) Mauer eine symbolische Funktion und dient dazu, die gefährliche Welt hinter der Grenze vom schützenswerten Innern abzugrenzen (Brown 2018).

Der intensive Handelsverkehr zwischen Mexiko und den USA macht beide Länder abhängig vom Austausch und einer zumindest teilweise offenen Grenze. Durch das starke Wohlstandsgefälle ist Mexiko jedoch deutlich abhängiger von den USA als umgekehrt. Das zeigte sich, als US-Präsident Trump Mexikos Regierung 2019 mit der Androhung von Strafzöllen dazu zwingen konnte, ihre Migrations- und Grenzpolitik zu verschärfen. Neben den engen Handelsbeziehungen besteht auch eine lange Geschichte der mexikanischen Arbeitsmigration in die USA. In den letzten Jahren ist die Migration von Mexiko in die USA jedoch zurückgegangen, inzwischen sind es vor allem zentralamerikanische MigrantInnen, die versuchen, über Mexiko in die USA zu gelangen. Mexiko ist somit von einem Herkunftsland der Migration auch zu einem Transit- und Aufnahmeland geworden.

Die US-mexikanische Grenze gilt als kaum vollständig kontrollierbar. Die Grenzbefestigungen zwingen MigrantInnen jedoch zu lebensgefährlichen Routen durch die Wüste. Für den Drogenschmuggel ist die Grenzbefestigung weniger relevant, da Drogen größtenteils über die offiziellen Grenzübergänge geschmuggelt werden (Vernon/Zimmermann 2019). Auch

diese Grenzübergänge sind allerdings mit der aktuellen Infrastruktur nicht vollständig kontrollierbar. Wie auch die ungarisch-serbische Grenze ist die Grenze zwischen den USA und Mexiko eine Filtergrenze, jedoch ist die Filter- und Kontrollfunktion hier schwieriger umzusetzen. Auch diese Grenze bestätigt die These der ökonomischen Disparität, im Unterschied zu Ungarn richtet sich die Grenzbefestigung hier aber stärker (auch) gegen das Nachbarland.

Die *algerisch-marokkanische* Grenze ist mit 1.559 Kilometern ebenfalls lang. Die Grenze ist seit 1994 offiziell geschlossen, Auslöser dafür war ein terroristischer Anschlag in Marrakesch. Beide Seiten haben seitdem Teile der Grenze mit Zäunen und Gräben befestigt. Im Unterschied zu den beiden bereits beschriebenen Grenzen gibt es auf der gesamten Grenze keinen offenen Grenzübergang, das (legale) Überqueren der Grenze ist auf dem Landweg nicht möglich.

Die vollständige Schließung der Grenze ist auf politische Spannungen zurückzuführen, das Verhältnis zwischen beiden Ländern ist seit Jahrzehnten von Konkurrenz und Rivalität geprägt (de Larramendi 2018). Insbesondere spielt der Konflikt um die Westsahara eine wichtige Rolle. Während Marokko die Westsahara als Teil des marokkanischen Territoriums betrachtet, unterstützt Algerien deren Unabhängigkeit. Zudem gibt es auch über den Verlauf der Grenze zwischen Algerien und Marokko keine endgültige Einigkeit. Der Grenzverlauf wurde während der Kolonialzeit von der französischen Besatzungsmacht festgelegt und von marokkanischer Seite nicht akzeptiert, beide Länder führten zwei Kriege darum (Stora 2003).

Neben diesen historischen Entwicklungen gibt es weitere Gründe für die fortdauernde Schließung der Grenze. In Algerien werden Benzin sowie Lebensmittel so stark subventioniert, dass dies zu einem intensiven Schmuggel nach Marokko führt. Über lange Zeit war dieser Schmuggel eine wichtige Einnahmequelle der grenznahen Bevölkerung. Gleichzeitig werden Drogen von Marokko nach Algerien geschmuggelt. Die Grenze ist zudem eine wichtige Etappe auf der Migrationsroute von Afrika in Richtung Europa. Während Algerien nach wie vor ein Transitland auf dieser Route ist, wird Marokko aufgrund der immer stärker kontrollierten EU-Außengrenze mehr und mehr auch zum Immigrationsland (de Haas 2014). Trotz der Befestigung der algerisch-marokkanischen Grenze wird diese weiterhin von MigrantInnen überquert, jedoch unter größeren Gefahren.

Eine Besonderheit der algerisch-marokkanischen Grenze ist, dass sie zwei Länder voneinander abgrenzt, die sprachlich, kulturell, religiös und historisch sehr viele Gemeinsamkeiten haben (Stora 2003). Zwar ist es möglich, auf dem Luftweg von einem Land ins andere zu reisen, jedoch ist dieser Umweg über die Hauptstädte für die Grenzbevölkerung kaum praktikabel. So ist diese Bevölkerung nicht nur wirtschaftlich, sondern auch sozial von der Grenzschließung getroffen, Familien und soziale Zusammenhänge werden durch die Grenze getrennt. Hier operiert die Grenze nicht als Filter, sondern als eine Blockade, die soziale und wirtschaftliche Praktiken im Grenzraum durchschneidet. Die marokkanische Regierung hat zwischenzeitlich eine Öffnung der Grenze befürwortet, jedoch sind die Bedingungen dafür unklar. Für Algerien bleibt die geschlossene Grenze ein wichtiges Druckmittel im Konflikt um die Westsahara (Zoubir 2012). Hier ist die Grenzbefestigung also weniger auf klare Disparitäten zwischen den Nachbarländern zurückzuführen als vielmehr auf einen komplexen und langandauernden Konflikt.

Pakistan und Indien trennt eine 3.190 Kilometer lange Grenze. Der nördliche Abschnitt verläuft durch das Kaschmir-Gebiet, dieser Teil ist keine anerkannte Grenze, sondern lediglich der Status quo der aktuellen Gebietskontrolle, die sogenannte *Line of Control*. Da beide Länder Anspruch auf Kaschmir erheben, ist der Grenzverlauf ungeklärt und die *Line of Control* stellt die Waffenstillstandslinie der Kämpfe um das Gebiet dar. Der anerkannte Teil der Grenze, die *International Border*, ist von indischer Seite mit einem 1.926 Kilometer langen Zaun befestigt, auf der gesamten Grenze gibt es nur zwei Grenzübergänge. Zeitweise gab es Bestrebungen, die *Line of Control* in Kaschmir für die lokale Bevölkerung durch mehrere Grenzübergänge zu öffnen (Singh 2013).

Der Kaschmir-Konflikt geht auf die Zeit der britischen Kolonialherrschaft zurück. Großbritannien legte 1947 zum Ende seiner Kolonialherrschaft auf dem indischen Subkontinent die Grenze zwischen Indien und Pakistan fest, hauptsächlich nach religiösen Kriterien. In Zusammenhang damit kam es zu umfangreichen Umsiedlungen, welche religiös einheitliche Bevölkerungen auf beiden Seiten der Grenze schaffen sollten. Sowohl die pakistanische als auch die indische Regierung beanspruchten daraufhin Kaschmir, der Konflikt darum dauert bis heute an. Religion ist ein wichtiger Aspekt des Konfliktes: Die einst nach religiösen Kriterien definierte Grenze bleibt verhärtet, in Pakistan ist der Islam Staatsreligion und in Indien wer-

den Muslime mehr und mehr diskriminiert (Reece Jones 2009 beschreibt diesen Prozess in Bezug auf die ebenfalls religiös definierte Grenze zwischen Indien und Bangladesch).

Neben dem Konflikt um den Grenzverlauf spielen auch Schmuggel und Terrorismus eine Rolle, sowohl in Pakistan als auch in Indien sind zahlreiche terroristische Gruppen aktiv. Zudem hat die Grenze eine symbolische Funktion: Am Grenzübergang Wagah-Attari findet seit Jahrzehnten jeden Abend eine gemeinsame Grenzschießungszeremonie der pakistanischen und indischen Sicherheitskräfte statt, die auf beiden Seiten von Publikum bejubelt wird. In einem ständigen Prozess des *bordering* wird hier die Grenzziehung auf zugleich konfrontative und kooperative Weise zelebriert.

An den beschriebenen vier Grenzen lassen sich beispielhaft sehr unterschiedliche Motive und Beweggründe sowie Funktionen und Effekte von Grenzbefestigungen feststellen. Die Gründe reichen von Territorialkonflikten über die Abwehr von Migration und Schmuggel bis hin zum innenpolitischen Machterhalt. Es zeigt sich auch, dass eine Grenzbefestigung verschiedene Funktionen gleichzeitig erfüllen kann und diese Funktionen sich mit der Zeit ändern können, während die physische Erscheinung der Grenze unverändert bleibt. Der Vergleich der vier Fälle zeigt zudem, dass trotz ähnlicher Fortifizierungsbestrebungen die tatsächliche Kontrolle über die Grenze sehr unterschiedlich ausfallen kann. Und schließlich kann auch das Verhältnis der Länder auf beiden Seiten einer fortifizierten Grenze sehr verschieden aussehen, von Kriegsdrohungen bis hin zu freundschaftlicher Kooperation. Auch der Blick auf das Verhältnis von Differenz und Grenzbefestigung zeigt ein komplexes Bild: Die Grenze zwischen den USA und Mexiko prägt ein sehr starkes Wohlstandsgefälle. Zwischen Ungarn und Serbien erleichtert die ökonomische und politische Disparität die Abgrenzung, die Ursachen sind jedoch differenzierter. Die Grenze zwischen Algerien und Marokko trennt zwei Länder trotz vieler Gemeinsamkeiten. Und in Indien und Pakistan wurde die religiöse Trennung durch die Grenzziehung erst geschaffen oder zumindest verstärkt. Während also in manchen Fällen bereits vorhandene Unterschiede die Grenzziehung determinieren, wird in anderen Fällen Differenz durch *bordering* hergestellt – Räume konstituieren Grenzen ebenso wie umgekehrt Grenzen Räume verändern.

Fazit

Durch den Aufbau physisch-materialer Grenzinfrastrukturen greifen Staaten in Räume ein, um diese zu separieren, zu kontrollieren, aber auch in Verbindung zu setzen. Wir haben diese Materialität der Grenze als Ausgangspunkt genommen, um systematisch zu erfassen, welche Grenztypen sich auf globaler Ebene finden lassen. Dabei sind wir davon ausgegangen, dass harte Grenzen eher dort eingesetzt werden, wo große ökonomische, politische und kulturelle Diskontinuitäten bestehen. In einem weiteren Schritt haben wir vier Abschottungsgrenzen in qualitativen Fallstudien vorgestellt, um Informationen über die Beweggründe und Funktionen, die solche Grenzbauten motivieren, zu erhalten.

Zunächst lässt sich festhalten, dass Globalisierung keineswegs mit einem Bedeutungsverlust oder gar Wegfall von Grenzkontrollen einhergeht. Unsere Analyse zeigt, dass der Großteil von Staaten weiterhin auf Kontrollen an Grenzübergängen setzt. Grenzabbau mag in einigen Regionen zur Herausbildung transnationaler Räume geführt haben, ein globaler Trend ist es nicht. Im Gegenteil: Inzwischen ist ein Fünftel aller Landgrenzen mit Zäunen, Mauern oder Gräben verstärkt. Im globalen Vergleich zeigt sich, dass harte Grenzen vor allem in Europa und Asien eingesetzt werden, wobei es vor allem ökonomische Disparitäten sind, die wohlhabendere Länder dazu bewegen, ihre Grenzen zu verstärken. Aber auch kulturelle Unterschiede haben einen Einfluss auf die Grenzgestaltung. Politische Systemdifferenzen hingegen scheinen keinen starken Effekt auf Grenzarrangements zu haben.

Die Nahbetrachtung von Ländern, die sich an einer fortifizierten Grenze treffen, zeigt, dass unterschiedliche Motivlagen zu befestigten Filter- oder Abschottungsgrenzen führen können. Zwar sind unerwünschte Migration und Sicherheitsbedenken (Schmuggel, Terrorismus) häufig genannte Beweggründe, die Grenzbefestigungen motivieren können, aber auch innenpolitisches Kalkül, religiöse Differenzen, politische Konflikte und das Erbe der Kolonialgeschichte können als Treiber verstanden werden. Nicht zuletzt lässt sich vermuten, dass befestigte Grenzen eine Beharrlichkeit entwickeln, die einen späteren Grenzabbau erschwert, wobei sich die Motive, die einst eine Grenzbefestigung auslösten, durchaus ändern können.

Abschließend lässt sich festhalten, dass es Anknüpfungspunkte zwischen Grenz- und Raumsoziologie gibt, die wir hier aufgegriffen haben. Grenzen haben sich multipliziert und ausgebreitet, sodass es inzwischen

eine Vielzahl von Orten gibt, an denen (Grenz-)Kontrolle ausgeübt wird. Nichtsdestotrotz zeigen Staaten ein kontinuierliches Interesse an Grenzsicherung und -kontrollen entlang territorialer Grenzlinien. Grenzen bleiben demnach als Relaisstationen, die Räume abschotten aber auch verbinden können, auch am Ende der Globalisierung und Entgrenzung widerständige Institution. Eine Refiguration von Grenzen findet zwar nur noch selten über eine räumliche und gewaltsame Ausdehnung von Staaten statt, dennoch greifen Staaten durch Grenzzustellungen in vielfältiger Weise in Räume ein, um Zirkulationen zu verhindern oder zu regulieren. In weitergehenden Untersuchungen sollte diese Ko-Determination zwischen Grenzarrangements und Zirkulation stärker in den Blick der Raum- und Grenzsoziologie genommen werden.

Literatur

- Anderson, James/O'Dowd, Liam (1999): Borders, Border Regions and Territoriality: Contradictory Meanings, Changing Significance. In: *Regional Studies*, Jg. 33, Nr. 7, S. 593-603.
- Avdan, Nazli (2019): *Visas and Walls. Border Security in the Age of Terrorism*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Beznec, Barbara/Speer, Marc/Stojić Mitrović, Marta (2016): Governing the Balkan Route: Maceonia, Serbia and the European Border Regime. In: *Research Paper Series of Rosa Luxemburg Stiftung Southeast Europe*, Nr. 5, S. 1-112.
- Brown, Wendy (2018): *Mauern. Die neue Abschottung und der Niedergang der Souveränität*. Berlin: Suhrkamp.
- Cantat, Céline (2017): The Hungarian Border Spectacle: Migration, Repression and Solidarity in two Hungarian Border Cities. In: *CPS Working Paper Series*, Jg. 2017, Nr. 3, S. 1-19.
- Cantat, Céline (2020): Governing Migrants and Refugees in Hungary: Politics of Spectacle, Negligence and Solidarity in a Securitising State. In: Hinger, Sophie/Schweitzer, Reinhard (Hg.): *Politics of (Dis)Integration*, Cham: Springer, S. 183-199.
- Carter, David B./Poast, Paul (2017): Why Do States Build Walls? Political Economy, Security, and Border Stability. In: *Journal of Conflict Resolution*, Jg. 61, Nr. 2, S. 239-270.

- de Haas, Hein (2014): Morocco: Setting the Stage for Becoming a Migration Transition Country? In: *Migration Information Source*, Jg. 2014. Online unter: <https://www.migrationpolicy.org/article/morocco-setting-stage-becoming-migration-transition-country> (zuletzt aufgerufen: 25. Mai 2020).
- de Larramendi, Miguel Hernando (2018): Doomed Regionalism in a Redrawn Maghreb? The Changing Shape of the Rivalry between Algeria and Morocco in the Post-2011 Era. In: *The Journal of North African Studies*, Jg. 24, Nr. 3, S. 506-531.
- Eigmüller, Monika (2016): Der duale Charakter der Grenze. In: Eigmüller, Monika/Vobruba, Georg (Hg.): *Grenzsoziologie: Die politische Strukturierung des Raumes*. Wiesbaden: Springer, S. 49-68.
- Habermas, Jürgen (1998): *Die postnationale Konstellation. Politische Essays*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hassner, Ron E./Wittenberg, Jason (2015): Barriers to Entry. Who Builds Fortified Boundaries and Why? In: *International Security*, Jg. 40, Nr. 1, S. 157-190.
- Jellissen, Susan M./Gottheil, Fred M. (2013): On the Utility of Security Fences Along International Borders. In: *Defense & Security Analysis*, Jg. 29, Nr. 4, S. 266-279.
- Jones, Reece (2009): Geopolitical Boundary Narratives, the Global War on Terror and Border Fencing in India. In: *Transactions of the Institute of British Geographers*, Jg. 34, Nr. 3, S. 290-304.
- Jones, Reece (2012): *Border walls: Security and the War on Terror in the United States, India, and Israel*. London: Zed Books Ltd.
- Kallius, Annastiina (2016): Rupture and Continuity: Positioning Hungarian Border Policy in the European Union. In: *Intersections*, Jg. 2, Nr. 4, S. 134-151.
- Lamont, Michèle/Park, Bo Yun/Ayala-Hurtado, Elena (2017): Trump's Electoral Speeches and his Appeal to the American White Working Class. In: *The British Journal of Sociology*, Jg. 68, Nr. S1, S. 153-180.
- Laube, Lena (2013): *Grenzkontrollen jenseits nationaler Territorien. Die Steuerung globaler Mobilität durch liberale Staaten*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Löw, Martina/Weidenhaus, Gunter (2017): Borders that Relate: Conceptualizing Boundaries in Relational Space. In: *Current Sociology Monograph*, Jg. 65, Nr. 4, S. 553-570.

- Maoz, Zeev/Henderson, Errol A. (2013): The World Religion Dataset, 1945-2010. Logic, Estimates, and Trends. In: *International Interactions*, Jg. 39, Nr. 3, S. 265-291.
- Marshall, Monty G./Gurr, Ted Robert/Jaggers, Keith (2019): *Polity IV Project. Political Regime Characteristics and Transitions, 1800-2018*. Center for Systemic Peace. Online unter www.systemicpeace.org/inscr/p4manualv2018.pdf (zuletzt aufgerufen: 25. Mai 2020).
- Massey, Doreen (1994): *Space, Place, and Gender*. Chicago: University of Minnesota Press.
- Mau, Steffen/Brabandt, Heike (2011): Visumpolitik und die Regulierung globaler Mobilität: Ein Vergleich dreier OECD Länder. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 40, Nr. 1, S. 3-23.
- Nail, Thomas (2016): *Theory of the Border*. Oxford: Oxford University Press.
- Newman, David/Paasi, Anssi (1998): Fences and Neighbours in the Postmodern World: Boundary Narratives in Political Geography. In: *Progress in Human Geography*, Jg. 22, Nr. 2, S. 186-207.
- Nita, Sonja (2017): Free Movement of People Within Regional Integration Processes: A Comparative Perspective. In: Nita, Sonja/Pécoud, Antoine/De Lombaerde, Philippe/De Guchteneire, Paul/Neyts, Kate/Gartland, Joshua (Hg.): *Migration, Free Movement and Regional Integration*. Paris: UNESCO, S. 3-44.
- Paasi, Anssi (2011): Borders, Theory, and the Challenge of Relational Thinking. In: *Political Geography*, Jg. 30, Nr. 2, S. 62-63.
- Páp, Nobert/Remény, Péter (2017): Re-bordering of the Hungarian South: Geopolitics of the Hungarian border fence. In: *Hungarian Geographical Bulletin*, Jg. 66, Nr. 3, S. 235-250.
- Rosière, Stéphane/Jones, Reece (2012): Teichopolitics: Re-considering Globalisation Through the Role of Walls and Fences. In: *Geopolitics*, Jg. 17, Nr. 1, S. 217-234.
- Rumford, Chris (2006): Theorizing Borders. In: *European Journal of Social Theory*, Jg. 9, Nr. 2, S. 155-169.
- Segatti, Aurelia (2017): The Southern African Development Community: A Walk Away From the Free Movement of Persons? In: Nita, Sonja/Pécoud, Antoine/De Lombaerde, Philippe/De Guchteneire, Paul/Neyts, Kate/Gartland, Joshua (Hg.): *Migration, Free Movement and Regional Integration*. Paris: UNESCO, S. 47-70.

- Shachar, Ayelet (2020): *The Shifting Border: Legal Cartographies of Migration and Mobility*. Manchester: Manchester University Press.
- Singh, Priyanka (2013): Prospects of Travel and Trade Across the India-Pakistan Line of Control (LoC). In: *International Studies*, Jg. 50, Nr. 1-2, S. 71-91.
- Stora, Benjamin (2003): Algeria/Morocco: the Passions of the Past. Representations of the Nation that Unite and Divide. In: *The Journal of North African Studies*, Jg. 8, Nr. 1, S. 14-34.
- The White House (2019): *President Donald J. Trump's Address to the Nation on the Crisis at the Border*. Online unter: <https://www.whitehouse.gov/briefings-statements/president-donald-j-trumps-address-nation-crisis-border/> (zuletzt aufgerufen: 25. Mai 2020).
- The World Bank (2019): GDP per Capita (current US\$). Online unter: <https://data.worldbank.org/indicator/ny.gdp.pcap.cd> (zuletzt aufgerufen: 25. Mai 2020).
- Vernon, Victoria/Zimmermann, Klaus F. (2019): Walls and Fences: A Journey Through History and Economics. In: *GLO Discussion Paper*, Nr. 330, S. 1-25.
- Yuval-Davis, Nira/Wemyss, Georgie/Cassidy, Kathryn (2019): *Bordering*. Cambridge: Polity Press.
- Zoubir, Yahia H. (2012): Tipping the Balance Towards Intra-Maghreb Unity in Light of the Arab Spring. In: *The International Spectator*, Jg. 47, Nr. 3, S. 83-99.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: Relative Verteilung der Grenzregime über Kontinente und global (in Prozent). Darstellung: Steffen Mau/Fabian Gülzau/Kristina Korte | Humboldt-Universität Berlin.
- Abb. 2: Streudiagramm von BIP pro Kopf (logarithmiert) und politischem System nach Grenztypologie mit gruppenspezifischen Medianen. Darstellung: Steffen Mau/Fabian Gülzau/Kristina Korte | Humboldt-Universität Berlin.

Die Refiguration digitalisierter Räume

Kontrollzentralen und die Polykontexturalisierung von Räumen¹

Hubert Knoblauch, Arne Janz, David Joshua Schröder

Einleitung

Wir wollen uns in diesem Beitrag mit sogenannten Kontrollzentralen beschäftigen, die je nach Kontext auch als Leitstellen, Leitwarten oder Kontrollräume bezeichnet werden. Auch wenn es bereits zahlreiche Forschungen zu diesen Zentralen gibt, wurde deren Relevanz in den meisten Fällen an den Gefahren und Potenzialen der Überwachung festgemacht. Die sehr spezielle Raumform² solcher Zentralen fand hingegen kaum sozialtheoretische Beachtung.

Wie wir in diesem Beitrag zeigen wollen, handelt es sich bei Kontrollzentralen um eine besondere institutionalisierte Raumform, die sich dadurch auszeichnet, dass sie sich von den Räumen abgrenzt, die sie beobachtet und kontrolliert. Da Kontrollzentralen jedoch systematisch Bezüge zu dem herstellen, was sie kontrollieren, sind sie keinesfalls als Black Box zu verstehen. Die Bezugnahme auf den Außenraum wird an den für Kontrollzentralen typischen Monitorwänden sichtbar. Im Handeln der MitarbeiterInnen sind es insbesondere die Monitore und Eingabegeräte an den Arbeitsplätzen, über die in den Außenraum eingegriffen wird. Das Besondere dieser Bezugnahme auf ihr Außen ist die selektive Erfassung von oft unterschiedlichen Aspekten, die eine Pluralität von Räumen in ihrem Inneren erzeugt.

-
- 1 Für theoretisch wie empirisch wichtige Hinweise bedanken wir uns bei Rene Tuma. Leon Hempel sind wir für die Datenerhebung in Rio de Janeiro, beiden wie auch Aris Harkat, Elisabeth Schmidt und Theresa Vollmer für die ergiebigen Datensitzungen dankbar.
 - 2 Im Sinne von Löw (2001) verstehen wir eine Raumform als eine institutionalisierte und materiell gefestigte Anordnung von Menschen und Objektivationen, die mit bestimmten Handlungszusammenhängen verbunden ist.

Kontrollzentralen zeichnen sich also durch eine besondere materiale Relation zu den kontrollierten Räumen aus, die über das hergestellt wird, was wir im Folgenden als *Kontexturen* bezeichnen werden. Mit der von seiner idealistischen Übertragung auf die Logik wieder re-materialisierten Bedeutung bezeichnet Kontexturalisierung, dass diese materialen Verbindungen in Handlungen hergestellt werden. Im Unterschied zum soziolinguistischen Begriff der Kontextualisierung, der über die Bedeutung von Zeichen hergestellte Bezüge meint, bezeichnet Kontexturalisierung, dass dabei auch körperlich oder material wirkend in andere Räume hineingehandelt wird. Neben der Kontexturalisierung, wie sie in Kontrollzentralen beobachtbar ist, zeichnet sich an einigen neueren Kontrollzentralen eine Entwicklung ab, die wir als Polykontexturalisierung bezeichnen können, also das relativ simultane Hineinhandeln in *plurale* andere Räume.

Diese Polykontexturalisierung lässt sich vor allem in Zentralen beobachten, die unter dem Begriff der *integrierten Kontrollzentralen* firmieren und digital automatisiert sind. Aus der Vielzahl der verschiedenen Formen der Polykontexturalisierung möchten wir in diesem Artikel zwei von uns beobachtete Extremfälle kontrastieren:

- die räumlich-physische Integration, welche bisher bekannte Formen der Kontexturalisierung lediglich ausweitet und
- die digitale Integration, die eine Polykontexturalisierung des Handelns in den Zentralen erlaubt.

Das allgemeine Konzept der Polykontexturalisierung soll durch vorläufige analytisch-empirische Beobachtungen von derzeit noch laufenden empirischen Erhebungen in sehr verschiedenartigen Kontrollzentren angereichert werden. Da selbst avancierte integrierte Kontrollzentralen weiterhin auf menschliches Handeln angewiesen sind, bleiben diese Zentralen vermutlich bedeutsam, auch wenn die Polykontexturalisierung noch komplexere Formen annimmt, die wir derzeit weiter beobachten. Zum jetzigen Zeitpunkt unserer Analyse zeichnet sich ab, dass Kontrollzentralen möglicherweise eine paradigmatische Raumform der *refigurierten Moderne* darstellen. Aktuell spitzt diese Raumform Spannungen zu, die aus den topologischen Logiken der Zentralisierung und der Vernetzung hervorgehen und ihren Ausdruck in der räumlichen Polykontexturalisierung des Handelns in solchen Kontrollräumen finden.

Surveillance Studies, Workplace Studies und methodischer Zugang

Sozialwissenschaftliche Studien zu Kontrollräumen lassen sich in verschiedene Strömungen einteilen. Die wohl bekannteste Forschungslinie der *Surveillance Studies* ist vornehmlich von Michel Foucaults (1981) Analyse des Bentham'schen Panopticons und den daran anschließenden Überlegungen von Gilles Deleuze (1993) zur Kontrollgesellschaft geprägt, die sowohl im sozial- und geisteswissenschaftlichen Diskurs, aber auch in der breiteren Öffentlichkeit einflussreich sind. Dabei stehen Fragen zur Kontrolle und Überwachung von Menschen als Individuen, Personen und Massen und ihre Folgen für gesellschaftliche Machtverhältnisse im Vordergrund. Die Fragen nach sozialer Kontrolle, Macht oder Sicherheit werden mit dem Begriffsinstrumentarium der panoptischen Macht erfasst (Haggerty 2006; Ragnedda 2011) und sozio-technische Systeme auf ihre Machtwirkungen hin befragt. Kontrollräume sind in dieser Forschungslinie zum Beispiel Gegenstand ethnografischer Untersuchungen bei Clive Norris und Gary Armstrong (1999), die die Arbeit in Kontrollräumen der Videoüberwachung beobachtet haben. Sie weisen auf die beständige Tendenz zur Integration von Überwachungssystemen hin. William Bogard (2006) stützt sich auf die Theorien von Deleuze (1993), Bruno Latour und Emilie Hermant (1998) und sieht aktuelle Kontrollzentren als »postpanoptische Assemblagen«, die sich von territorialen zu de-territorialiserten Formen der sozialen Kontrolle entwickeln. In gleicher Stoßrichtung entwirft Tobias Nanz (2016) gar ein gänzlich Aufgehen von Kontrollräumen in unsichtbare Netzwerkstrukturen, während Latour und Hermant (1998), von den *Science and Technology Studies* kommend, auf die Invisibilisierung von Kontrollräumen städtischer Infrastruktur und den dort Arbeitenden hinweisen. Diese Tendenz wird von Nigel Thrift und Shaun French (2002) sowie Torin Monahan (2007) bekräftigt, die einen Trend zur Invisibilisierung sowohl der Überwachungstechnik als auch der mit ihnen verbundenen materiellen Infrastrukturen sehen.

Insgesamt gibt es kaum empirische Forschungen zu den räumlichen Aspekten von Kontrollräumen; besonders kritisch und gesellschaftsdiagnostisch orientierte Untersuchungen fokussieren zumeist nur auf die sozialen Konsequenzen einer bestimmten Art der Überwachung. Auch die Arbeit in den Kontrollräumen wird selten explizit zum empirischen Forschungsgegenstand, obgleich abstrakte Modelle des »Raumes der Kontrolle« in

verschiedenen Formen diskutiert werden. Thomas Mathiesen (1997) etwa begreift die zunehmende Bereitstellung von Überwachungstechnik in Privathaushalten als Ausdruck einer dezentralisierten gesellschaftlichen Kontrolle, die mit dem Begriff des Synopticons beschrieben wird (vgl. Lyon 2006). Auch Werner Rammert (2005) macht auf eine Dezentralisierung im Feld der Überwachungspraktiken aufmerksam, bei der soziotechnisch komplex verteilte Beobachtungsagenturen zunehmend untereinander in Aushandlung treten und damit eine »polyzentrische Sehordnung« schaffen. Georg Franck (2005) weist auf eine Transformation des Raumes hin, bei der er von einer Kolonialisierung des öffentlichen Raumes durch kapitalistische Überwachungssysteme ausgeht. Im Anschluss an Deleuze (1993) erkennen Zygmunt Bauman und David Lyon (2014) Mobilität und Flexibilität abseits ortsgebundener Einsperrung als zentrales Moment einer »post-panoptischen Macht«.

Deutlich davon abgesetzt sind die *Workplace Studies*, die seit vielen Jahren empirische Untersuchungen von Kontrollzentralen anstellen (Heath et al. 2000). Diese Forschungslinie fokussiert auf konkrete Arbeitsweisen und Interaktionen in Kontrollräumen. Sie werden dabei auch zentraler Gegenstand des Ansatzes der *computer-supported cooperative work* (Artman/Waern 1999). Ihr Design wie auch die Arbeitspraxis (Heath/Luff 2000) in diesen »Centers of Coordination« (Suchman 1997) ist seit den 1990er-Jahren Gegenstand ethnografisch und auch videografisch orientierter Untersuchungen. Hierunter fallen auch die sich unter dem Begriff der »Distributed Cognition« (Artman/Waern 1999) versammelten Studien, die sich auf die Interaktion zwischen Menschen und Technologien in Routinesituationen von Kontrollzentren konzentrieren. Während sich diese Arbeiten auch am Rande mit räumlichen Aspekten bzw. der sozialen Ökologie der Kontrollzentren beschäftigen, findet ihre Rezeption nur in sehr engen Fachkreisen statt.

Vor dem Hintergrund der Vernachlässigung des räumlichen Aspektes der Kontrollzentren möchten wir hier erstens zeigen, dass Räume nicht bloß *nicht* verschwinden, sondern intensiviert und auch entschieden re-territorialisiert werden. Im Anschluss an die von Jörg Metelmann (2005) beschriebene »doppelte Topologie«, die den Kontrollraum als puren *Relationsraum* vom kontrollierten *Subjektraum* abtrennt, möchten wir mit dem Konzept der Kontextur zum zweiten auf die Verbindungen zwischen diesen beiden Räumen hinweisen. Während wir die Art der darin stattfindenden Arbeit im Umgang mit Routinen, Störungen, Krisen und Katastrophen nur andeuten können (Perrow 1992; Sagan 1993), möchten wir drittens mit dem darauf auf-

bauenden Konzept der Polykontextualisierung auf die Folgen der digitalen Mediatisierung für die Verbindungen zwischen Kontrollraum und kontrollierten Räumen hinweisen. Die Polykontextualisierung verändert nicht nur die Raumentwürfe (Ivergart/Hunt 2008) und Raumimaginationen von Subjekten, sondern lässt umgekehrt auch vermuten, dass wir es mit einem neuen Typus solcher Zentralen zu tun haben.

Grundlage unserer eigenen Untersuchungen sind bisher 15 Feldbesuche von Kontrollzentralen, die wir bewusst breit und vergleichend angelegt haben. Sie werden mit ethnografischen und videografischen Methoden (Tuma et al. 2013) trianguliert. Während damit eine dem Feld angemessene qualitative Tiefe erreicht wird, versuchen wir, die Breite des Feldes durch den an der visuellen Diskursanalyse angelehnten Einbezug öffentlich zugänglicher Selbstdarstellungen von Kontrollzentralen im Internet zu ergänzen. Erlaubt diese Vorgehensweise schon ein historisch orientiertes Sampling und damit eine historisch angelegte Analyse, so eröffnet der Bezug auf eigene Datenerhebungen aus den 1990er-Jahren eine historische Vergleichsdimension der Kommunikationsarbeit in den Kontrollzentralen. Gerade weil sich diese weiter zurückliegenden Arbeiten im Rahmen der *Workplace Studies* bewegt haben, die großen Wert auf die Interaktion in den Zentren legten, wirken sich die Änderungen durch digitale Mediatisierung auch auf unsere Methode aus, die sich von der Interaktionsarbeit mit anderen abwendet und der Kommunikationsarbeit mit digital verschalteten Aktivitäten zuwendet.

Kleine Theorie des Kontrollraums

So sehr wir uns bei der Analyse auf die kommunikativen Handlungen und Aktivitäten beziehen, bildet doch der Kontrollraum als eine Raumform den Bezugspunkt unserer Beobachtungen. Um zu klären, was in diesem Raum gemacht wird, was wir also unter Kontrolle verstehen und wie sie ausgeübt wird, wollen wir uns hier in einem raumsoziologischen Sinne, wie er von Martina Löw (2018: 25ff.) jüngst wieder formuliert wurde, vor allem darauf konzentrieren, wie Räume, Dinge und Menschen angeordnet, wie Handlungen verräumlicht und wie diese sozial synthetisiert werden.

Auf den engen Zusammenhang zwischen Räumlichkeit und sozialer Kontrolle hatte ja, wie erwähnt, schon Foucault mit seiner Analyse des Panopticons hingewiesen. Es handelt sich dabei um eine besondere Architektur,

die Jeremy Bentham für Gefängnisse entwickelt hat: Foucault betont, wie sich die soziale Relation zwischen Gefangenen und Aufsehern durch diese räumlich-materialisierte Form so figuriert, dass eine einseitige soziale Kontrolle verteilter Zellen von einem einzigen Mittelpunkt aus stattfinden kann. Die gebaute Relation führt zur »Schaffung eines bewussten und permanenten Sichtbarkeitszustandes beim Gefangenen« (Foucault 1981: 258). Diese Beobachtung kann, so Foucault, so weit subjektiviert, also zum mehr oder weniger bewussten, routinisierten und habitualisierten Wissen der Gefangenen werden, dass im Kontrollraum überhaupt kein beobachtendes Subjekt mehr sein muss: Die Macht beruht darauf, »dass die Macht sichtbar, aber uneinsehbar [ist]« (ebd.).

Auch wenn vor allem die *Surveillance Studies* das Panopticon gern als Muster moderner Kontrollräume ansehen, sollten die großen Unterschiede nicht übersehen werden, gerade dann, wenn wir nach den sich in den Kontrollräumen niederschlagenden Veränderungen von Machtverhältnissen fragen. Historisch ist dabei nicht nur zu beachten, dass das Panopticon keineswegs zu einer dominanten Raumform des Gefängnisses wurde; noch beachtenswerter ist die junge Geschichte von Kontrollzentralen. Im folgenden Teil möchten wir nach einer kursorischen Archäologie des Kontrollraums deswegen in einer ebenso knappen Phänomenologie des Kontrollraums einige Merkmale zur Bestimmung von Macht jenseits des panoptischen Modells herausstellen.

In der historischen Perspektive sind Räume, die gleichzeitig abgeschnitten sind und durch Repräsentationen mit dem verbunden werden, was sie kontrollieren, eine recht junge Entwicklung. Frühe Varianten solcher Orte bestanden schon mit der Telegrafie Ende des 19. Jahrhunderts, etwa im später *Lincoln Sitting Room* genannten Teil des *Weißes Hauses*, von dem aus schon 1898 der Spanisch-Amerikanische Krieg verfolgt und kartografisch nachvollzogen wurde (Abb. 1). Eine stärker verbreitete Variante entstand mit den im ersten Weltkrieg eingesetzten *Air Defense Rooms* in Großbritannien, die im zweiten Weltkrieg in die *Fighter Commands* übergingen. Besonders im Hinblick auf Churchills *War Room*, wurde diesen Orten zur Zeit des zweiten Weltkriegs einige Prominenz beschert. Hier entstand etwa der *Rudloe Manor Operations Room* (Abb. 2), in dem per Telefon Truppenbewegungen zusammengetragen und auf einer horizontalen Karte mithilfe von Stöcken repräsentiert wurden.

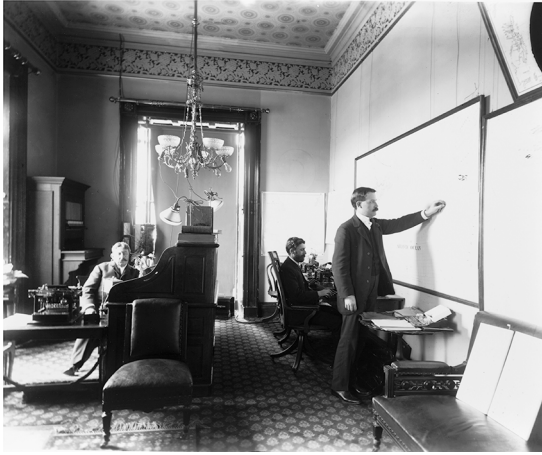


Abb. 1: Lincoln Sitting Room (Weißes Haus). Foto: Frances Benjamin Johnston | Library of Congress Prints and Photographs Division 1898.



Abb. 2: Rudloe Manor Operations Room. Foto: A. Goodchild | Royal Air Force 1943.

Ihre institutionalisierte Form scheinen derartige Räume jedoch erst in den 1960er-Jahren anzunehmen. Dies scheint stark mit dem zusammenzuhängen, was bis in die 1990er-Jahre noch Informatisierung genannt wurde und heute von der digitalen Mediatisierung abgelöst wird. Denn Kontrollräume sind fundamental mit der Nutzung von Kommunikations- und Informationssystemen verbunden, die in ihnen verdichtet werden. Seit den 1960er-Jahren speisen sie popkulturelle Imaginationen, deutlich etwa in James-Bond-Filmen (Kissling-Koch 2012) oder totalitären sozialtechnologischen Visionen (Medina 2011). Auch die gegenwärtige Digitalisierung, die zumeist mit einer Miniaturisierung der Technologien einhergeht, überstehen sie beharrlich, obwohl sie als Containerraum einer solchen Netzwerklogik zu widersprechen scheinen.

Der Fortbestand und die zunehmende Institutionalisierung gebauter Kontrollräume wirft die Frage auf, inwiefern aktuell existierende Kontrollräume Gemeinsamkeiten aufweisen. Vor dem Hintergrund von Foucaults These einer subjektlosen Überwachung mithilfe eines Panopticons, muss beachtet werden, dass derartige Räume nach wie vor von *Menschen* bevölkert werden. Aus phänomenologischer Sicht stellen sich solche Kontrollräume außerdem als *scharf abgegrenzte* Räume dar. Ihre Besonderheit ist, dass sie durch Gebäude, Wände, Türen und oft auch durch Wachen und Sicherheitskontrollen vom Außen getrennt sind (Deane 2015). Aus kommunikationstheoretischer Sicht ist diese materiale Begrenzung besonders reizvoll, erzeugt sie doch in einem materiellen Sinne eine Art soziale Situation für die räumlich Eingeschlossenen. Diese Begrenztheit wird von einigen ForscherInnen sehr stark unterstrichen. So vergleicht Dietmar Kammerer (2008: 143) Kontrollräume mit Black Boxen, Federico Caprotti (2018) spricht gar von »Monaden ohne Fenster«. Allerdings trifft dies lediglich dann zu, wenn die Medien, Mediatisierung und Kontexturen, durch die sich die Kontrollräume auszeichnen, außer Acht gelassen werden. Mediensoziologisch gesprochen haben Kontrollräume durchaus so etwas wie Fenster, die den Raum in einer beinahe unvergleichlichen Weise prägen: riesige *Bildschirme*, *Karten* oder *Monitorwände* repräsentieren auf eine fast hyperbolische Weise den Raum draußen, auch wenn dies in technisch vermittelter Weise geschieht. Dies widerspricht zweifellos der Tendenz, Kontrollräume analog zu Foucaults Beschreibung des Panopticons zu analysieren. Während das Zentrum des Panopticons gesehen werden muss, um dessen Machtwirkungen zu entfalten,

produziert die Kontrollzentrale Sichtbarkeit derjenigen Prozesse, Menschen und Dinge, die überwacht werden (heutzutage sogar betont öffentlich).

Ähnlich wie Laboratorien, die von der Natur draußen abgeschnitten sind, um die natürlichen Elemente oder Daten im Inneren zu isolieren, besitzen Kontrollräume eine besondere *Relationalität zum Außen*, denn sie grenzen sich von dem Raum ab, den sie kontrollieren, während sie diesen gleichzeitig zum isolierten Gegenstand erheben. In der Öffentlichkeit wird diese Relation des Kontrollraums als soziale Kontrolle der Menschen verstanden und mit dem identifiziert, was Deleuze die Kontrollgesellschaft genannt hat. Empirisch ist es indessen offensichtlich, dass es bei der großen Mehrheit der Kontrollzentralen nicht um direkte Überwachung geht. Tatsächlich dient Videoüberwachung in den meisten von uns besuchten Zentralen, sofern sie über diese verfügen, nicht der Kontrolle von Menschen, sondern der Beobachtung von Infrastrukturen und Zirkulationen. Beispielsweise verwendet die Berliner Verkehrsregelungszentrale (VKRZ) ihre Verkehrskameras, um die Staubildung in Tunneln der Stadtautobahn zu verhindern und um den Verkehrsfluss einzuschätzen. Nach Straftaten wird hier explizit nicht Ausschau gehalten. Das schließt jedoch nicht aus, dass die Polizei im Nachhinein Videoaufnahmen der VKRZ anfordert, um in einer bereits begonnenen Ermittlung, eine Straftat verfolgen zu können. Diese Identifizierung im Nachhinein ist selbst in Videoüberwachungsanlagen, die explizit auf Sicherheit ausgerichtet sind, der Regelfall. Es ist schier unmöglich eine gesamte Infrastruktur wie die Berliner oder Londoner U-Bahn mit ihren unzähligen Kameras rund um die Uhr auf deviantes Verhalten hin menschlich zu überwachen.

Auch wenn der Einsatz von Videoüberwachungskameras seit den 1990er-Jahren massiv zugenommen hat (Lyon 2001) und sich in jüngerer Zeit im privaten Raum ausbreitet, sollte die schiere Präsenz der Kameras nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Überwachung bis zur Entwicklung massentauglicher automatischer Erkennungssysteme für Gesichter oder Fingerabdrücke lange Zeit weit hinter ihrer öffentlichen Präsenz und ihrer fiktiven Darstellung zurückblieb.

In Kontrollzentralen geht es weniger um die aktive Verfolgung von Straftaten als um die der räumlichen Zirkulation von Dingen, Personen und Informationen außerhalb des Kontrollraums. Die Skalierung des Außenraums in einer Zentrale kann dabei erheblich variieren: Es kann sich um Flugzeuge, um Züge auf U-Bahn-Linien, Autos in Autobahntunneln, FußgängerInnen an bestimmten Orten der Stadt oder sogar um individuelle Gesichter und Fingerspitzen handeln. Konstitutiv für den Kontrollraum ist, dass die kont-

rollierten Räume durch Karten und Monitore dargestellt werden. Abbildung 3 zeigt die Kontrollzentrale des Messegeländes in Berlin. Es ist deutlich zu erkennen, wie die Räumlichkeit unterschiedlicher Zirkulationsbahnen im Außen explizit durch nebeneinanderliegende Monitore thematisiert wird.



Abb. 3: Kontrollzentrale des Messegeländes in Berlin. Foto: Arne Janz/David Joshua Schröder | Technische Universität Berlin 2018.

Es geht in diesen Karten allerdings nicht um den Raum als Ganzes. Der kontrollierte Raum wird nicht einfach zu einem »Hypertopia«, einem »Elsewhere« (Casetti nach Rose 2016), einem offenen Raum, in dem alles erfasst wird. Die Visualisierungen auf der Monitorwand und auf den Monitoren an den Arbeitsplätzen fokussieren vielmehr auf Ausschnitte oder Aspekte des Außen, die für die Handlungen in den Kontrollzentren relevant sind. Diese Karten zeigen ganz klar, dass es in Kontrollräumen nicht um die totale Erfassung eines diffusen Außenraums im Allgemeinen geht, sondern um bestimmte Aspekte, die wir als ihre *Relevanzsysteme* bezeichnen können. Es geht um eine bestimmte Art von sozio-materieller Infrastruktur, wie zum Beispiel Eisenbahnsysteme, regionale Elektrizität, Wasserversorgung oder Oberflächenverkehr, die nur für die jeweilige Kontrollzentrale und deren dazugehörige Organisationen relevant sind. Ihr Außen wird entlang solcher Relevanzsysteme im Inneren zu pluralen Räumen synthetisiert. Kontroll-

zentralen zeichnen sich also durch thematisch zentrierte Relevanzsysteme aus, die beispielsweise in Form von Kartografien angezeigt werden; die Kartierungen sind oft nur topologische Abstraktionen einer bestimmten Funktion, die durch mediale und organisationale Legitimationen ergänzt wird. Folgen wir der gebauten Ordnung, ist zu erwähnen, dass die meisten Kontrollzentralen noch durch einen zweiten Raum ergänzt werden, der häufig als *Krisenraum* bezeichnet wird und im *Krisen-* oder *Katastrophenfall* mit Führungspersonal von außerhalb der Zentrale besetzt wird.

Bei der Fokussierung auf die Aktivitäten in den Kontrollzentralen fällt auf, dass der Kern der Kontrollarbeit weder die Visualisierungen noch die Relationalität oder die »doppelte Topologie« (Metelmann 2005) zweier Raumprinzipien ist. Der Kern der Kontrollarbeit ist das, was Innen- und Außenraum verbindet. Diesen Kern der mediatisierten Arbeit in Kontrollräumen möchten wir als *Kontextur* bezeichnen.

Kontext, Kontextur und Kontrollraum

Die Idee der Kontextur ist eng mit der Frage verbunden, wie Handlungen innerhalb der Zentralen in den Raum außerhalb vermittelt werden. In der Tat bieten etwa Monitore nicht nur symbolische Darstellungen relevanter Zirkulationen und liefern so den räumlichen Kontext für Handlungen. Es ist entscheidend, dass die Aktionen in der Kontrollzentrale mit diesen Infrastrukturen im Raum auch durch Kontexturen verbunden sind, die es erlauben, den auf verschiedene Weise kontrollierten Raum wirkend zu beeinflussen.

Den Begriff der Kontextur fassen wir hier in einem neuen Sinn, der sich entsprechend unseres Verständnisses der sich in der jüngeren Entwicklung der Kontrollräume abzeichnenden Polykontexturalität bewegt. Weil der Begriff schon von Niklas Luhmann und anderen verwendet wird, wollen wir seine Verwendungsweise kurz erläutern.

Der Begriff Polykontexturalität wurde von Luhmann (1997) aus der mathematischen Logik in die Soziologie überführt. Er verweist auf Kommunikation innerhalb der funktional differenzierten Gesellschaft und hebt hervor, dass die verschiedenen funktional differenzierten Systeme der heutigen Gesellschaft (Wirtschaft, Politik, Recht etc.) ihren eigenen Codes und Programmen folgen (so wird beispielsweise Recht im Wesentlichen durch den Code legal/illegal konstituiert oder Wissenschaft durch die auf wahr/falsch

ausgerichtete Kommunikation). Dies führt jedoch dazu, dass die unterschiedlichen Systeme auch unterschiedliche Perspektiven auf ein und dasselbe soziale Ereignis entwickeln und somit unterschiedliche Semantiken für »denselben« Gegenstand hervorbringen.

So nützlich sich die Ausarbeitung der *vielfachen Bezüge* mit dem Begriff der Polykontextualisierung für uns erweist, so sehr beschränkt sich der Blick idealistisch auf die bloße Sinndimension dieser Bezüge, die hauptsächlich über sprachliche Kommunikation, Diskurse und Interviews rekonstruiert werden. Genau genommen wird unter dem Begriff das gefasst, was in der Soziolinguistik als »Kontextualisierung« (Cook-Gumperz/Gumperz 1976) bezeichnet wird, nämlich Bezugnahmen auf besondere Handlungskontexte durch die sprachliche (oder parasprachliche) Kommunikation. Diese Kontextualisierungen können sich auf funktionale Codes beziehen, aber auch etwa schichtspezifische oder ethnische Zugehörigkeit anzeigen.

Während Kontextualisierungen aus dem Sinn gebildet werden, der beim Handeln durch objektivierte Zeichen vermittelt wird, verweist unser Begriff von Kontexturen auf die Materialität und *sinnliche* Wirkung des Handelns. Dieses materiale und körperliche Verständnis ist besonders für die von dinglichen und körperlichen Anordnungen geprägte Betrachtung von Räumen wichtig. In Analogie zu Kontextualisierungen, die sprachlich vollzogen werden, können wir uns dann Kontextualisierungen als die materialen räumlichen Bezüge verständlich machen, die in einer Handlung hergestellt werden.

Um zu veranschaulichen was wir unter Kontexturen verstehen, sind Kontrollräume aufgrund ihrer tatsächlichen Wirkung auf einen Außenraum hervorragend geeignet.

Das *Network Control Centre* des London Underground verfügt über verschiedene Informationssysteme wie Videomitore oder Telefone, die es etwa mit Zugpersonal, Stellwerkswartung oder Streckenkontrollräumen verbindet. Ein Diagramm (Abb. 4) zeigt, wie die Informationssysteme mit bestimmten Teilen der Infrastruktur verknüpft sind. Diese Kontexturen werden bei der Arbeit mit- und nacheinander orchestriert. Hervorzuheben ist, dass es sich bei den Kontexturen nicht nur um die Geräte selbst handelt, die auch als *Medien* verstanden werden können. Vielmehr gehören dazu sowohl die materialen Infrastrukturen, die diese Verbindung herstellen, als auch die von ihnen beeinflussten Räume. Diese sind zwar meist nicht offensichtlich, doch zeigt sich ihre Form sehr deutlich, wenn etwa der Funkverkehr nur in manchen Tunnelabschnitten möglich ist. Kontexturen beziehen

also auch die von ihnen kontrollierten Räume und die Zirkulationen des Außenbereiches mit ein, wie etwa Bahnhöfe oder Tunnel mit Zügen.

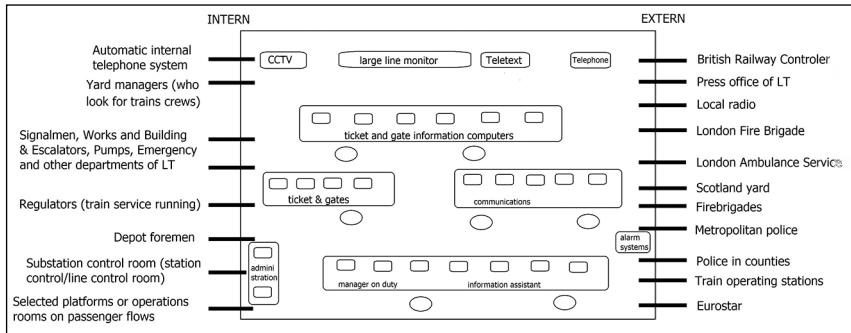


Abb. 4: Network Control Centre des London Underground. Feldskizze: Hubert Knoblauch | King's College London 1997.

Kontexturen sind die Bahnen, die das Handeln zwischen Kontrollräumen und außenliegenden Räumen verlängern und so räumliche Muster stabilisieren, die die Konstruktion von Außenräumen im Kontrollraum immer wieder aufs Neue ermöglichen. Dennoch sollten Kontexturen nicht mit »Assemblagen« verwechselt werden (Bogard 2006). Während die Assemblage in der Actor-Network-Theorie von der Symmetrie materieller und menschlicher Akteure ausgeht, ist die menschliche Fähigkeit zur subjektiven oder interaktiven Raum-Synthese für die Arbeit und das Handeln in den Zentren entscheidend. So ist etwa ein von uns in einem älteren Kontrollraum beobachteter Bahnhofsvorsteher mit einem sehr komplexen Gerüst von Kontexturen konfrontiert: Videokameras auf Bahnhöfen, Signallampen in Tunneln für Züge, Funkverbindungen zu mobilen MitarbeiterInnen auf Wegen sowie Verbindungen zum Depot zur Lagerung von Zügen. Die Koordination der Aktivitäten wird vom Bahnhofsvorsteher geleistet, wenn dieser räumliche Kontexturen synthetisiert. Diese Einbindung räumlicher Kontexturen ins subjektive Handeln nennen wir entsprechend Kontexturalisierung. Auf eine sehr gekonnte Weise synthetisiert der Bahnhofsvorsteher verschiedene Räume (Orte, Bahnen und Anordnungen), mit denen er durch teils sprachlich-kommunikationstechnische, teils visuelle, teils schalttechnische Kontexturen verbunden ist. Dabei wird die Koordination der Kontexturen von einer Person und in einem zeitlichen Nacheinander vorgenommen (Heath et

al. 2002). Wenn wir im Folgenden von einer Polykontextualisierung reden, dann meinen wir zwar ebensolche vielfachen räumlichen Kontextualisierungen, allerdings verlaufen diese zunehmend *simultan*.

Polykontextualisierung: Multifunktionale und integrierte Kontrollräume

Im Feld der Kontrollzentralen öffentlicher Infrastruktur zeigt sich im Zuge der digitalen Mediatisierung weltweit die Tendenz, ehemals getrennte Kontrollzentralen verschiedener Zuständigkeitsbereiche (etwa Strom, Verkehr, Sicherheit, Müllentsorgung) räumlich zusammenzuziehen. Am konsequentesten verfolgt und zugespitzt wird dieser Versuch einer umfassenden Integration im Rahmen von Smart City-Initiativen, die sich an der Idee einer techno-sozialen Kybernetik orientieren (vgl. Bartmanski/Kim/Löw/Pape/Stollmann in diesem Band). Städte werden hier als komplexe Ökosysteme vorgestellt, deren vielfältige Ströme aus Menschen, Informationen und Gütern durch netzwerkartig-algorithmische Verschaltungen in Kombination gebracht werden sollen. Nicht von ungefähr werden die zugehörigen Kontrollzentralen mitunter als *Gehirne* der Stadt repräsentiert. Legitimiert werden solche Initiativen häufig mit »Nachhaltigkeit«, »Effizienz« und »Lebensqualität«.

Die Konsequenzen solcher Zusammenlegungen für die Kontrollräume und die dort stattfindenden Aktivitäten sind bisher mehrdeutig. So setzt die spanische Smart City Santander auf eine Beibehaltung der physischen Trennung der Kontrollräume bei gleichzeitiger Einsetzung eines neuen zentralen Ortes der Datensammlung, an dem statistische Auswertungen vorgenommen werden. Rio de Janeiro dagegen folgt einem Modell, bei dem alle Zentralen zu einer neuen vereint werden, während im südkoreanischen Seoul eine Auflösung von früheren Zentralen des Transportwesens durch Automatisierungen verfolgt wird. Gemeinsam ist all diesen Formen, dass sie Polykontextualität erzeugen; denn Ereignisse eines bestimmten organisationalen Zuständigkeitsbereiches werden zunehmend auch für Entscheidungen in anderen Bereichen nutzbar gemacht. Um die verschiedenen Formen dieser langsam sichtbar werdenden Polykontextualisierung deutlicher zu machen, werden wir im Folgenden kurz auf zwei von uns untersuchte Kontrastfälle der Integration vormals getrennter Aufgaben eingehen, nämlich derjenigen durch den physischen Raum und derjenigen durch digitale Automatisierung.

Räumlich-physische Integration

Die als »smart« oder »integrated« bezeichneten Kontrollräume vereinen in den meisten Fällen eine Vielzahl von Organisationen und Aufgabenfeldern unter einem Dach. Wir nennen diese räumliche Zusammenlegung verschiedener Organisationen mit den von ihnen zu kontrollierenden Relevanzsystemen hier multifunktional. Hatten wir zu Beginn des Projekts noch die Vermutung, dass diese multifunktionalen Zentren auch mit datentechnischen Integrationen einhergehen, welche die routinemäßige Aufbereitung eines Ereignisses für viele verschiedene Zuständigkeitsbereiche und Sektoren ohne interaktive Abstimmung zwischen den MitarbeiterInnen erlaubt, so zeigte sich, dass solch datenintegrierende Formen bisher nur äußerst selten und zögerlich umgesetzt werden. Die Polykontextualität neuerer Kontrollzentralen wird bislang kaum durch digitale Systeme, sondern – zumindest bisher – zum größten Teil mithilfe menschlicher Interaktion in den Zentren geleistet. Exemplarisch für diesen Typ Kontrollzentrale steht das *Centro de Operações* (COR) in Rio de Janeiro, dessen Gebäudekomplex 30 Organisationen beherbergt.



Abb. 5: Kontrollraum des Centro de Operações (COR) in Rio de Janeiro. Foto: Leon Hempel | ZTG 2019.



Abb. 6: Krisenraum des COR. Foto: Leon Hempel | ZTG 2019.

Auch wenn der Kontrollraum mit seiner riesigen Monitorwand wie das kommunikative Herzstück des COR erscheint (Abb. 5), so ist doch der Krisenraum (Abb. 6) der eigentliche Ort interorganisationaler Integration. Hier werden im Routinebetrieb dreimal täglich Treffen zwischen den SchichtleiterInnen der einzelnen Organisationen abgehalten, um sich über aktuelle Ereignisse zu informieren und sich auszutauschen. Betrachtet man die Arbeitsaktivitäten im COR, so zeigt sich, dass diverse Organisationen wie die Verkehrsregelung und die Polizei (Guardia Civil) zwar im selben Raum arbeiten, jedoch ohne die Integration ihrer jeweiligen technischen Systeme. Im Routinebetrieb arbeitet jede Organisation überwiegend mit ihren eigenen Kontexturen, ohne dass diese mit denjenigen der anderen Organisationen digital verschaltet wären. Die Verbindung zwischen den Kontexturen verschiedener Zuständigkeitsbereiche wird jedoch über körperliche Interaktionen im physischen Raum vollzogen. Bei Krisen und Katastrophenereignissen müssen die AkteurInnen persönlich zu den im Zentrum verteilten KooperationspartnerInnen gehen. In diesen Fällen werden auch die für alle Organisationen relevanten Daten eines Ereignisses auf der Großbildleinwand der Zentrale sichtbar gemacht und relevante Sachverhalte direkt von Angesicht zu Angesicht besprochen und koordiniert. Im Krisenraum des COR befindet sich ein großer länglicher Tisch in u-förmiger Anordnung, an dem die Führungspersonen der unterschiedlichen

Organisationen zusammenkommen können. Im Routinebetrieb wird dieser Austausch von Angesicht zu Angesicht ergänzt um einen sehr interorganisationalen Chat in einer Messenger-App. Damit bleibt die gegenseitige Inkenntnissetzung ein sich rein auf semantischer Ebene vollziehender Vorgang. Über verschiedene Kommunikationswege oder technische Handlungsvermittlungen werden zudem auch vielfache Bezüge zu verschiedensten Raumskalen hergestellt: Diese reichen von der Einleitung von Verkehrs-, bis hin zu Polizeimaßnahmen, die auf der Beobachtung des Verkehrsflusses sowie einzelner Menschen in touristisch besonders sensiblen Bereichen beruhen. Wir können also durchaus davon sprechen, dass die Aktivitäten im Zentrum polykontextural sind. Die Aktivitäten selbst sind jedoch im Kontrollraum verteilt und die Polykontexturalität wird lediglich durch die räumlich-physische Integration der unterschiedlichen Organisationen gewährleistet und weniger durch eine digitale Vernetzung kontexturaler Wirkhandlungen.

Digitale Integration

Während die Neuerung im COR in einer umfassenden Integration verschiedener städtischer Kontrollräume besteht, beobachten wir beim *Transport Operation and Information Service* in Seoul (TOPIS) eine ganz andere Entwicklung. Bei TOPIS handelt es sich um eine Kontrollzentrale, die sich vor allem auf bestimmte Bereiche des Oberflächen-Verkehrs und ihrer Infrastrukturen bezieht. Zusätzlich zum öffentlichen Nahverkehr und der Überwachung des Individualverkehrs, wurden hier etwa auch die Wetteragentur und das Disaster Management des Landes zusammengezogen. Abbildung 7 zeigt den Kontrollraum des TOPIS (vom durchsichtigen Krisenraum aus gesehen) mit seiner groß angelegten Monitorwand.

Auch wenn sich die Zuständigkeiten allesamt entlang des Verkehrssektors bewegen, so unterscheidet sich TOPIS in Seoul doch deutlich von COR in Rio de Janeiro: Statt einer räumlichen Aufteilung der verschiedenen Funktionen und Aufgaben zwischen den in der Zentrale ansässigen MitarbeiterInnen liegen hier kaum noch Formen räumlicher Arbeitsteilung vor. In dieser Art von Kontrollzentrale ist es jeder Person zu jeder Zeit möglich an jedem Arbeitsplatz sämtliche Aufgaben wahrzunehmen. Dies ist eine Entwicklung, die auch in Deutschland zunehmend Verbreitung findet und von einem von uns beforschten Unternehmen, das Kontrollräume ausstattet, aktiv beworben wird. Wir kennen derartige Umstrukturierungen zum Beispiel

von einem Feldaufenthalt bei der Berliner Polizei, die im Rahmen einer *Kooperativen Leitstelle* Überlegungen dazu anstellt, wie die bisher übliche räumliche und personelle Trennung von Notrufannahme und Fahrzeugdisposition möglicherweise von nur einer Person geleistet werden könnte. Diese Flexibilität der Arbeitsplätze, schließt nicht aus, dass es Aufgabenteilungen innerhalb einer Schicht gibt. Wichtiger sind uns die digitale Integration verschiedener Funktionen, die durch algorithmische Automatisierung geleistet wird. Sie ist für uns von besonderem Interesse, weil sie eben das ermöglicht, was wir Polykontexturalisierung nennen: die synchrone Kontrolle anhand verschiedener Kontexturen. Einige folgende Beispiele sollen dies veranschaulichen.



Abb. 7: Kontrollraum des Transport Operation and Information Service in Seoul (TOPIS). Foto: Hubert Knoblauch | Technische Universität Berlin 2019.

Im TOPIS wird die Lage der Busse sowie deren Geschwindigkeit und Abstand zum vorausfahrenden Bus automatisch durch GPS erfasst und auf einer Karte dargestellt. Zusätzlich sammelt ein Informationssystem permanent Informationen über die Anzahl der Fahrgäste. Um die richtige Taktung der Busse zu gewährleisten, werden den FahrerInnen die zur Einhaltung der Taktung benötigten Daten automatisiert übermittelt. Ebenso wird die benötigte Anzahl der Busse mithilfe dieser Daten automatisch reguliert. Auf diese Weise werden Kontexturen miteinander koordiniert, die bisher üblicherweise ge-

trennt koordiniert wurden, nämlich eine Funkleitung zu allen fahrenden Bussen und telefonischer Kontakt zum Busdepot mit ruhenden Bussen.



Abb. 8: Automatische Nummernschilderfassung von FalschparkerInnen im TOPIS. Foto: Hubert Knoblauch | Technische Universität Berlin 2019.

Ein weiteres Beispiel ist die automatische Nummernschilderfassung von FalschparkerInnen (Abb. 8). Die Busse verfügen über Kameras, die in Richtung Straßenrand filmen. Befinden sich Fahrzeuge im Halteverbot, speichert ein Algorithmus das Bild, gleicht das Kennzeichen der FalschparkerInnen mit den Aufzeichnungen der nachfolgenden, ebenfalls diese Stelle passierenden Busse ab und erstellt ein Ticket in der Datenbank des TOPIS. Diese Informationen können dann unmittelbar an die Stadtverwaltung weitergeleitet werden, welche eine Person vor Ort beauftragt, den Fall zu überprüfen und gegebenenfalls einen Strafzettel auszustellen. Im Fall des Falschfahrens (z.B. dem Fahren eines PKWs auf einer Busspur) findet dieser Prozess vom Feststellen einer Ordnungswidrigkeit bis hin zum Ausstellen des Strafzettels sogar völlig automatisiert statt. Nur wenn die automatisierte Kennzeichenerkennung versagt, zum Beispiel aufgrund eines verdreckten oder fehlenden Kennzeichens, wird eine Person zwischengeschaltet, die die Identifikation übernimmt. Auch in diesem Fall integriert ein Algorithmus Kontexturen, die üblicherweise getrennt vorliegen, so etwa eine Funkver-

bindung zu den Bussen und deren Koordinierung mit dem behördlichen Relevanzsystem.

Bemerkenswert ist hier, dass die Polykontextualität bereits in die Algorithmen eingebaut ist, etwa dann, wenn die Überwachungskameras Bildausschnitte in einer Weise anfertigen, die von den Behörden so weiterverarbeitet werden kann, dass sie wiederum das Versenden von Bußgeldbescheiden rechtfertigt. Diese Polykontextualisierung des TOPIS wird also tendenziell hergestellt über eine digitale Automatisierung, die Kontexturen untereinander abstimmt und so ihr fast modulares Ineinandergreifen ermöglicht.

Auch wenn das Zentrum keine verschiedenen Organisationen in einem Raum versammelt, so kann es verschiedene Kontexturen miteinander automatisiert und zeitgleich verknüpfen. Die Koordinierung dieser Kontexturen war zuvor durch die räumliche Trennung von Arbeitsplätzen nicht in dieser Form möglich, wenn etwa das Fahrkartensystem oder die Überwachung von Verkehrskameras, die Beobachtung des Zug-, Bus-, oder des allgemeinen Verkehrsflusses an je dafür vorgesehenen Arbeitsplätzen stattfand. Die aus den wenigen MitarbeiterInnen und den digitalen Systemen erzeugten Aktivitäten in der Zentrale beziehen dabei auch ehemals getrennte, räumlich verteilte Organisationen mit ein. Auf diese Weise sind auch die verschiedenen Kontexte und Relevanzsysteme des TOPIS automatisiert aufeinander bezogen. Diese Verbindung läuft über räumliche Skalen hinweg und reicht von der Mikroebene einer Überwachungskamera, über regionale Behörden bis hin zum Monitoring des nationalen Verkehrssystems.

Polykontextualisierung und Refiguration

Die hier vorgestellten Formen der Polykontextualisierung machen bereits deutlich, dass Kontrollzentralen auf sehr unterschiedliche Weisen auf die digitale Mediatisierung reagieren, die diese vor die Aufgabe stellt, das spannungsreiche Verhältnis verschiedener räumlicher Zirkulationen des Territorien, Netzwerkartigen oder auch Fließenden miteinander in Einklang zu bringen. Es zeichnet sich jedoch ab, dass diese Refiguration keinesfalls zu einer Auflösung von Kontrollräumen oder territorialer Logiken führt. Während kleinere Kontrollräume nach wie vor eine weite Verbreitung auch in der Privatwirtschaft finden, tendieren die Kontrollräume der städtischen Infrastruktur zur räumlichen und digitalen Integration. Beide Tendenzen

stellen allerdings typische Spannungsverhältnisse dar zwischen der Zentralisierung und Containerisierung von Räumen auf der einen Seite und der Zirkulation und Mobilität in dezentralen Netzwerken auf der anderen Seite, die die Refiguration von Räumen grundsätzlich kennzeichnet. Die Refiguration der Räume erklärt auch, dass die so klassisch moderne Raumform des Kontrollzentrums die massive Digitalisierung überhaupt überlebt, eben weil sie sich an die Dialektik dieses Spannungsverhältnisses anpasst.³

Beide Tendenzen, die Zentralisierung wie auch die Netzwerklogik der Digitalisierung wiederum haben das zur Folge, was wir als Polykontexturalisierung bezeichnen. Polykontexturalisierung meint dabei die durch kommunikative Handlungen einzelner menschlicher AkteurInnen, Interaktion zwischen ihnen sowie durch Intraaktion kraft digitaler Automatisierungen erzeugte Wirkung über verschiedene Kontexturen, die simultan erfolgen können. Im Unterschied zu den vordigitalen Kontrollräumen verliert dabei die Interaktion zwischen den Menschen besonders in den digital integrierten Kontrollräumen an Bedeutung, sodass wir von einer Ent-Interaktivierung reden können. Auch wenn die technischen Möglichkeiten sogar die vollständige Automatisierung der Zentrale, eine völlige Vernetzung und damit eine Aufgabe der menschlichen Überwachungsinstanzen, ermöglichen würde, sind die Gründe für die Arbeit von Menschen in der Zentrale sozusagen in den Raum eingebaut: Im Falle von Krisen müssen sie nicht nur Informationen für Maschinen, sondern Wissen für Führungskräfte produzieren, die auf dieser Grundlage folgenreiche Entscheidungen für die Räume treffen müssen, die sie kontrollieren. Die veränderte Rolle der Menschen in der Refiguration der Kontrollzentrale zeigt sich auch daran, dass die Digitalisierung zwar zu einer stärkeren Invisibilisierung vor allem der Informationskontexturen führt, die nicht mehr mit Leitungen, Tasten oder Schaltern verbunden sind, während gleichzeitig die neuen integrierten Kontrollzentralen betont öffentlich gemacht werden, was sich auch in der räumlichen Architektur niederschlägt: In die Kontrollzentralen werden eigene Medienräume gebaut, aus denen Fernsehen, Rundfunk und andere öffentliche Medien direkt berichten. Auch wenn wir empirisch noch klären müssen, wie Überwachung

3 Bei vielen Kontrollzentralen spielt auch die Raumfigur des Bahnenraums eine Rolle, wie etwa bei Flughafentowern oder U-Bahn-Leitstellen. Ihre Rolle kann aber erst im systematischen Vergleich der verschiedenen Relevanzsysteme eingeschätzt werden. Dazu müssen sicherlich auch noch Typen von Netzwerken unterschieden werden.

von Menschen in den neuen Kontrollzentralen vollzogen wird, so ist unsere Annahme, dass auch diese Raum gewordene Form sozialer Kontrolle ähnlichen Prozessen der Refiguration unterworfen ist, wie wir sie hier mit Blick auf die anderen kontrollierten Relevanzsysteme skizziert haben.

Literatur

- Artman, Henrik/Waern, Yvonne (1999): Distributed Cognition in an Emergency Coordination Center. In: *Cognition, Technology & Work*, Jg. 1, Nr. 4, S. 237-246.
- Bauman, Zygmunt/Lyon, David (2014): *Daten, Drohnen, Disziplin: Ein Gespräch über flüchtige Überwachung*. Berlin: Suhrkamp.
- Bogard, William (2006): Surveillance Assemblages and Lines of Flight. In: Lyon, David (Hg.): *Theorizing Surveillance: The Panopticon and Beyond*, Cullompton: Willan Publishing.
- Caprotti, Federico (2018): Spaces of Visibility in the Smart City: Flagship Urban Space and the Smart Urban Imaginary. In: *Urban Studies* Jg. 56, Nr. 2, S. 2465-2479.
- Cook-Gumperz, Jenny/Gumperz, John J. (1976): Context in Children's Speech. In: *Papers on Language and Context. Working Paper*. Nr. 46. Berkeley: Language Behavior Research Laboratory.
- Deane, Cormac (2015): The Control Room: A Media Archaeology. In: *Culture Machine*, Nr. 16. Online unter: <https://culturemachine.net/drone-culture/the-control-room> (zuletzt aufgerufen: 15. Mai 2020).
- Deleuze, Gilles (1993): *Unterhandlungen: 1972-1990*. 5. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1981): *Überwachen und Strafen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Franck, Georg (2005): Werben und Überwachen. Zur Transformation des städtischen Raumes. In: Hempel, Leon/Metelmann, Jörg (Hg.): *Bild-Raum-Kontrolle. Videoüberwachung als Zeichen gesellschaftlichen Wandels*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 141-156.
- Haggerty, Kevin D. (2006): Tear Down the Walls. On Demolishing the Panopticon. In: Lyon, David (Hg.): *Theorizing Surveillance. The Panopticon and Beyond*. Cullompton: Willan Publishing, S. 23-45.

- Heath, Christian/Luff, Paul (2000): Organisational Interaction and Technological Design. In: Heath, Christian/Luff, Paul (Hg.): *Technology in Action*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 217-251.
- Heath, Christian/Knoblach, Hubert/Luff, Paul (2000): Technology and Social Interaction: The Emergence of ›Workplace Studies‹. In: *British Journal of Sociology*, Jg. 51, Nr. 2, S. 299-320.
- Heath, Christian/Luff, Paul/Svensson, Marcus S. (2002): Overseeing Organizations: Configuring Action and its Environment. In: *British Journal of Sociology*, Jg. 53, Nr. 2, S. 181-201.
- Ivengart, Toni/Hunt, Brian (2008): *Handbook of Control Room Design and Ergonomics: A Perspective for the Future*. Boca Raton: CRC Press.
- Kammerer, Dietmar (2008): *Bilder der Überwachung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kissling-Koch, Petra (2012): *Macht(t)räume: Der Production-Designer Ken Adam und die James-Bond-Filme*. Berlin: Bertz und Fischer.
- Latour, Bruno/Hermant, Emilie (1998): *Paris. Ville Invisible*. Paris: La Découverte.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Löw, Martina (2018): Zwischen Handeln und Struktur. Grundlagen einer Soziologie des Raums. In: Löw, Martina (Hg.): *Vom Raum aus die Stadt denken*, Bielefeld: transcript, S. 25-46.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lyon, David (2001): *Surveillance Society: Monitoring Everyday Life*. Buckingham: Open University Press.
- Lyon, David (2006): The Search for Surveillance Theories. In: Lyon, David (Hg.): *Theorizing surveillance. The Panopticon and beyond*, Cullompton: Willan Publishing.
- Mathiesen, Thomas (1997): The Viewer Society. In: *Theoretical Criminology*, Jg. 1 Nr. 2, S. 215-234.
- Medina, Eden (2011): *Cybernetic Revolutionaries: Technology and Politics in Allende's Chile*. Cambridge: MIT Press.
- Metelmann, Jörg (2005): Kontroll-Raum. In: der-Medienwelt-Sein und die zwei Topologien der Videoüberwachung. In: Hempel, Leon/Metelmann, Jörg (Hg.): *Bild-Raum-Kontrolle. Videoüberwachung als Zeichen gesellschaftlichen Wandels*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 174-189.

- Monahan, Torin (2007): 'War Rooms' of the Street. Surveillance Practices in Transportation Control Centers. In: *The Communication Review*, Jg. 10, Nr. 4, S. 367-389.
- Nanz, Tobias (2016): Zimmer mit kolossaler Aussicht. War Rooms als imaginäre Aushandlungsorte von Störungen. In: *Behemoth*, Jg. 9, Nr. 1, S. 38-57.
- Norris, Clive/Armstrong, Gary (1999): *The Maximum Surveillance Society: The Rise of CCTV*. Oxford: Berg.
- Perrow, Charles (1992): *Normale Katastrophen: Die unvermeidbaren Risiken der Großtechnik*. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Ragnedda, Massimo (2011): Social Control and Surveillance in the Society of Consumers. In: *International Journal of Sociology and Anthropology*, Jg. 3, Nr. 6, S. 180-188.
- Rammert, Werner (2005): Gestörter Blickwinkel durch Videoüberwachung: Ambivalenzen und Asymmetrien soziotechnischer Beobachtungsordnungen. In: Hempel, Leon/Metelmann, Jörg (Hg.): *Bild-Raum-Kontrolle. Videoüberwachung als Zeichen gesellschaftlichen Wandels*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 342-359.
- Rose, Gillian (2016): Posthuman Agency in the Digitally Mediated City: Exteriorization, Individuation, Reinvention. In: *Annals of the American Association of Geographers*, Jg. 107, Nr. 4, S. 1-15.
- Sagan, Scott D. (1993): *The Limits of Safety: Organizations, Accidents, and Nuclear Weapons*. Princeton, N.J.: Princeton University Press.
- Suchman, Lucy (1997): Centers of Coordination. A Case and Some Themes. In: Resnick, Lauren B./Säljö, Roger/Pontecorvo, Clotilde/Burge, Barbara (Hg.): *Discourse, Tools, and Reasoning: Essays on Situated Cognition*, Berlin: Springer, S. 41-62.
- Thrift, Nigel/French, Shaun (2002): The Automatic Production of Space. In: *Transactions of the Institute of British Geographers*, Jg. 27, Nr 3, S. 309-335.
- Tuma, René/Schnettler, Bernt/Knoblauch, Hubert (2013): *Videographie: Einführung in die interpretative Videoanalyse sozialer Situationen*. Wiesbaden: Springer VS.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: Library of Congress Prints and Photographs Division, Washington, LC-USZ62-105703, <https://www.loc.gov/pictures/item/92511565/> (zuletzt aufgerufen: 15. Mai 2020).
- Abb. 2: Royal Air Force Fighter Command 1939–1945. ©IWM CH 11887, Imperial War Museum, UK, <https://www.iwm.org.uk/collections/item/object/205210475> (zuletzt aufgerufen: 15. Mai 2020).
- Abb. 3: Kontrollzentrale des Messegeländes in Berlin. Foto: Arne Janz/David Joshua Schröder | Technische Universität Berlin 2018.
- Abb. 4: Network Control Centre des London Underground. Feldskizze: Hubert Knoblauch | King's College London 1997.
- Abb. 5: Kontrollraum des Centro de Operações (COR) in Rio de Janeiro. Foto: Leon Hempel | ZTG 2019.
- Abb. 6: Krisenraum des COR. Foto: Leon Hempel | ZTG 2019.
- Abb. 7: Kontrollraum des Transport Operation and Information Service in Seoul (TOPIS). Foto: Hubert Knoblauch | Technische Universität Berlin 2019.
- Abb. 8: Automatische Nummernschilderfassung von FalschparkerInnen im TOPIS. Foto: Hubert Knoblauch | Technische Universität Berlin 2019.

Digitale Planung, digitalisiertes Planungshandeln und mediatisierte Konstruktionen von Räumen

Gabriela Christmann, Martin Schinagl

Einleitung

Die städtebauliche Planung blickt auf eine lange Geschichte des Mediengebrauchs zurück, um Prozesse der Stadtentwicklung mit ihren baulichen, ökonomischen, sozialen und ökologischen Dimensionen besser beschreiben, analysieren, vorausschauend planen, an andere kommunizieren und für eine bessere Veranschaulichung visualisieren zu können. Während analoge Medien von Anfang an Teil des Planungsprozesses waren (z.B. in Form von Stadtmodellen, Postern, Ausstellungen), werden digitale Techniken erst seit den 1970er Jahren verwendet (Lampugnani et al. 2005). Seit den 2010er-Jahren sind die Nutzungen aufgrund der sich stets verbessernden digitalen Planungstools enorm gestiegen, weshalb in diesem Zusammenhang sogar von einem »Boom« gesprochen wurde (BMVI 2015: 3).

Es liegt die Vermutung nahe, dass Digitalisierungen Auswirkungen auf das planerische Handeln und damit auf die Art und Weise haben, wie Räume »konstruiert«, das heißt geplant, gedacht und gestaltet werden. In dieser Hinsicht lehnen wir uns an die in den Kommunikationswissenschaften entwickelte Mediatisierungsthese an (vgl. Krotz 2007; Hepp 2020). Sie geht von der Beobachtung aus, dass sich – historisch gesehen – in Gesellschaften weltweit ein zunehmender Einsatz von im Zeitverlauf immer wieder »neuen« Medien und in der neueren Zeit von *digitalen* Informations- und Kommunikationstechnologien vollzogen hat und dass tendenziell alle gesellschaftlichen Teilbereiche davon erfasst werden. Mit dieser Beobachtung wird die Annahme verbunden, dass sich das kommunikative Handeln von AkteurInnen im Zuge der zunehmenden Digitalisierungen verändert, was

wiederum zu Veränderungen in den Erfahrungsweisen, im Leben und Arbeiten von AkteurInnen führt und veränderte »Wirklichkeitskonstruktionen« zur Folge hat (Berger/Luckmann 1966). Hubert Knoblauch und Martina Löw (2020) gehen vor diesem Hintergrund und angesichts umfassender Globalisierungsprozesse davon aus, dass sich seit den 1960er Jahren prozesshaft eine größere Refiguration von Räumen vollzieht.

Wenn man diese Annahmen auf das Handeln von PlanerInnen überträgt, so stellt sich die folgende empirische Frage: Wie haben sich Digitalisierungsprozesse in der städtebaulichen Planung entwickelt, welche Veränderungen ergeben sich für das Planungshandeln und inwiefern lassen sich veränderte Raumkonstruktionen (Christmann 2016) beobachten? Diese Fragen sind bislang noch nicht systematisch sozialwissenschaftlich erforscht worden. Die bisherigen – meist aus den Planungswissenschaften vorgelegten – Arbeiten zu digitalen Tools in der städtebaulichen Planung sind vielmehr sehr deskriptiv und pragmatisch. In der Regel geht es in diesen Arbeiten darum, von Erfahrungen mit digitalen Verfahren zu berichten und auf Optimierungsmöglichkeiten hinzuweisen (vgl. dazu exemplarisch Krause 2015). Raumtheoretische Überlegungen fehlen dort ganz.

Der folgende Beitrag adressiert diese Forschungslücke. Es werden erste Ergebnisse aus einem empirischen Forschungsprojekt vorgestellt, das der übergreifenden Forschungsfrage nachgeht, welche Veränderungen sich im Handeln von PlanerInnen angesichts von sich weltweit vollziehenden Digitalisierungsprozessen durch die Nutzung von digitalen Planungstools, wie zum Beispiel von Geoinformationssystemen (GIS) oder dem Computer-Aided Design (CAD), beobachten lassen und welche Implikationen dies für die kommunikative Konstruktion und die Refiguration von Räumen hat. Digitales städtebauliches Planen wird dabei am Beispiel von ausgewählten Fällen in New York City (Nordamerika/USA), Lagos (Afrika/Nigeria) und Frankfurt a.M. (Europa/Deutschland) analysiert.¹ Wir sind uns dessen bewusst, dass trotz der weltweiten Entwicklungen der Informations- und Kommunikationstechnologien und trotz der international verbreiteten Planungstools

1 Das Projekt trägt den Titel »Digitales städtebauliches Planen« und ist Teil des Sonderforschungsbereichs 1265 »Re-Figuration von Räumen« an der Technischen Universität Berlin. Es wird unter der Projektnummer 290045248 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert. Das Teilprojekt ist am Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung, Erkner, angesiedelt.

jeweils spezifische nationale Planungssysteme und städtische Planungskulturen Einfluss auf das Planungs Handeln nehmen können. In unserer Analyse geht es jedoch darum, über verschiedene Kontexte und kulturelle Unterschiede hinweg mögliche Gemeinsamkeiten im Handeln von PlanerInnen zu erschließen, die sich auf Digitalisierungen zurückführen lassen.

Planung verstehen wir im Anschluss an Thomas Ellwein (1968: 13) und mit Bernd Streich (2011: 16) als einen systematischen Entwurf für eine städtebauliche und architektonische Ordnung, der auf der Basis allen verfügbaren relevanten Wissens erfolgt, bevor das Projekt umgesetzt wird. Im Unterschied zum übergreifenden Begriff der *Stadtplanung*, der sich allgemein auf die Planung von Stadtentwicklungsprozessen (baulich, ökonomisch, sozial, ökologisch) bezieht, geht es in der *städtebaulichen Planung* insbesondere um räumlich-gestalterische Entwürfe für bauliche Ensembles. Dabei ergibt sich eine Nähe zur Architektur. Da es in Städten immer auch um die Gestaltung von Grünflächen und Grünanlagen geht, gehört außerdem die Freiraumplanung zum Städtebau.

Innerhalb der städtebaulichen Planung wird zwischen der *Strukturplanung* und der *Gestaltungsplanung* unterschieden: Während erstere die funktionalen Elemente einer Stadt (wie z.B. Gebäude, Grünanlagen, Verkehrswege) fokussiert und darauf zielt, die zukünftigen Anforderungen an diese bestmöglich zu erfassen, hat letztere die Aufgabe, die ästhetische Struktur der Stadt zu gestalten. Beide Planungsarten greifen jedoch im konkreten städtebaulichen Planungsprozess de facto ineinander. Wenn man Ellweins (1968: 13) Begriff der Planung – als ein Entwerfen auf der Basis allen verfügbaren relevanten Wissens – ernst nimmt und sich die Komplexität städtebaulichen Planens vor Augen führt, so liegt nahe, dass Planung nur auf der Grundlage von umfangreichen Informationsgrundlagen in Form von umfangreichen und vielfältigen statistischen Daten, Karten, Katasterinformationen etc. möglich ist. Noch vor der Erfindung des Computers wurden dafür analoge Informationsmedien genutzt. Mit der Einführung von digitalen Informations- und Kommunikationstechnologien hat sich indes ein umfassender Strukturwandel vollzogen (Batty 1991; Pinto 2014).

Um Arbeitsprozesse in der *städtebaulichen Strukturplanung* zu unterstützen, wurden zunehmend Planungsinformationssysteme (PLIS) entwickelt, die raumbezogene Daten, Karten und Modelle in digitaler Form bereitstellen. Die Informationen sind dort so aufbereitet, dass das Monitoring (d.h. die Beschreibung historischer und gegenwärtiger Prozesse) sowie die Voraussa-

ge zukünftiger Entwicklungen erleichtert und die konkreten Planungserfordernisse für ein Gebiet besser abgeschätzt werden können (Wegener 2001; Shen 2012). Zu den wichtigsten Planungsinformationssystemen gehören Geografische Informationssysteme (GIS), die Daten zu vorhandenen baulichen Strukturen, zu gesellschaftlichen Prozessen (z.B. Bevölkerungsentwicklung, Verkehrsentwicklung), zu mikroklimatischen Bedingungen (z.B. Frischluftströmen) oder zu Gefährdungslagen (z.B. Überschwemmungsgebieten) für die weitere Verarbeitung zur Verfügung stellen. Auf der Grundlage der gewonnenen Daten ermöglicht das Computer-Aided Mapping (CAM) dann das Erstellen und Aktualisieren von Karten, die ihrerseits in Programme des Computer-Aided Design (CAD) für das Entwerfen übertragen werden können (Berchtold/Krass 2009).

Auch in die *Gestaltungsplanung* hat die Digitalisierung Einzug gehalten. Dort geht es um das Entwerfen konkreter baulich-räumlicher Gefüge und die ästhetische Gestaltung von städtebaulichen Ensembles. Die analogen Methoden, die in der städtebaulichen Planung einst existierten, sind durch Anwendungen wie das Computer-Aided Design (CAD) und das Computer-Aided Architectural Design (CAAD) längst auf Computersysteme übertragen und weiterentwickelt worden. Sie haben das stadtgestalterische Entwerfen revolutioniert. Die Anwendungen bieten nicht nur digitale Entwurfsmethoden, sondern auch Darstellungsverfahren an, die mittels anschaulicher Simulationen ästhetische Qualitäten der architektonischen Entwürfe erlebbar machen. Es werden vor allem 2D-Simulationen (mit einer Abstraktion von der räumlichen Tiefe) und 3D-Simulationen (mit der Vermittlung von drei Raumdimensionen) unterschieden (Yin/Shiode 2014; Lovett et al. 2015; Czernkauer-Yamu/Voigt 2016).

Im Folgenden soll das methodische Vorgehen im Forschungsprojekt skizziert werden. Danach stellen wir zunächst überblicksartig zentrale Befunde dazu vor, wie Digitalisierungsprozesse in der räumlichen Planung verlaufen sind. In diesem Zusammenhang werden wir auch darüber berichten, welche Veränderungen sich in diesem Zuge im planerischen Handeln und in der Art der planerischen Raumkonstruktionen zeigten. Dies ist dann die Basis, auf der wir an den Beispielen der Strukturplanung und der Nutzung von Geoinformationssystemen sowie der Gestaltungsplanung und den Anwendungen des Computer-Aided Design in die Tiefe gehen und herausarbeiten, wie sich planerisches Handeln dort im Detail gestaltet, was das digitalisierte Handeln dort auszeichnet und welche Implikationen es für Raumkonstruktion

nen hat. Am Ende wird der Beitrag durch ein Fazit abgerundet. Dort wird der Frage nachgegangen, inwieweit wir auf der Grundlage der Daten von einer Refiguration von Räumen sprechen können.

Methodisches Vorgehen

Für die Auswahl der zu untersuchenden Städte und der dortigen Stadtplanungsbüros bzw. Stadtplanungsämter wurden folgende Kriterien angelegt: Die Städte müssen auf ihrem Kontinent bzw. in ihren Ländern im Hinblick auf digitalisierte städtebauliche Planungen als profiliert gelten. Die dort auszuwählenden Planungsbüros und -ämter müssen ihrerseits langjährige Erfahrungen mit digitalen Tools besitzen und zahlreiche städtebauliche Projekte damit realisiert haben. Die USA gelten, vor allem mit New York City, weltweit als Vorreiter im digitalen Planen (Al-Kodmany 2002). Nigeria (mit Lagos) und Deutschland (mit Frankfurt a.M.) sind Fälle, die im Vergleich zu New York in der Vergangenheit weniger weit fortgeschritten waren, aber seit den 2000er-Jahren deutlich aufholen. Lagos, die größte Stadt Afrikas, wird in der Fachliteratur als ein sich dynamisch entwickelnder Fall in Afrika beschrieben (Adeoye 2010), der eine digitale Planungsstrategie entwickelt hat. Frankfurt a.M. ist in Deutschland im digitalen Planen durch eine experimentierfreudige Stadtplanungsbehörde bekannt.

Da sowohl Digitalisierungsprozesse in der städtebaulichen Planung als auch Veränderungen im planerischem Handeln und von planerischen Raumkonstruktionen zum Untersuchungsgegenstand gehören, umfasst der Gegenstand verschiedene Dimensionen und ist somit recht komplex, was eine Kombination mehrerer Methoden erfordert.

Für die Erforschung des Verlaufs von Digitalisierungsprozessen in der städtebaulichen Planung wurden ausgewiesene ExpertInnen interviewt, darunter Stadtplanungs- und GeoinformationswissenschaftlerInnen sowie langjährige StadtplanerInnen in den USA, Deutschland und Nigeria, die einen sehr guten Überblick und ein umfassendes Wissen im Hinblick auf die Thematik haben. Sie konnten uns im Hinblick auf die zentralen Entwicklungen seit den ersten Anfängen digitalen Planens bis heute Auskunft geben (Bogner et al. 2009). So wurden Meilensteine des Prozesses rekonstruiert und Einschätzungen über mögliche Folgen im planerischen Handeln eingeholt. Im Vorfeld und begleitend zu den Interviews wurden Dokumente

gesammelt (darunter die einschlägigen Fachliteraturen), um entsprechende Dokumentenanalysen durchzuführen (Prior 2003). Auf diese Weise konnten die Interviews besser vorbereitet, die Informationen aus den Interviews besser eingeordnet und die Interviewdaten weiter ergänzt werden.

Für die Untersuchung planerischen Handelns und der damit verbundenen Raumkonstruktionen wurden in den ausgewählten Städten und Planungsinstitutionen im Zeitraum von 2018 bis 2020 fokussierte Ethnografien durchgeführt (Knoblauch 2005). »Fokussiert« sind die Ethnografien, weil sie auf einen Beobachtungsschwerpunkt festgelegt werden: In der Tradition der *Workplace Studies* (Suchman 1987, 2000; Knoblauch/Heath 1999; Knoblauch 2000; Ammon 2013; Farías 2013) konzentrieren sich unsere Beobachtungen dabei auf die von digitalen Techniken und Tools gekennzeichneten Arbeitssituationen und kommunikativen Vorgänge. In diesem Beitrag werden vor allem Ergebnisse der Beobachtungsschwerpunkte »Einsatz von Geoinformationssystemen (GIS) in der Strukturplanung« sowie »Nutzung des Computer-Aided Design in der Gestaltungsplanung« präsentiert. Neben den teilnehmenden Beobachtungen, die authentische Einblicke in das konkrete planerische Handeln der untersuchten AkteurInnen ermöglichen (Angrosino 2007), werden ethnografische Interviews geführt (Spradley 1979). Dabei handelt es sich um spontane Fragen, die in einer Beobachtungssituation direkt an die Beobachteten gerichtet werden, um ein besseres Verständnis bezüglich eines konkreten Handelns zu gewinnen. Darüber hinaus werden zur Vertiefung zu einem späteren Zeitpunkt Leitfadeninterviews mit praktizierenden PlanerInnen aus privaten Planungsbüros und Planungsämtern geführt (Hopf 2000), um Erfahrungen, Wahrnehmungen und Reflexionen in Bezug auf digitale Tools in der städtebaulichen Planung in konzentrierter Form zu erheben.

Für die Analyse all dieser Daten wird das Verfahren der *grounded theory*-Analyse angewendet. Der Ansatz der *grounded theory* beschrieb ursprünglich, wie aus empirischen Daten eine »gegenstandsbezogene« Theorie entwickelt werden kann. Inzwischen wurde der eher konzeptionelle Ansatz bekanntlich zu einer Methode der Datenanalyse ausgearbeitet (Strauss 1997), in der nacheinander drei Kodierverfahren zum Einsatz kommen: das offene, das axiale und das selektive Kodieren. Grundsätzlich ist diese Methode für die Analyse unterschiedlichster Datenarten geeignet. Und sie erlaubt es, auch größere Datenkorpora relativ rasch analytisch aufzubrechen.

Digitalisierungsprozesse, Veränderungen im planerischen Handeln und in den Raumkonstruktionen – ein Überblick

Digitalisierungsprozesse in der städtebaulichen Planung in historischer Perspektive

Die Rekonstruktion von Digitalisierungsprozessen im Handlungsfeld der städtebaulichen Planung erbrachte, dass sich bereits in den 1950er-Jahren ein Diskurs über neue Technologien und das Planen von Stadträumen entfaltet hat. Zwar wurde der Begriff der Digitalisierung noch nicht verwendet, rund um das Thema »Kybernetik« wurden aber in den USA zu jener Zeit neue technische Möglichkeiten hypothetisch erörtert. Es gab sogar experimentelle Versuche, digitale Techniken für Planungszwecke einzusetzen, indem erste computerbasierte Zeichnungen erstellt wurden. In den 1960er und 1970er-Jahren wurden zwar weitere digitale Tools für die Planung entwickelt, immer noch war ihr Einsatz aber eher experimenteller Art. Einzug in die planerische Praxis haben die bis dahin weiterentwickelten Technologien erst Mitte/Ende der 1980er-Jahre gehalten. Dies geschah hauptsächlich in den USA und zunächst nur vereinzelt, da die Anschaffung der Technologien und Anwendungen für Planungsbüros eine Kostenfrage war. Außerdem waren die Tools in technischer Hinsicht noch längst nicht voll ausgereift. Erst in den 1990er-Jahren lässt sich in amerikanischen, europäischen, aber auch afrikanischen Planungsbüros eine größere Verbreitung von digitalen Tools beobachten; ein Anwendungsboom zeichnete sich allerdings erst ab den 2010er-Jahren ab.

Am Beispiel von Lagos (Nigeria) zeigte sich, dass Digitalisierungen dort etwas anders ablaufen als in den USA oder Europa: Erstens wirken immer noch finanzielle Aspekte aufgrund hoher Anschaffungs- und Unterhaltungskosten digitaler Tools, die auch mit den Lizenzierungsmodellen und immer neuen Softwareversionen zusammenhängen, entgegen. Und zweitens kommen in Lagos tendenziell andere Technologien zum Einsatz, weil die Megacity einen vordringlichen Bedarf hat, das große Planungsgebiet grundsätzlich zu erfassen und zu kartografieren. Es besteht ein großes Interesse an Drohnentechnologien, während in den USA und Europa die Bemühungen darauf zielen, bestehende Datenbanken zu vernetzen und Geoinformationssysteme zu verbessern.

Als Zwischenfazit lässt sich festhalten, dass Digitalisierungen bereits in den 1950er-Jahren antizipiert wurden. In das planerische Denken haben sie somit etwas früher Einzug gehalten als vermutet. In der planerischen Praxis haben sie sich hingegen – aus technischen wie auch aus finanziellen Gründen – langsamer entfaltet als gedacht. Digitalisierungsprozesse in der Planung weisen außerdem global gesehen bis heute Ungleichzeitigkeiten auf. Es gibt Vorreiter, *early adopter* und *late adopter*. Digitalisierungen können je nach Planungskontext (z.B. in einer Megacity) nicht zuletzt unterschiedliche technische Fokusse aufweisen (Drohnentechnologien versus Optimierung von GIS-Datenbanken).

Digital und überall: Arbeitsteilige translokale Planung

Inwiefern hat sich nun planerisches Handeln im Zuge von Digitalisierungsprozessen verändert? Unsere Analysen erbrachten, dass sich nach der Etablierung und im Zuge weiterer technischer Entwicklungen von digitalen Tools tatsächlich deutliche Veränderungen zeigten.

Auffällig sind die *veränderte Arbeitsteilung* und das *zunehmend translokale Handeln* bzw. das *räumlich verteilte Arbeiten* in Planungsbüros bzw. -institutionen.

Berufsgruppen wie Schreibkräfte und technische Zeichner sind weggefallen. Deren Aufgaben wurden von PlanerInnen aufgrund der Verfügbarkeit von leicht zu handhabenden Tools in Form von Schreibprogrammen und Zeichenprogrammen übernommen. Gleichzeitig sind neue Berufsgruppen, wie etwa Geoinformatiker, hinzugekommen, die zwar keinen Planungshintergrund haben, aber in Planungsbüros arbeiten, weil sie die dort benötigten Spezialkenntnisse in Bezug auf digitale Technologien und Anwendungen haben. Erheblich gestiegen sind die Anforderungen an die Visualisierung von Planungsprodukten, und zwar insbesondere, wenn auch nicht nur, in Form von digitalen Visualisierungen. Zunehmend werden Renderings erwartet. Dies sind ästhetisch ansprechende Grafiken oder Videos von einem spezifischen Planungsprodukt, die am Computer in Form von zwei- oder dreidimensionalen virtuellen Darstellungen aufwendig ausgearbeitet werden (vgl. Mélix/Singh in diesem Band). Sie müssen ebenfalls von Spezialisten angefertigt werden, die Wissen über Visualisierungen und räumliche Gestaltungen verbinden können.

Planungsbüros arbeiten zunehmend translokal mit anderen Büros zusammen, was ihnen die ständig sich weiterentwickelnden Informations- und Kommunikationstechnologien immer besser ermöglichen. Das heißt, nicht wenige Planungsbüros sind überregional, international bzw. global tätig und agieren zusammen mit anderen Büros oder Filialen quasi wie in *einem* Büro. Ein Beispiel in unseren Daten ist ein Planungsbüro mit Filialen in New York City, London und Shanghai. Dort arbeitet ein Planungsteam über die drei Standorte verteilt gemeinsam an einem Projekt in Südostasien. Nur ein Teil des Teams muss dafür zeitweise am Zielort des Planungsvorhabens sein. Von den unterschiedlichen Arbeitsorten aus greifen die MitarbeiterInnen des Teams auf eine gemeinsame Serverstruktur, gemeinsame digitale Planungstools und die für den Austausch erforderlichen Informations- und Kommunikationstechnologien zu. Diese ermöglichen das verteilte Arbeiten am Projekt und teilweise sogar ein koordiniertes zeitgleiches Arbeiten an einzelnen Dateien.

Angesichts dieser Veränderungen im planerischen Handeln lässt sich somit zunächst beobachten, dass sich eine Refiguration von Arbeitsräumen und -prozessen vollzogen hat: Es ist längst nicht mehr das gemeinsam geteilte Büro, in dem Planungsteams zusammenarbeiten. Häufig wird die Planung von Stadträumen vielmehr von räumlich verteilten Teammitgliedern vollzogen, die – und dies ist im Handlungsfeld der räumlichen Planung bemerkenswert – urbane Räume beplanen, die sie aus eigener, unmittelbarer Anschauung kaum oder gar nicht kennen.

Eine weitere Veränderung, die von PlanerInnen berichtet wird, ist die *sich erhöhende Komplexität des Handelns*, weil digitale Tools immer komplexere Dinge ermöglichen.

Aufwendige visuelle Darstellungen von Planungsprodukten (z.B. in Form von Renderings) sind für Planungsbüros mittlerweile ein Must-have. Dadurch steigt die Komplexität der Aufgaben: Denn Visualisierungen müssen nicht nur produziert oder in Auftrag gegeben, sondern systematisch in eine Kommunikationsstrategie eingebunden werden.

Die Kommunikation mit Stakeholdern hat sich sowohl in direkten als auch in digitalen Formen diversifiziert und erhöht. Aufgrund des Vorhandenseins verschiedenster Tools für den Austausch mit Stakeholdern wird erwartet, dass dieser entsprechend gepflegt wird.

Ein weiterer Faktor ist das Anwachsen von Geodatenplattformen und anderen raumbezogenen Datenbanken. Es wird erwartet, dass in der räum-

lichen Planung immer mehr Daten verarbeitet werden, um die Planungsprodukte für die geplanten Nutzungen datenbasiert möglichst gut zu optimieren.

Es zeigt sich somit, dass unmittelbare Anschauungen der zu beplanenden Räume durch die PlanerInnen selbst seltener werden, während hingegen die Wissensformen und Daten über diese Räume angesichts der Kommunikation mit Stakeholdern und vor allem durch die Nutzung von Geoinformationssystemen enorm anwachsen und komplexer werden. Es hat eine umfassende Datafizierung, also eine »Übersetzung« von physisch-materiellen Qualitäten spezifischer Orte in computerisierte Daten, stattgefunden. Auf dieser Basis ist es möglich geworden, die vielfältigen Aspekte des Ortes (z.B. Bebauungsstruktur, Einzelhandelsstruktur, Verkehrsströme, Besucherströme, Frischluftströme, Hitzeereignisse), die sich an dem Ort »überlagern« und je nach Planungsvorhaben allesamt handlungsrelevant sein können, abzubilden. Welche Implikationen erwachsen hieraus für die darauf aufbauenden Raumkonstruktionen der PlanerInnen? Dieser Frage werden wir im nächsten Abschnitt genauer nachgehen.

Veränderte Raumkonstruktionen I: Geoinformationssysteme und räumliche Schichten (das Layern)

Im Folgenden werden wir beleuchten, wie PlanerInnen in der Strukturplanung speziell mit Geoinformationssystemen (GIS) arbeiten, und untersuchen, welche Erfahrungen und Konsequenzen sich daraus in Bezug auf die Konstruktion von Räumen für sie ergeben.

Geoinformationssysteme erlauben – wie oben bereits angedeutet – mittels einer Software und in Verbindung mit Datenbanken verschiedenste raumbezogene Informationen zu sammeln, zu analysieren und in Beziehung zu setzen. Für eine räumliche Analyse werden typischerweise tabellarische Daten mit geografischen Referenzen verknüpft und in einer Karte visualisiert. Eine Interviewpartnerin bezeichnet GIS daher als einen *spatial calculator*, einen Raum-Rechner, weil es wie ein Rechner nach einem Input-Output Verfahren funktioniert: Das heißt, nach der Eingabe von Daten werden visualisierte georeferenzierte Resultate errechnet und in einem virtuell konstruierten Raum sichtbar gemacht. Die tabellarischen Daten werden dabei mit einer oder mehreren Schichten, sogenannten *Layern*, verknüpft. GIS

fügt Schichten zusammen und ordnet sie entweder auf einer Raster- bzw. polygonisierten Basiskarte oder in einem 3D-Modell an.

Der Gebrauch dieser Techniken ist voraussetzungs- und muss sorgfältig erlernt werden. Dies gilt für die GIS-Software selbst wie auch für das Arbeiten mit *Layern*. Die AnwenderInnen müssen die Layer-Logik verstanden haben, wenn sie sie in ihr planerisches Handeln sinnvoll einbeziehen wollen. Durch das Zusammenfügen der Schichten, können räumliche Zusammenhänge und Muster erkannt werden, was PlanerInnen in ihren Entscheidungsfindungsprozessen unterstützt.

Freilich sind *Layer* kein völlig neues Phänomen. Im 18. Jahrhundert hatte der Landschaftsarchitekt Humphry Repton (1752-1818) die Idee, verschiedene räumliche Aspekte (bzw. Schichten) mithilfe von Transparentpapier in integrierter Form zu visualisieren (vgl. Rogger 2007). Diese Technik hatte allerdings ihre Grenzen und konnte komplexere Schichtengefüge nicht darstellen. Daher gilt das *Layering* mit der Einführung von GIS seit den 1970er-Jahren immer noch als eine relativ junge Technik für die Darstellung großräumiger urbaner und anderer Landschaften (vgl. Corner 1999: 235).

Überlagern und Verknüpfen von Geo-Daten ermöglicht die Analyse und Interpretation komplexer räumlicher Ordnungen und Dynamiken. Umgekehrt können komplexe Situationen Layer für Layer zerlegt werden, um bestimmte Elemente herauszuarbeiten. Wenn Zensusdaten zu sozialer Vielfalt, Grundstücksdaten und deren räumliche Nutzung sowie Dienstleistungsangebote kombiniert und ins Verhältnis zueinander gesetzt werden, ermöglicht es beispielsweise, die ungleichmäßige räumliche Verteilung von Dienstleistungen innerhalb eines Stadtteils zu erfassen und zu visualisieren. Die Visualisierung gibt dann einen datenbasierten Überblick, erlaubt genaue Analysen und legt nahe, wo ein planerisches Eingreifen erforderlich ist. Einer unserer Interviewpartner bringt dies wie folgt zum Ausdruck:

»Also wir können normalerweise mit unseren geistigen Kapazitäten, glaube ich, nicht verstehen, was das alles – wie sich das auswirkt, und man kann es halt auf verschiedene Layer runterbrechen. Vielleicht gibt es Leute, die können das, die Mietpreise oder so [einschätzen]. Und vielleicht hast du ein gutes Gespür, vielleicht auch nicht. Und dann kriegst du es vielleicht hin, vielleicht nicht hin. Aber ich glaube, dann trifft man als Planer Entscheidungen, wo man halt nicht unbedingt weiß, wie sich das auswirkt.« (Interview 1)

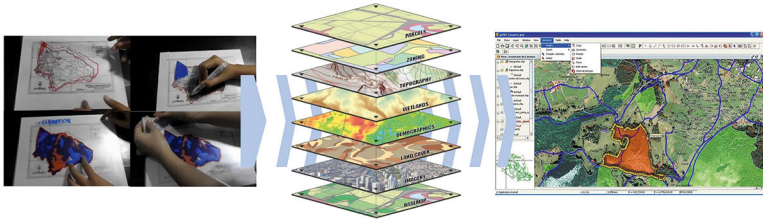


Abb. 1: Links: Analoge Siebkartierungsmethode. Screenshots aus dem Video »Sieve Mapping Activity Sample«, hochgeladen von Mary Joyce Chungtuyco 2016. Mitte: Beispiel GIS-Layer, Darstellung: USGS/Ontario County, NY 2016. Rechts: Bearbeitung einer Kartenschicht mit G. Darstellung: Emilio Gómez Fernández 2006.

Ein Verständnis von sozio-räumlichen Zusammenhängen lässt sich zu einem gewissen Grad auf der Basis von eigenen Erfahrungen und Kenntnissen der lokalen Gegebenheiten gewinnen. PlanerInnen können auf dieser Grundlage quasi »ein gutes Gespür« entwickeln. Es ist dann das Gespür, das heißt das an die Person gebundene Wissen, das planerischen Entscheidungen zugrunde gelegt wird. Je komplexer die Zusammenhänge sind, desto schwieriger scheint es, so legt es die Aussage nahe, sich nur auf sein Gespür zu verlassen.

Mit verteilt erstellten und in GIS-Datenbanken synthetisierten Raumdaten treten subjektiv-kognitive räumliche Syntheseleistungen in den Hintergrund. Dort wo räumliche Syntheseleistungen durch maschinelle Layering-Vorgänge (ko-)konstruiert werden, tritt das Raumwissen der Planenden über ein Stadtgebiet in den Hintergrund. GIS wird also zu einem epistemischen Werkzeug, es informiert und überlagert subjektive Raum Erfahrungen. Als digitales Planungstool weist es nun seinerseits die Richtung für Erkenntnisgewinn und Praktiken. Es beeinflusst, wie Räume verstanden werden. Die raumbezogenen Syntheseleistungen werden mit steigender Rechenleistung systematischer, ermöglichen eine fortlaufend größere Komplexität, was mit analogen Techniken so nicht machbar wäre. Raum- und Ortswissen wird nicht »erspürt«, sondern errechnet, und es ist über den Ort hinaus translokal verfügbar.

Über dieses epistemische Werkzeug wird ein Raumwissen generiert, das für das planerische Handeln einerseits ermöglichend wirkt. Allerdings birgt es andererseits auch Begrenzungen in der Generierung von Raumwissen. GIS löst zwar komplexe räumliche Probleme scheinbar mühelos durch bloße

Prozesse der Datenverarbeitung und -darstellung (Koch 2004: 13). Dies geschieht jedoch innerhalb einer GIS-spezifischen Logik von Schichten, was im folgenden Zitat prägnant und auch kritisch bemerkt wird:

»The world-view of a GIS is layered. All the things that happen together, somehow happen separately though in the same place. [...] That is part of the logic, of the way our data is structured. I will collect data on this thing and on this thing and I will do that separately. And then just smash them together but never actually bring them together.« (Interview 2)

Bei *Layern* handelt es sich um maschinell konstruierte Datenkonglomerate, in denen unterschiedliche Daten zusammengebracht werden. Die Daten stammen von unterschiedlichen AkteurInnen und Institutionen. Was im Zitat nur angedeutet wird, ist, dass Daten von unterschiedlicher Qualität und aus verschiedenen Erhebungsverfahren zusammengetragen und verarbeitet werden. Die GIS Datenbanken sind somit hoch »polykontexturalisiert« (Knoblauch/Löw 2020: 272). Für den Planungsprozess bedeutet dies, dass PlanerInnen, wenn sie sich ein Bild von einem Plangebiet machen und planerische Entscheidungen treffen müssen, sehr heterogene Handlungsreferenzen vorfinden.

Freie und öffentlich zugängliche Open Data, die GIS-NutzerInnen in kollaborativer, vernetzter Weise aufbauen, sind emblematisch für den polykontexturalen und translokalen Charakter der raumbezogenen Daten. Es kommt hinzu, dass Geoinformationssysteme ihrer Funktionsweise nach auf eine elaborierte Dateninfrastruktur und einen Austausch zwischen Institutionen angewiesen sind. Dort, wo dies funktioniert, eröffnet es räumlichen PlanerInnen die Möglichkeit, auf sich allzeit erneuernde und erweiternde Datengrundlagen zurückgreifen zu können. An unseren Untersuchungsorten offenbaren sich große Unterschiede im Hinblick auf die Zugangsmöglichkeiten zu solchen Daten: Institutionelle Vernetzungen und Datenkonsistenz sind einerseits Grundvoraussetzungen für eine sinnhafte Anwendung von GIS, die aber andererseits nicht überall gleichermaßen gegeben sind (vgl. Wilson 2017).

Die Praktiken des »Raumerfahrens« und »Raumplanens« mittels GIS-Software sind in der heutigen – planungsvorbereitenden – Strukturplanung zu großen Teilen digitalisiert und führen zu neuen – weil maschinell produzierten – Raumkonstruktionen in Form von virtuellen *Layern*. In *Lay-*

ern wird ein hochgradig datafiziertes, polykontexturales und (idealerweise) translokal verfügbares Raumwissen maschinell synthetisiert. Die Grundlagen von Planung sind somit im digitalisierten Planen andere als im analogen, wo sich PlanerInnen zum Planungsraum eher unmittelbar körperlich und kognitiv verhalten mussten, auch wenn sie sich zugleich auf Methoden des Abstrahierens in Form des Kartierens, der Kartenproduktion und des Kartenlesens stützten. Es ist etwas anderes, einen Stadtausschnitt zu erlaufen und durch die körperliche Anwesenheit Eindrücke und Daten zu erheben und zu visualisieren, als sich über GIS und digitale Kartendienste den Raum zu erschließen. Zwar handelt es sich bei analogen planerischen Raumkonstruktionen immer auch um Abstraktionen, nicht aber um maschinell synthetisierte Abstraktionen.

Die Thematik körperlich-performativer Aspekte beim Interagieren mit digitalen Technologien und Anwendungen und die Implikationen für planerische Raumkonstruktionen sollen im Folgenden am Beispiel des Planens mithilfe des Computer-Aided Design weiter verfolgt werden.

Veränderte Raumkonstruktionen II: Computer-Aided Design und die Perspektivierung durch Clicks und Keyboards

Im Rahmen des Überblicks über Veränderungen im Planungshandeln wurde bereits erwähnt, dass Programme des Computer-Aided Design (CAD) auf der Ebene der Planungsbüros die Berufsgruppe der technischen Zeichner verdrängt haben. Dabei handelte es sich um Personen, die auf die eher ausführende und wenig kreative Tätigkeit spezialisiert waren, Skizzen und Vorgaben zeichnerisch in akkurate Pläne zu übersetzen. Mit ihnen sind auch analoge Tools des Designprozesses wie der Lichttisch verschwunden. Skizzen auf Papier gibt es noch, sie werden aber auf eine Weise eingebunden, dass sie letztlich der Erstellung eines digitalen Endproduktes dienen.

Innerhalb unserer Interviews, gerade mit jüngeren PlanerInnen, wird die Digitalisierung des Zeichnens tendenziell positiv besetzt, als effizienzsteigernd, präzise und sinnvoll für den Designprozess dargestellt.

»We get a lot more time to actually think and work. [...] When I was in college, I used to draw on vellum with ink. So, if my ink blotted somewhere, I couldn't throw the drawing away, I had to scrape off the ink [...]. It was very hard to

do this; you were very careful. There was a bit of care that you couldn't do it again. You thought hard about one solution and you made just one solution. Now with most of my [digital] tools doing most of my drawing very quickly where I have come to a point to spit out five solutions.« (Interview 3)

Implizit und explizit werden dem Zeichnen per Hand Qualitäten abgesprochen oder zugeordnet. Dabei verbindet sich die Praktik des Zeichnens, das in körperlichen Handlungen aufgeht, mit einem spezifischen sinnlichen und kognitiven Zugriff auf das visuell-materiale Designprodukt (den Plan beispielsweise). Es erfordert vor allem ein spezifisches Wissen darüber, wie man zeichnet. Der Architekt muss

»generell erstmal wissen, wie man zeichnet, bevor man sich in so eine Welt [des Digitalen, MS] reinbegibt, die einen, glaube ich, [...] verleiten könnte, sich darin zu verfangen. [...] Weil wenn er so ein ›Old School‹-Architekt ist, der viel mit der Hand gezeichnet hat, dann macht er es halt gleich auch auf irgend'nem Tool so. Weil der ungefähr weiß, wo der hin will.« (Interview 1)

Händisches Zeichnen erlaubt, auf bestimmte sinnliche Weise in Beziehung mit dem Entwurf zu treten und Komplexität zu reduzieren. Dabei bleibt man an einen Maßstab gebunden. Im Zitat wird beschrieben, wie sich Erfahrungen des händischen Zeichnens auf den Umgang mit CAD-Software übertragen. Stift und Transparentpapier legen Handlungsweisen nahe, die nach Grad der individuellen und erlernten Fertigkeiten neben den Beschränkungen auch Freiheiten im Entwurfsprozess erlauben. Die Trennung der »Welten« (digital versus analog) versteht sich hier aus den unterschiedlichen tool-gebundenen epistemischen Herangehensweisen heraus. Der Computertechnik wird eine höhere Komplexität zugeordnet, die wiederum einen höheren Grad von Reflexivität erfordert, um mit dieser umgehen zu können. Der Begriff der »Old School« weist auf generationelle Unterschiede hin, auf GestalterInnen, die eher händisch zeichnen und somit noch der alten Architektengeneration angehören, und auf die, die von Anfang an gelernt haben, digital zu entwerfen. Um zu wissen, wie man digital entwirft – also »da hinkommt«, wo man hinkommen will –, muss zu zeichnen erneut erlernt werden. Das »dahin Kommen« scheint dabei unter Gegebenheiten erhöhter Komplexität eine höhere Reflexivität abzuverlangen, sonst »verliert« man sich. Um Designsoftware richtig anwenden zu können, muss ihre Logik in

einem längeren Lernprozess verinnerlicht werden. Wird die Software nicht vollständig beherrscht, besteht die Gefahr, dass ihre Logik im Konstruktionsprozess dominiert. Den Visualisierungen Studierender, die sich erstmals an CAD-Software heranwagen, ist anzusehen, ob sie mit Rhino, Grasshopper oder AutoCAD, alles bekannte CAD-Softwareprogramme, gemacht wurden.

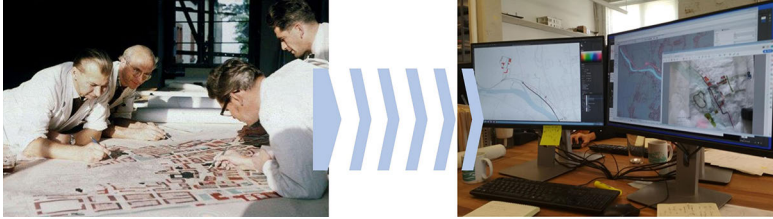


Abb. 2: Links: Stadtplaner Egon Hartmann (links) und seine Mitarbeiter beim Stadtplanungsamt 1958 über einem Plan der Mainzer Altstadt. Foto: Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung, Erkner.

Rechts: Arbeitsplatz einer Stadtgestalterin in New York City, USA. Foto: Martin Schinagl | Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung 2019.

Werden allein die körperlichen Haltungen und Handlungen bei der CAD-Nutzung betrachtet, fällt auf, dass vor allem geklickt und getippt wird. Die Logik der Digitalisierung als die Verbindung von Punkt zu Punkt (P2P), wird im Zeichnen fortgeführt, herbeigeführt über Mausbefehle oder die Eingabe von Koordinaten – und nicht durch das Ziehen einer Linie. Linien werden erstellt, indem zwei Punkte verbunden werden, nicht indem eine Linie gezogen wird. Die Drag-and-Drop-Funktion von Objekten und Elementen erlaubt das Hin- und Herschieben, das Erstellen, Bearbeiten und Zurückändern von geometrischen Körpern. Mit diesen körperlichen Handlungsvollzügen setzen sich ArchitektInnen mit der Materialität und der Beschaffenheit von Oberflächen und Software auseinander. Sie fügen sich als an epistemische Werkzeuge geknüpfte Praxen in sinnhafter Weise in die kommunikativen Handlungsabläufe der Planung ein.

Das in der Anwendung von CAD-Software geformte Praxiswissen ist Teil des planerischen sozio-technischen Gefüges an Dingen, Menschen, Regeln und Praxen. Das heißt die Programme und Geräte werden sinnhaft in die Handlungen eingebunden. Zeichnen als Technik einer sinnlich erfahr-

baren und körperlich-kognitiven Navigationsleistung im Mensch-Ding-Ge-füge geht dabei mit bestimmten Perspektivierungen einher. Dies spiegelt sich in einem Kommentar eines Planers in Bezug auf die Arbeit mit CAD wider: »You are working on a kind of a flat surface and you are in digital land.« (Interview 4) Hier wird angedeutet, dass trotz der 2D-Oberfläche unterschiedliche Perspektivierungen durch das Herein- und Herauszoomen und durch den fließenden Wechsel der Maßstabebenen sowie der Ausschnitte möglich sind. Maßstäblichkeit und Originalgröße verlieren für die Planung keine Relevanz, aber der Prozess des Entwerfens entwindet sich seiner Starrheit, anders als dies bei der Papierzeichnung auf oder einem Entwurf in Form eines Modells der Fall ist. Die planerischen Raumkonstruktionen sind also bei CAD-Anwendungen dynamischer bzw. fließender und vor allem multiperspektivisch.

Die virtuelle Begehung von durch CAD-Software generierten 3D-Umgebungen kann einen plastischen Eindruck vermitteln, erlaubt Wechsel der Perspektiven und somit ein »Testen des Räumlichen« (Interview 5). Noch lässt sich nicht abschließend klären, in welcher Weise die Versprechen der Digitalisierung der Planung formgebend auf die gebaute Umwelt sein werden. Doch, so berichtet eine Berliner Planerin, wirkten digital entworfene Modelle als seien sie »organischer« gewachsen. Der Modellbau, fährt sie fort, habe dagegen seine Einschränkungen. Daraus würden sich Arrangements wie der Potsdamer Platz ergeben, der von oben ja sehr interessant und gut aussehe, sagt sie, und blickt dabei von einem Bürohochhaus, dem Ort des Interviews, auf ebendiesen. Aber durchläuft man den Platz, sagt sie weiter, dann passen diese Formen nicht zusammen.

Fazit

Unsere Analysen zeigen, dass digitale Technologien und Anwendungen in der städtebaulichen Planung seit den 1990er-Jahren etabliert sind, dass sie aber erst seit den 2010er-Jahren eine hohe technische Qualität erreicht und international eine weite Verbreitung gefunden haben. Es zeigte sich auch, dass sich im Zuge der Digitalisierungen seit den 1990er-Jahren prozesshaft Veränderungen im planerischen Handeln vollzogen haben. Zunehmend arbeiten die an einem Planungsvorhaben mitwirkenden Mitglieder von Planungsteams räumlich (und ggf. sogar global) verteilt von verschiedenen

Arbeitsplätzen aus an dem Projekt. Das translokal organisierte planerische Handeln wird dabei durch gemeinsame Serverstrukturen, gemeinsame digitale Tools und durch bestehende Informations- und Kommunikationstechnologien ermöglicht. Es kommt hinzu, dass immer mehr Stakeholder in den Planungsprozess einbezogen werden. Formen der analogen und digitalen Kommunikation, auf deren Basis der Austausch mit Stakeholdern erfolgt, diversifizieren sich zunehmend und deren Zahl wächst an. Aufwendige digitale Visualisierungen von Planungsprodukten (z.B. in Form von Renderings) werden für die Kommunikation nach außen immer wichtiger (vgl. auch Christmann et al. 2020). Angesichts dieser Entwicklungen kann von einer Refiguration der Arbeitsformen und Arbeitsräume gesprochen werden.

Blickt man auf die Details des digitalen Planens, so hat vor allem eine Datafizierung von räumlichen Wirklichkeiten in größtem Ausmaß stattgefunden. Stadträume sind in Computerwelten eingegangen und werden nun von dort aus weiter strukturiert. Für PlanerInnen sind die zu verarbeitenden Datenmengen enorm angestiegen; die Datenarten sind vielfältig und sehr komplex. Planende haben also mehr denn je verschiedenste Perspektiven auf den Raum zu verarbeiten – dies ist eine Aufgabe, die sie ohne digitale Planungstools kaum mehr bewältigen könnten. Mithilfe digitaler Tools lassen sich nunmehr für einen Ort die verschiedenen – datafizierten – Schichten seiner räumlichen Wirklichkeiten, einschließlich der komplexen Überlagerungen dieser Schichten, virtuell abbilden. Auf diese Weise entstehen »virtualisierte« Raumkonstruktionen, die die Basis für den weiteren Planungsprozess bilden. Durch die digital bewerkstelligten Verknüpfungen verschiedener räumlicher Schichten entsteht im digitalen Planen eine hohe räumliche Polykontextualität. Diese Heterogenität wird verstärkt durch die Verarbeitung von sehr unterschiedlichen Daten mit unterschiedlichen institutionellen Herkunftsn und durch eine gleichzeitige Standardisierung von Dateiformaten, die den Datenaustausch durch Datenkonsistenz gewährleistet, aber die unterschiedlichen Datenquellen verdeckt. Die Verarbeitung und Interpretation komplexer Datensätze erfordert von Seiten der PlanerInnen eine sehr hohe Reflexivität, die immer schwerer möglich wird.

Es zeigt sich somit, dass im planerischen Handeln zunehmende Digitalisierungen beobachtet und Kennzeichen für eine Refiguration von Räumen in Form von translokalem Handeln sowie von Polykontextualisierungen der Raumkonstruktionen entdeckt werden können. Der Prozess der Refiguration ist erkennbar im Gang. Dabei bestehen analoge Praktiken der Daten-

erhebung und der Standortanalyse, zum Beispiel in Form von Ortsbegehungen, oder analoge Formen der Visualisierung von Planungsprodukten, zum Beispiel durch Modellbau oder händische Zeichnungen, gleichzeitig fort und sind immer noch üblich. Traditionelles Planungs Handeln existiert noch, wird aber von digitalisierten Formen zunehmend durchdrungen. Ein Generationenwechsel in den Planungsberufen und die überwiegende Ausübung planerischer Tätigkeiten durch »Digital Natives« werden diesen Prozess möglicherweise beschleunigen.

Literatur

- Adeoye, Anthony A. (2010): *Lagos State Geoinformation Infrastructure Policy (LAGIS) as a Tool for Mega-City Development*. FIG Congress 2010: Facing the Challenges – Building the Capacity: Sydney.
- Al-Kodmany, Kheir (2002) Visualization Tools and Methods in Community Planning. In: *Journal of Planning Literature*, Jg. 17, Nr. 2, S. 189-211.
- Ammon, Sabine (2013): Wie Architektur entsteht. Entwerfen als epistemische Praxis. Wissenschaft Entwerfen: Vom forschenden Entwerfen zur Entwurfsforschung der Architektur. In: Ammon, Sabine/Froschauer, Eva (Hg.): *Wissenschaft Entwerfen: Vom forschenden Entwerfen zur Entwurfsforschung der Architektur*. München: Wilhelm Fink Verlag, S. 46-77.
- Angrosino, Michael (2007): *Doing Ethnography and Observational Research*. London: SAGE Publications.
- Batty, Michael (1991): New Technology and Planning: Reflections on Rapid Change and the Culture of Planning in the Post-Industrial Age. In: *The Town Planning Review*, Jg. 62, Nr. 3, S. 269-294.
- Berchtold, Martin/Krass, Philipp (2009): Digitale Räume. Neue Möglichkeiten der Planung. In: *Planerin*, Jg. 9, Nr. 5, S. 5-8.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1966): *The Social Construction of Reality*. Garden City. New York: Doubleday.
- BMVI/Bundesministerium für Verkehr und digitale Infrastruktur (2015): *Stufenplan Digitales Planen und Bauen*. Berlin: BMVI.
- Bogner, Alexander/Littig, Beate/Menz, Wolfgang (Hg.) (2009): *Experteninterviews*. Wiesbaden: Springer VS.
- Christmann, Gabriela B. (Hg.) (2016): *Zur kommunikativen Konstruktion von Räumen*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

- Christmann, Gabriela/Bernhardt, Christoph/Stollmann, Jörg (Hg.) (2020): Visual Communication in Urban Design and Planning: The Impact of Mediatization(s) on the Construction of Urban Futures. *Urban Planning* (Sonderausgabe), Jg. 5, Nr. 2, S. 1-9.
- Corner, James (1999): The Agency of Mapping Speculation, Critique and Invention. In: Cosgrove, Denis (Hg.): *Mappings*. London: Reaktion Books, S. 213-300.
- Czerkauer-Yamu, Claudia/Voigt, Andreas (2016): Spatial Simulation and the Real World: Digital Methods and Techniques in the Context of Strategic Planning. In: Elisabete, Silva A./Healey, Patsy/Harris, Neil/Van den Broeck, Pieter (Hg.): *Routledge handbook of planning research methods*. New York: Routledge, S. 348-363.
- Ellwein, Thomas (1968): *Politik und Planung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Fariás, Ignacio (2013): Epistemische Dissonanz. Zur Vervielfältigung von Entwurfsalternativen in der Architektur. In: Ammon, Sabine/Froschauer, Eva (Hg.): *Wissenschaft Entwerfen: Vom forschenden Entwerfen zur Entwurfsforschung der Architektur*. München: Wilhelm Fink Verlag, S. 46-77.
- Hepp, Andreas (2020): *Deep Mediatization*. London/New York: Routledge.
- Hopf, Christel (2000): Qualitative Interviews – ein Überblick. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Hamburg: Rowohlt, S. 349-360.
- Knoblauch, Hubert (2000): Workplace Studies und Video: Zur Entwicklung der visuellen Ethnographie von Technologie und Arbeit. In: Gotz, Irene/Wittel, Andreas (Hg.): *Arbeitskulturen im Umbruch: Zur Ethnographie von Arbeit und Organisation*. München: Münchner Beiträge zur Volkskunde, S. 159-74.
- Knoblauch, Hubert (2005): Focused Ethnography. In: *Forum: Qualitative Social Research*, Jg. 6, Nr. 3, o. S.
- Knoblauch, Hubert/Heath, Christian (1999): Technologie, Interaktion und Organisation: Die Workplace Studies. In: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 25, Nr. 2, S. 163-181.
- Knoblauch, Hubert/Löw, Martina (2020): The Re-Figuration of Spaces and Refigured Modernity – Concept and Diagnosis. In: *Historical Social Research*, Jg. 45, Nr. 2, S. 263-292.
- Koch, Tom (2004): The Map as Intent: Variations on the Theme of John Snow. In: *Cartographica: The International Journal for Geographic Information and Geovisualization*, Jg. 39, Nr. 4, S. 1-14.

- Krause, Kai-Uwe (2015): Standards in der Planung. In: *Planerin*, Jg. 15, Nr. 3, S. 47-49.
- Krotz, Friedrich (2007): *Mediatisierung. Fallstudien zum Wandel von Kommunikation*. Wiesbaden: Springer.
- Lampugnani, Vittorio M./Frey, Katia/Perotti, Eliana (2005ff.): *Anthologie zum Städtebau* (mehrere Bände). Berlin: Mann.
- Lovett, Andrew/Appleton, Katy/Warren-Kretzschmar, Barty/Haaren, Christina von (2015): Using 3D visualization methods in landscape planning. In: *Critical Approaches to Landscape Visualization* (Sonderausgabe), Nr. 142, S. 85-94.
- Pinto, Nuno Norte (2014): *Technologies for Urban and Spatial Planning*. Hershey: IGI Global.
- Prior, Lindsay (2003): *Using Documents in Social Research*. London: Sage.
- Rogger, André (2007): *Landscapes of Taste: The Art of Humphry Repton's Red Books*. New York: Routledge.
- Shen, Zhenjiang (Hg.) (2012): *Geospatial Techniques in Urban Planning*. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Spradley, James (1979): *The Ethnographic Interview*. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Strauss, Anselm (1997) *Grounded Theory in Practice*. Thousand Oaks: Sage.
- Streich, Bernd (2011): *Standtplanung in der Wissensgesellschaft*. Wiesbaden: VS.
- Suchman, Lucy (1987): *Plans and Situated Actions: The Problem of Human-Machine Communication*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Suchman, Lucy (2000): Embodied Practices of Engineering Work. In: *Mind, Culture, and Activity*, Jg. 7, Nr. 1-2, S. 4-18.
- Wegener, Michael (2001): New Spatial Planning Models. In: *International Journal of Applied Earth Observation and Geoinformation*, Jg. 3, Nr. 3, S. 224-237.
- Wilson, Matthew W. (2017): *New Lines – Critical GIS and the Trouble of the Map*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Yin, Li/Shiode, Narushige (2014) 3D Spatial-Temporal GIS Modeling of Urban Environments to Support Design and Planning Processes. In: *Journal of Urbanism: International Research on Placemaking and Urban Sustainability*, Jg. 7, Nr. 2, S. 152-169.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: Links: Analoge Siebkartierungsmethode. Screenshots aus dem Video »Sieve Mapping Activity Sample«, hochgeladen von Mary Joyce Chungtuycó 3. November 2016. Online unter: <https://www.youtube.com/watch?v=Z6w6bX8-zpc> (zuletzt aufgerufen: 22. Oktober 2020). Mitte: Beispiel GIS-Layer, Bildquelle: USGS/Ontario County, NY 24. August 2016. Online unter: <https://www.usgs.gov/media/images/gis-data-layers-visualization> (zuletzt aufgerufen: 22. Oktober 2020). Rechts: Bearbeitung einer Kartenschicht mit G. Darstellung: Emilio Gómez Fernández 2006. Online unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:GvSIG_-_GIS.jpg (zuletzt aufgerufen: 22. Oktober 2020).
- Abb. 2: Links: Stadtplaner Egon Hartmann (links) und seine Mitarbeiter beim Stadtplanungsamt 1958 über einem Plan der Mainzer Altstadt. Foto: Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung, Erkner. Rechts: Arbeitsplatz einer Stadtgestalterin in New York City, USA. Foto: Martin Schinagl | Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung 2019.

Die Refiguration von Räumen durch smarte Apartmentkomplexe Über Praktiken der Verräumlichung der südkoreanischen Mittelschicht

Dominik Bartmanski, Seonju Kim, Martina Löw, Timothy Pape, Jörg Stollmann

Einleitung

Zu Beginn des neuen Jahrtausends wurde das südkoreanische Songdo als Modellstadt für zukünftige Smart Cities weltweit vorgestellt. Was einst vielen international als beispielloses Vorzeigeprojekt des digitalen Zeitalters erschien,¹ kann heute kaum mehr als Vorläufer einer besser optimierten Lebenswelt bezeichnet werden (Mullins 2017). Songdo ist heute, 15 Jahre nach Baubeginn, in vielerlei Hinsicht einfach eine Satellitenstadt unter vielen im Großraum Seoul. Zwar birgt die Stadt einige Besonderheiten: Songdo erzielt(e) eine hohe internationale Aufmerksamkeit in der Fachliteratur. Architektonisch weist Songdo eine auch bis heute in Seoul bemerkenswerte Konzentration von westlichen Architekturen und an westlichen Stadtplanungen inspirierten Erscheinungsbilder und Organisation auf: den Central Park, das International Plaza oder ein urbanes Raster nach dem Vorbild von Manhattan, ein integriertes Kanalsystem nach dem Ideal von Venedig, ein Convention Center, das an die Sydney Opera Hall erinnert etc. Songdo ist

¹ Vgl. als ein Beispiel unter vielen das Faktenblatt (180/2008) der Zeitschrift *Bauwelt*: »Songdo, auch das ist neu, wird eine U-City sein (von ubiquitous = allgegenwärtig), denn hier werden alle nur möglichen Informationssysteme (private, medizinische, geschäftliche und mehr) miteinander vernetzt, es wird kein Privathaus, kein Büro, kein Geschäft und keine Straße ohne Netzanschlüsse geben. Weil die Stadt Songdo vollkommen neu entsteht, ist Raum für alle möglichen technologischen Visionen. Hier gibt es keine Rücksicht auf Bestehendes, und Maßnahmen zur Nachrüstung sind nicht erforderlich.« (Bauwelt 2008: 48)

ferner mit einem internationalen Flughafen und einem internationalen Seehafen ein strategischer Ort für Zirkulationen. Aber Songdo wollte (auch und vor allem) als globale, optimal digitalisierte und grüne Stadt reüssieren. Faktisch hat die Stadt jedoch die ihr zugewiesene Rolle als global ausstrahlende Smart City (wie sie in der Fachliteratur und Presse immer genannt wird) nie erfüllt. »Selbst wenn es möglich gewesen wäre, eine moderne Utopie über Nacht entstehen zu lassen, blieben Zweifel, ob die Lebensqualität ausreichend beschaffen war, um Menschen dazu zu bewegen, alternative Standorte wie Shanghai, Hongkong, Tokio oder Seoul zu verlassen, um sich dort anzusiedeln«, schreibt Arthur Segel (2006: 1) zu Recht.

In Songdo implementierte man mit Sensoren zur Verkehrsmessung oder Bildschirmen zur häuslichen Kommunikation Technologien, die rasch im ganzen Land Verbreitung fanden.² Zügig wurde offensichtlich, dass Technologien schneller veralten als Wohngebiete geplant werden. Da mit der Smart City-Entwicklung in Songdo zunächst insbesondere internationale Investoren adressiert wurden, erzielte Songdo mit seinen digitalen Experimenten zwar die große internationale Aufmerksamkeit und wurde als (durchaus umstrittener) Ausdruck technologischen Fortschreitens kritisch diskutiert, den SüdkoreanerInnen selbst erschien es jedoch relativ selbstverständlich, in hochpreisigen Apartmentblocks auch die neuesten Technologien zu verbauen. »Smart« wird vielerorts als eine selbstverständliche Begleiterscheinung des Lebens in der Stadt angesehen.

Auffällig ist in Songdo eine Treue zu modernistischen Strukturen in der Städteplanung (und damit einhergehenden Lebensformen) bei gleichzeitiger technologischer Innovationsoffenheit. Ein mächtiger Staat, noch mächtigere koreanische Jaebeols (konzernartige Familienunternehmen) und amerikanische Investoren prägen die Stadtentwicklungsentscheidungen in Songdo. Der von Adam Greenfield (2017) als »durch Elektronik geformt« beschriebene Lebensalltag wird in Songdo nicht, wie es zunächst den Anschein hatte, nur von technischen Innovationen multinationaler Konzerne von außen, sondern entscheidend auch von bereits geltenden lokalen Regeln der urbanen Entwicklung im Innern beeinflusst. Nicht der

2 Bereits 1992 wurde die Videoüberwachung bei Apartmentkomplexen mit mehr als 30 Stellflächen in der Tiefgarage oder auf dem Parkplatz gesetzlich verfügt. Im Jahr 2011 wurde die CCTV-Verordnung auf sämtliche gemeinschaftlich genutzten Bereiche in jedem Neubaukomplex ausgedehnt (주택건설기준 등에 관한 규칙 2011).

Bau einer Smart City refiguriert die Räume, wie wir im Folgenden argumentieren werden, sondern die Smart City ist ein Element in einer umfassenden Refiguration der Räume in Südkorea seit den späten 1960er-Jahren. Mit anderen Worten: Obwohl die neuen technischen Formen der Kommunikation, insbesondere die Digitalisierung, zu den treibenden Kräften des sozialen Wandels gehören, ist die Digitalisierung des städtischen Lebens doch nur ein Aspekt in einer andauernden Refiguration. Songdos Raumentwicklung weist Alleinstellungsmerkmale auf, aber sie stellt im Kontext der koreanischen Entwicklungen keinen radikalen Umbruch dar.³ Vielmehr fügt sich die Digitalisierung des Alltagslebens und der Alltagsräume bruchlos in die Logik der Refiguration ein. Unter dem Begriff der Refiguration verstehen wir die durch Spannungen bewirkten Umbauten gesellschaftlicher Ordnung und damit auch der Ordnungsprinzipien im Medium des Raums (Knoblauch/Löw 2020). Wir rücken den Qualitätswechsel des Sozialen als ungleichzeitigen, in ungleichen Machtbalancen relational angelegten Prozess in den Blick. Schon jetzt gibt es ausreichend empirische Befunde (zusammenfassend Knoblauch/Löw 2017), die belegen, dass sich in den letzten Jahrzehnten grundlegende gesellschaftliche Strukturen, Imaginationen und alltägliches Handeln deutlich verändern. Im Nebeneinander verschiedener Raumfiguren und dichotomer Konstruktion von lokal-international, digital-analog oder normal-außergewöhnlich artikulieren sich Spannungen, deren Wirkungen sich sowohl subjektiv als auch institutionell zeigen.

Songdo findet international als Smart City mit utopischem Potenzial Beachtung. Wir wechseln im Folgenden die Perspektive und beschreiben Songdo mitsamt aller Digitalisierungsstrategien aus der Perspektive einer weitreichenden Refiguration der Räume. Wir analysieren, wie sich Räume in Südkorea verändern, indem wir auf der einen Seite die Stadtentwicklung Songdos als konsequente Weiterentwicklung der Restrukturierung Südkoreas von einer agrarischen zu einer spätmodernen Gesellschaft beschreiben. Wir demonstrieren am Apartmentbau wie die Refiguration der Gesellschaft über Raumentwicklung verläuft. Wir zeigen an dem Beispiel auch auf, dass Refiguration kein punktueller epochaler Umbruch ist, sondern einen in sich heterogenen, spannungsreichen Verlauf darstellt, der in eine Polykontextualisierung des Handelns mündet. Auf der anderen Seite bietet uns aber

3 Solch eine Vorstellung vom radikalen Bruch durch Smartifizierung von Städten wird von Richard Sennett auch als »tech-nightmare« beschrieben (2018: 159).

Songdo auch die Möglichkeit, in einzelne Apartmententwicklungen hinein-zuzoomen und Refiguration von Räumen in einer Mikroperspektive zu betrachten. Wir sehen an dem Fall, dass Songdo kein direkter Ausdruck von Globalisierung ist, sondern Räume aktiv vor Ort und doch in translokalen Beziehungen refiguriert werden. Wir sehen am Beispiel von Songdo auch, dass das Projekt der Refiguration von urbanen Räumen in Südkorea ganz wesentlich ein Projekt der Etablierung und Verräumlichung von Mittelschichten ist (vgl. hierzu auch Korte/Weidenhaus in diesem Band).

Die Frage, die in diesem Beitrag im Wechselspiel sowohl zwischen Mikro- und Makroperspektive als auch zwischen morphologischer und sozialer Analyse entwickelt wird, lautet: Wie refigurieren sich Räume in Südkorea seit der Zeit des rapiden Wirtschaftsaufschwungs ab 1962 am Beispiel des Apartmentbaus? Empirische Datenbasis sind 42 narrative Interviews mit ExpertInnen sowie mit BewohnerInnen, ethnografische Beobachtungen und Visualisierungen (Fotografien), morphologische Analysen und Mappings der EthnografInnen wie auch der BewohnerInnen selbst. Die Daten wurden vorwiegend in den zentral gelegenen Wohngebieten und dem International Business District (im Weiteren IBD) gewonnen. Wir werden nun zunächst Refiguration über den Apartmentbau in Südkorea erläutern, dann am Beispiel von Songdo die feinen Neujustierungen räumlicher Arrangements aufzeigen, um schließlich mit dem Konzept der Polykontextualisierung eine zusammenfassende Interpretation vorzuschlagen.

Apatu Tanji: Die räumliche Grundeinheit

In Südkorea wurden inselartig angelegte Wohnsiedlungen erstmalig Mitte der 1960er-Jahre konzipiert (Abb. 1). Damit entwickelte sich der heute weitverbreitete Bautyp des *apatu tanji* (deutsch: Apartmentkomplex), weswegen zuweilen in Bezug auf Südkorea auch von einer Republik der Apartments (Gelézeau 2007) die Rede ist. *Apatu*s werden mit dem Wunsch nach komfortablen, in sich abgeschlossenen Wohneinheiten im metropolitanen Raum in Zusammenhang gebracht und wurden millionenfach nach stets demselben Modell gebaut. Sie stehen für »modernes Wohnen« in einem Maß, dass »modernes apatu« in der koreanischen Sprache fast zum Pleonasmus wird (Gelézeau 2007: 177). Diese Apartmentkomplexe sollen möglichst viel Komfort bzw. »Annehmlichkeiten« bieten (편하다 *pyonhada* = annehmlich, dienlich,

leicht, einfach).⁴ Der scheinbar einfache Begriff *pyonhada* ruft im Koreanischen ein dichtes semantisches Feld auf, wird aber am häufigsten in Verbindung mit einfacher, unkomplizierter, bequemer, komfortabler Nutzung gebraucht. Annehmlichkeit bietet das Massenwohnformat *apatu tanji* vor allem, weil das Management der Komplexe vollständig dem projektentwickelnden Unternehmen obliegt (Park/Park 2011). Per Definitionem schließt dieser Bautyp alles aus, was fremdartig anmutet oder vom Gewohnten abweicht. Das *apatu tanji* changiert zwischen dem Sinnbild eines Fortschritts und der Normalisierung des Wohnens im Hochhaus.



Abb. 1: Mapo *apatu tanji* (1965). Foto: Republik Südkorea | Staatliches Informationsbüro Südkorea 2002.

4 Wie der Oscar-gekrönte Film »Parasite« anschaulich ins Bild setzt, werden sie insbesondere als Fortschritt gegenüber den Halbkeller-Unterkünften betrachtet, die immer noch das Stadtbild zum Beispiel von Seoul mitprägen.

Komfort und Annehmlichkeit bieten Wohngebiete dann, wenn sie gut gesichert sind, neu (im Sinne von modern, das heißt auch mit der Konnotation von fortschrittlich), sauber, gepflegt wirken und regelmäßig professionell gereinigt werden (um stets den Eindruck eines Neubaus zu erhalten). Die eindeutige Ausrichtung am Apartmentbau führte in Südkorea zu einem tiefgreifenden Wandel der Gesellschaft, nicht nur auf materieller Ebene durch die typische Form der städtischen Erweiterungen seit den 1970er-Jahren, sondern auch gesellschaftlich, weil sie Verhalten und Werte der urbanen Mittelschicht prägten (Gelézeau 2008: 296ff.).

Staatlich gelenkter Städtebau in Südkorea zeigte sich früh technikaffin, auch weil sich durch den Einsatz neuester Technologien der Mehrwert von Wohnimmobilien erhöht und vor allem bei Großprojekten die Gewinnspanne durch die Installation von technischen Infrastrukturen maximieren lässt. Die schematische Chronologie (Abb. 2) zeigt den Verlauf anhand der wichtigsten Entwicklungen, etwa der Einführung der sogenannten cyber apatus im Jahr 1999. Gut zu erkennen ist, dass der Fokus auf apatu als Form der Stadtentwicklung über Jahrzehnte hinweg konstant blieb, nur ausgeweitet und technisch verfeinert wurde. Valérie Gelézeau (2008) spricht von einer bis heute gültigen Leitmetapher bei der Produktion von Wohnraum in Südkorea.

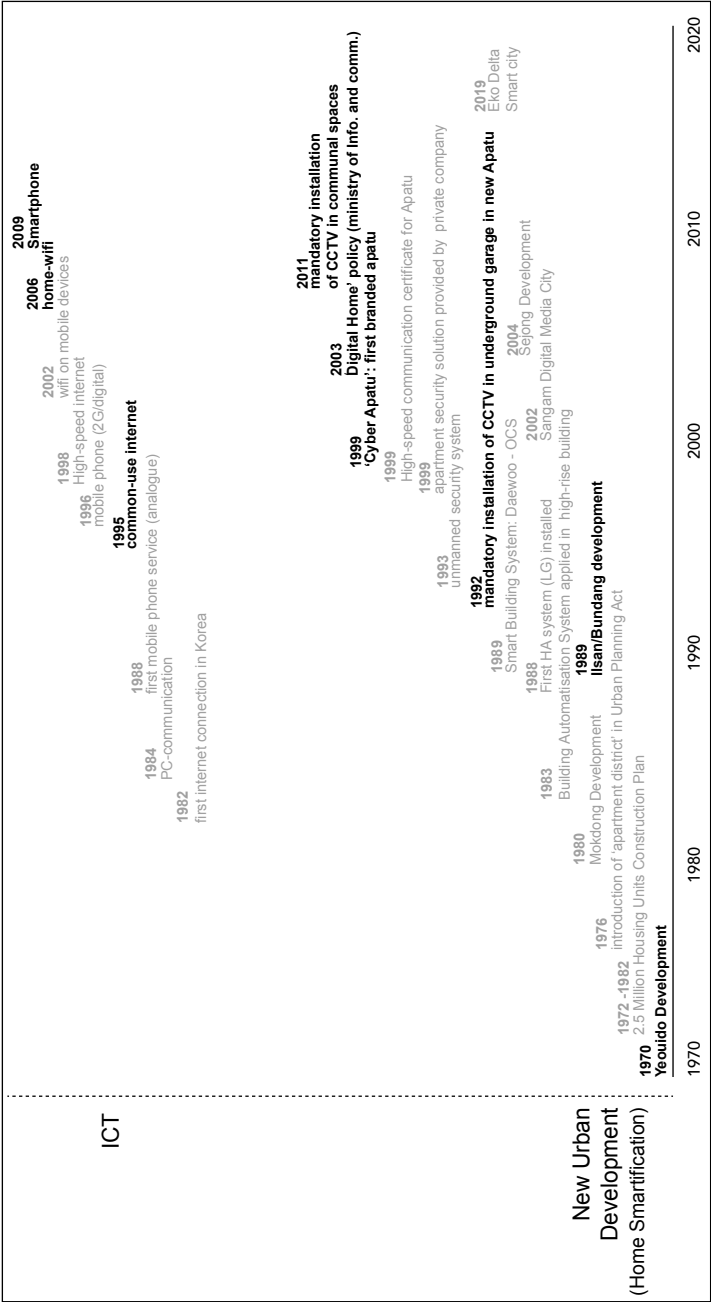


Abb. 2: Entwicklung und Neuerungen in der Digitaltechnologie und im Wohnbau im Parallelverlauf. Visualisierung: Seonju Kim / Technische Universität Berlin.

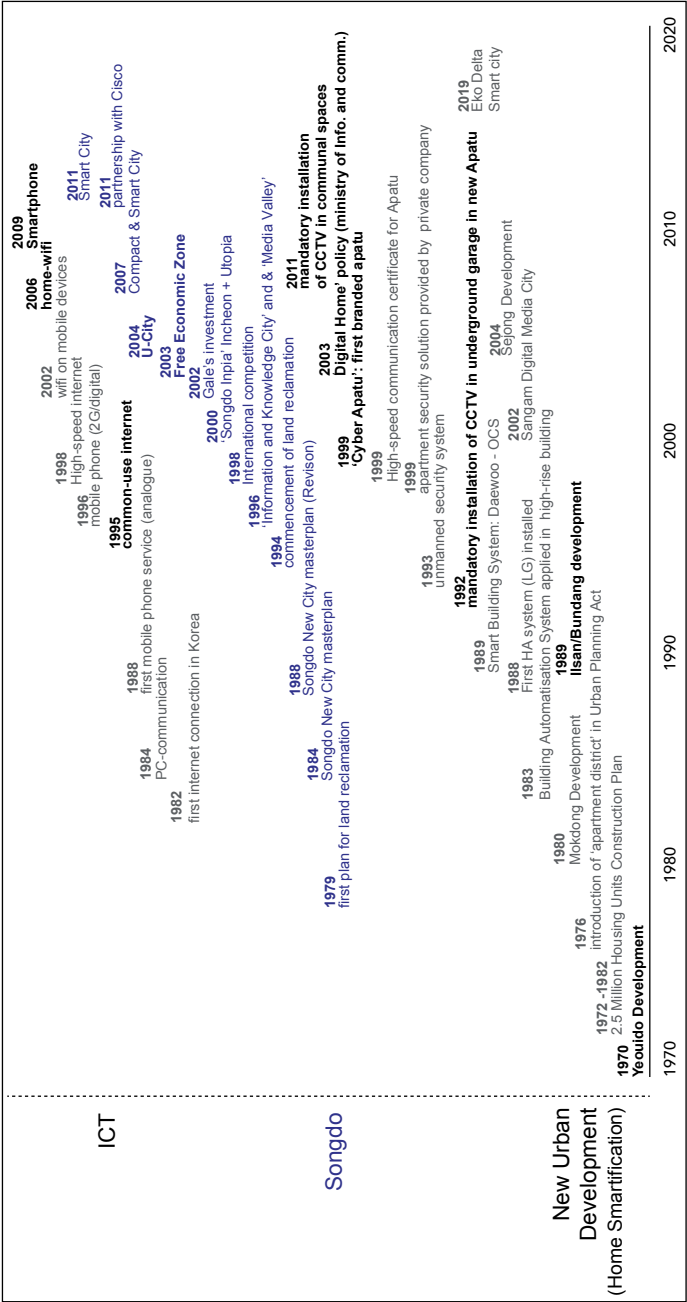


Abb. 3: Entstehungsphasen Songdos im Kontext urbaner und technologischer Entwicklungen. Visualisierung: Seonju Kim | Technische Universität Berlin.

Informations- und Kommunikationstechnik entwickelten sich parallel zum Städte- und Wohnungsbau in raschem Tempo. Abbildung 3 zeigt den diachronen Phasenverlauf und illustriert zugleich die Simultaneität der wichtigsten Entwicklungsprozesse. Angesichts des rasanten wirtschaftlichen Aufstiegs während Südkoreas »komprimierter Modernisierung« (Chang 1999), der durch Digitalisierung noch einmal enorm beschleunigt wurde, verläuft die Entwicklungslinie kontinuierlich Richtung Smartifizierung der Städte. High-Tech wurde nie allein aus pragmatischen Gründen eingebaut, sondern auch weil sie im Städtebau zum symbolischen Ausdruck von gesellschaftlichem Fortschritt und sozialem Aufstieg geworden ist. Sowohl der Skyscraper als auch Verdichtung als städtebauliches Prinzip werden als Formen des Fortschritts gelesen, welche durch neue digitale Infrastrukturen einen als »fortschrittlich« identifizierten Inhalt transportieren. Die digitalisierten Wohntürme fungieren als Symbole für Transformation. Diese Transformation, die als Fortschritt gefasst wird, schafft über Raumkonstitution aber auch soziale Grenzen. Wie und wo man wohnt, ist in Korea ein überdeutliches Zeichen der sozialen Position, wie zum Beispiel die Ausgestaltung von Immobilienwerbung belegt (Seo/Oh 2009). Insofern sind die Wohntürme in ihrer Verdichtung auch Symbole sozialer Distinktion (wir kommen darauf zurück). Gleichzeitig veränderten sich mit den digitalen Technologien die räumlichen Arrangements (etwa als Pförtnerhäuschen vor den Wohngebäuden durch Monitore ersetzt wurden, um mit wenig Personal von einem »Kontrollzentrum« aus das Gelände zu überwachen). Dies wiederum führte zu einer Neuausrichtung symbolischer und materieller Grenzen (siehe unten).

Die Smart City wie Songdo wurde noch vor dem globalen Siegeszug des Smartphones als Smart City modelliert und projiziert. Aus diesem Grund ist manche technische Einrichtung inzwischen obsolet oder überflüssig geworden, andere erhielten neue Funktionen. Überhaupt hat sich während der kurzen Entstehungszeit von Songdo die praktische Bedeutung von Digitalität radikal verändert. Während in den 1990er-Jahren noch allein die Implementierung digitaler Features in den Wohnungsbau als extravagantes Surplus galt, wandelte sich Digitaltechnik zu einem normalen Bestandteil des sozialen Lebens und es bedarf immer neuer Funktionen, um Abgrenzung im Sinne des größeren Fortschritts und der größeren Annehmlichkeit zu erzeugen. Dass zahlreiche Prozesse und Funktionen in einem handlichen Gerät bündelbar sind, hat bei Baubeginn in Songdo niemand geahnt.

Einige der in Abbildung 3 aufgeführten Entwicklungen und Planungen wurden von Regierungsseite angestoßen, andere Maßnahmen und Projekte durch die Privatwirtschaft initiiert. Während der Staat als gesetzgebende, steuernde Kraft auftritt, sichern sich Südkoreas Firmenkonzerne ihre Position als ausführende Erneuerer, nicht nur im Hinblick auf die Implementierung neuer Technologien, sondern auch hinsichtlich ihrer räumlichen Vorstellungen. Was sich hier zeigt, das ist die über lange Zeit hinweg beständige Orientierung an einem Bautyp mit hoher Innovationsbereitschaft in digitalen Technologien.

Songdo als koreanischer Traum

In einem relativ kleinen und geteilten Land, das geopolitisch wie geografisch eine (Halb)Insel darstellt, erhalten räumliche und territoriale Fragen großen Symbolwert. Neubau erfolgt oft auf einem künstlich erzeugten Stück Land, das dem Meer oder dem Fluss abgetrotzt wird. Seit den 1960er-Jahren wurden im Großraum Seoul durch neue Stadtentwicklungsprojekte wie dem Stadtbezirk Gangnam Wohngebiete für die Mittelschicht geschaffen. Auch Songdo entstand als Neugründung auf Polderland, was die umfängliche Digitalisierung erleichterte.

Songdo realisierte den Wohnbau, wie in Korea üblich, in Apartmenthochhäusern, die sich zu Turmgemeinschaften bündeln – dicht gebaute, weit aufragende Wolkenkratzer, die räumlich von anderen funktionalen Bereichen der Stadt getrennt stehen. Mit ihrer strengen Uniformität und beeindruckenden Höhe sind sie das Inbild eines globalen Designs, das sich als »das generisch Erhabene« (Najle 2016) einen Namen machte. Das Oxymoron verweist auf ein zentrales Merkmal von Songdos Wohnbauten, die einerseits das Besondere pflegen und gleichzeitig völlig normiert sind: distinguiert und standardisiert, herausragend und doch ganz gewöhnlich. Greenfield verweist auf diesen gegensätzlichen Mix, wenn er von »Unterscheidung ohne Unterschied« spricht (2017: 286), den die smart designte Wohnweise erzeugt.

Insbesondere der Apartmentkomplex mit dem vielsagenden Namen »First World« spiegelt die Bandbreite sozio-kultureller Konnotationen von Fortschritt und Aufstieg wider, die wir zu heuristischen Zwecken als »koreanischen Traum« bezeichnen. Dieser Traum wird seit über 50 Jahren geträumt und weist Homologien zu seinem amerikanischen Pendant auf, be-

sitzt aber eine eigene Dynamik. Im Quartier »First World« bemühen sich die ProjektentwicklerInnen darum, die Anlage durch räumliche Strategien von einer standardisierten Planung abzusetzen und somit das Versprechen auf Erhöhung des Lebensstandards in den gebauten Raum einzuschreiben: Im Gegensatz zu anderen Apartmentquartieren in der Metropolregion Seoul bietet Songdo u.a. für »First World« den Vorteil, dass auf dem weitläufigen Gelände im Vergleich zu Seoul ein ungewöhnlich großer Grünraum um die Anlage angelegt werden kann. Räumliche Großzügigkeit kann sich im Zusammenspiel von Abständen zwischen Gebäuden, den Gebäudeformen, ihrer Höhe, Materialität, Fassadengestaltung etc. ausdrücken. Hierüber rückt »First World« in die Position eines Vorzeigewohnbauprojektes, was wiederum seinen symbolischen und materiellen Wert erhöht.

Insgesamt lässt sich an der vielgestaltigen Morphologie von *apatus* im IBD ablesen, wodurch sich die neue Stadt von allen anderen absetzen und als moderner Inbegriff des »koreanischen Traums« das kollektive Imaginäre ansprechen sollte: Die funkelnden Wolkenkratzer rund um Songdos Central Park schufen annähernd jene urbane Landschaft, die den KoreanerInnen als international konkurrenzfähiges, sicheres und technologisch fortschrittliches Setting versprochen wurde. Da die spezifische Umsetzung und Ausstattung der Apartmentkomplexe aber von privaten Projektentwicklern und Unternehmen bestimmt wird, spiegeln sich in der eleganten Parade von *apatus* nicht nur das Imaginäre eines »koreanischen Traums«, sondern auch eine an Wirtschaftlichkeit orientierte Umsetzungspraxis wider. Die Digitalisierung wie auch die Raumplanung führten zu graduellen Abweichungen im Vergleich zu früheren Produkten, aber nicht zu radikalen Umbrüchen. Vielmehr verweben sich, wie wir im Folgenden noch genauer ausführen werden, die unterschiedlichen Texturen eines gewohnten Baustils mit den (noch) nicht-alltäglichen computerbasierten Erweiterungen des urbanen Lebens sowie sich auch Reproduktion und Innovation bzw. soziale Distinktion und Fortschrittssymbolik verflechten. In drei Schritten sollen im Folgenden die das Soziale verändernden »Spacings« (Löw 2001: 158) im Stadtentwicklungsprozess von Songdo detailliert analysiert werden.

Spacing 1: Songdo als Insel, apatu als Archipel

Songdo stellt räumlich eine Art Enklave dar, da es mit dem Festland nur durch Brücken, unter anderem direkt zum Seoul International Airport, verbunden ist. Songdos Eigenlogik ist räumlich und sozial durch sein Inseldasein geprägt und spiegelt so die Grundsituation des gesamten Landes. Songdos Geografie lässt sich gut als Archipel aus Apartmentkomplexen beschreiben, als verzweigtes System von Ansammlungen großangelegter (Straßen)Blöcke aus Hochhausbauten, die das Stadtbild beherrschen. Die Archipelmetapher illustriert, dass sich die *apatu*-Blocks nach außen von den anderen als getrennte Inselgruppe abheben und nach innen auf je eigene Weise gestaltet und organisiert sind. Songdo wird oft als das »Gangnam von Incheon« oder »Zweites Gangnam« bezeichnet und verweist so auf den Stadtteil von Seoul, der das Muster für den modernen, von *apatu tanji* geprägten Städtebau vorgab. An Gangnam ließ sich erstmalig verfolgen, wie Bauvorhaben seit den 1970er-Jahren eine neue Mittelschicht prägten (Son 2003; Park 2013; Yang 2018). Die Anwohnerschaft in den Apartmentkomplexen Gangnams stammt vorwiegend aus einkommensstarken Bevölkerungsgruppen (Lee 2017: 58). Die spezifische Raumpolitik der Apartmentkomplexe in Gangnam erlaubte der südkoreanischen gehobenen Mittelschicht, sich nun deutlich von anderen Schichten abzugrenzen (Gelézeau 2008). Die Insellage Songdos (Abb. 4) kommt diesem Abgrenzungsbedürfnis stark entgegen.

Songdo schafft ein »ideales Experimentierfeld mit klar umrissenen Grenzen hinsichtlich Zielsetzung und Umfang« (Grydehøj/Kelman 2016), sowohl auf Planungsebene als auch beim Einsatz von smarter Technologie. Die ganze Stadt funktioniert im Grunde wie eine übergroße Gated Community, da bereits auf den Zufahrtsbrücken der eingehende Verkehr videoüberwacht wird, wie uns eine Mitarbeiterin der Verwaltung der Incheon Free Economic Zone⁵ (IFEZ) bei unserem Besuch im Kontrollzentrum erklärte. Dies wurde in den Interviews mit AnwohnerInnen bekräftigt, die angaben, sich gerade aufgrund dieser gut gelenkten, räumlichen und sozialen Filterung in Songdo besonders sicher zu fühlen. Eine Befragte meinte: »Wenn wir draußen sind, begegnen wir kaum Leuten, die einen irgendwie einen ... seltsamen

5 Seit 2003 hat die Staatsverwaltung Südkoreas drei freie Handelszonen (FEZ) eingerichtet, darunter auch die Incheon Free Economic Zone (IFEZ), in der das IBD-Projekt Songdo ein integraler Bestandteil ist (Shin et al. 2015).

Eindruck machen ... Viele schicke Leute sind unterwegs und bei denen ist es doch eher unwahrscheinlich, dass etwas Schlimmes passiert« (Interview 22-a, 2.11.2018, Seoul). Im insgesamt homogenen Stadtbild der Inselstadt zeigen sich Differenzierungen vor allem in der konkreten Ausgestaltung der Apartmentkomplexe. Wir können die Gliederung in der Stadt als Gated Community ohne Mauern und Zäune beschreiben. Die Form der baulichen Gestaltung ist nicht neu, aber die Art und Weise, wie ohne Einzäunung Grenzen angezeigt werden, führt zu subtilen Formen der Raumkonstitution. Der Begriff Archipel impliziert ein offenes Ensemble, das trotzdem von anderen Orten getrennt und isoliert bleibt. Einige dieser Elemente sind der Central Park, »First World« oder auch das Wahrzeichen, der G-Tower.



Abb. 4: Satellitenbild von Songdo | Smart GIS Incheon 2018.

Songdo sollte von vornherein das Weltstadt-Flair New Yorks ikonisch replizieren. Eine wichtige Rolle spielt dabei Songdos Central Park nicht nur als Freizeitfläche, sondern auch als explizit ökologisch, umweltfreundlich und grün codiertes und vermarktetes Areal.

»Green Growth« lautet ein Slogan, mit dem die Regierung in Südkorea zwar ein globales Entwicklungskonzept aufgreift, dieses gleichzeitig jedoch führend weiterentwickelt und vermarktet, um großmaßstäbliche Baupro-

jekte und erhöhtes Umweltbewusstsein engzuführen (Kim 2010; Shin 2017). Mittlerweile gehören Nachhaltigkeit und »grünes Denken« wohl nicht nur in Südkorea zum Bedeutungskern des Begriffs »smart«. Um aus Grünflächen soziale Distinktionsmarker zu machen (Mullins 2017), brauchte es den räumlichen Vorteil, den nur suburbane Regionen aufweisen, da sonst nirgends weitflächige Parks angelegt werden konnten. Innerstädtische *apatus* in Seoul besitzen diesen Vorteil nicht, wie ein Bewohner im Interview bemerkt: »Komplexe wie *apatu* ›First World‹ wären außerhalb Songdos nicht realisierbar. Es ist schlicht kein Platz dafür vorhanden.« (Interview E10, 29.10.2018, Songdo) Die großzügige Planung erlaubte nicht nur weitläufige Grünflächen innerhalb des Stadtgebiets, sondern auch eine geringere bauliche Dichte innerhalb der *apatu tanji*. Und doch sind es gerade die ökologischen, grünen Aspekte des Stadtlebens, die die positive Bedeutung von smart im südkoreanischen Wohnungsbau gegenwärtig prägen (z.B. auch im Sinne der Energieeffizienz). Außergewöhnlich wie der Ort sollte auch sein Wahrzeichen werden: der G-Tower, der die drei Leitkonzepte der Smart City Songdo bereits im »G« andeutet: *green, growth, global* (Abb. 5).



Abb. 5: Blick über Central Park mit dem G-Tower in der Mitte. Foto: Seonju Kim | Technische Universität Berlin.

Ebenfalls ein Schlüsselement in dieser neuen urbanen Ordnung ist der bereits erwähnte International Business District (IBD), in dem die Vorzeige-Apartmentkomplexe vorwiegend angesiedelt sind. »First World« befindet sich am östlichen Rand des Parks zwischen dem Areal mit Firmen- und öffentlichen Gebäuden (von dem aus Abb. 5 aufgenommen wurde) und einer anderen Wohnturmgemeinschaft, deren vordere Front am nördlichen Rand des Parks (auf dem Foto rechts) zu sehen ist.

Spacing 2: Poröse Gated Community

Da es in den meisten *apatu tanji* in Songdo weder Zäune noch Mauern gibt, erscheinen die Apartmentkomplexe als poröse oder durchlässige Blöcke (Abb. 6). Obwohl die *apatu tanji*-Typologie von Anfang an keine strenge Zugangskontrolle hatte, zeigen die *apatu tanji* in Songdo im Gegensatz zur konventionellen Gated Community eine subtilere Abgrenzung: Der Block öffnet sich zur öffentlichen Straße hin durch eine Reihe von Wegen, frei passierbaren Toren und detailliert gestalteten landschaftsbaulichen Elementen, ohne eindeutige Grenze, höchstens wahrnehmbar als eine Art »grüne Schwelle«. Landschaftsgestaltung fungiert hier als unauffälliges Mittel der Abgrenzung und fast alle *apatus* im IBD sind von einer solchen Schwelle umgeben. So wird nach innen verhindert, dass sich BewohnerInnen in ihrem eigenen Terrain eingeschlossen fühlen, zugleich signalisiert die Schwelle nach außen, dass der Bereich Teil einer anderen Gemeinschaft ist, wie Ines Schaber und Jörg Stollmann bereits in ihrer Untersuchung einer Gated Community in der Wüste Arizonas darlegen (2001). Dieses Gestaltungsmodell wurde in Seouls Bezirk Gangnam bei dem *apatu* »Tower Palace« angewendet und später auf Songdos »First World« übertragen. »Tower Palace« ist ein Apartmentkomplex der Luxusklasse. Entworfen im Jahr 1998, erfolgte bereits ein Jahr darauf der erste Spatenstich, 2002 zogen die ersten BewohnerInnen ein, die Fertigstellung erfolgte im Jahr 2004. »Tower Palace« war einer der ersten Luxuskomplexe mit Mischnutzung, gesäumt von teuren Boutiquen, Cafés, edlen Restaurants und exquisiten Läden auf Straßenebene (Lee 2017: 62). Nicht zuletzt erleichterte ein sehr gepflegter öffentlicher Park direkt neben »Tower Palace« (zeitgleich geplant und angelegt) die optische, räumliche und symbolische Aneignung des öffentlichen Raums außerhalb des Komplexes. Angelehnt an Projekte wie »Tower Palace« im Luxussegment prägen »hochwer-

tige *apatus*« für die aufstrebende, gehobene Mittelklasse wie »First World« den öffentlichen Raum von Songdo (Jung 2017; Lee/Jeong 2014).

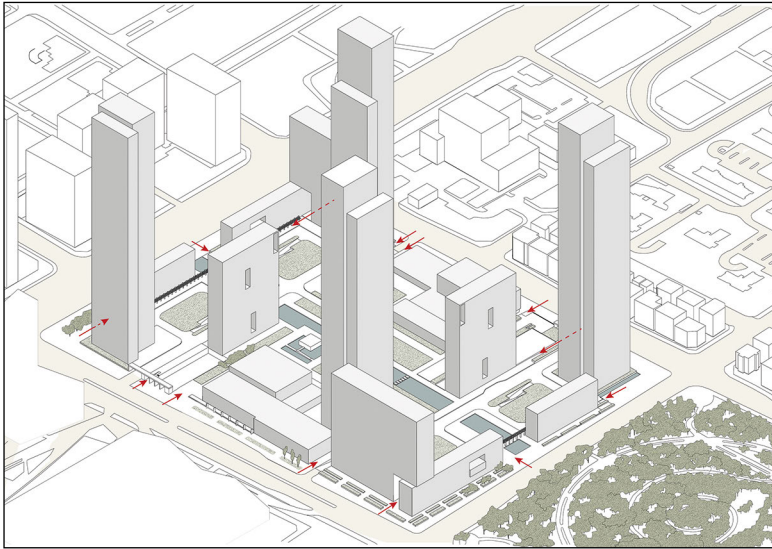


Abb. 6: Poröse Grenzen von »First World« – rote Pfeile zeigen Zugänge an.
Visualisierung: Seonju Kim | Technische Universität Berlin.

Der »First World«-Komplex übernimmt viele Merkmale seines Vorgängers und bietet sogar direkten Zugang zu zwei öffentlichen Parks. Er besitzt zwar nicht die Opulenz von »Tower Palace«, materialisiert aber eine Doppelstrategie von subtiler Durchlässigkeit bei gleichzeitiger Abgrenzung. Neben den zu Fuß jederzeit passierbaren Toren gibt es in »First World« etliche weitere Zugangsmöglichkeiten. Die Gesamtfläche des Komplexes ist deutlich weitläufiger und die Wohntürme stehen weniger dicht beieinander. Insgesamt ist »First World«, auch im Gegensatz zu vielen hiernach entwickelten *aputu tanji* in Songdo, morphologisch weniger abgeschlossen und introvertiert gestaltet. Die Gebäudeformen und ihre Anordnung definieren nicht nur die Freiflächen innerhalb des Apartmentkomplexes, sondern beziehen sich auch direkt auf ihre Umgebung. Besonders deutlich wird dies durch öffnende Sichtachsen und eine gerichtete Wegführung, die den Apartmentkomplex mit den zwei angrenzenden Parks verbindet. So konnten wir beobachten, dass regelmäßig Jogger oder Spaziergänger die Freiräume von »First World« auf ihrem Weg durch die Parks Songdos passieren.

Wie stellt sich bei einer derart (semi-)offenen Bauweise nun das Gefühl von Sicherheit ein, auf das die Klientel der gehobenen Mittelschicht enormen Wert legt? Das Zitat einer »First World«-Bewohnerin deutet es an: »Tatsächlich ist es ein riesiger Block, zu dem im Grunde jeder Zugang hat, wir können gar nicht wissen, was hier alles vor sich geht. Aber wir sagen uns einfach ›Dafür gibt es ja Videoüberwachung!‹ Und das stimmt auch – es gibt 400 Überwachungskameras allein in unserem Block ...« (Interview E10, 29.10.2018, Songdo). Die digitale Überwachung funktioniert latent. Sie ist so selbstverständlich integriert, dass sie kaum wahrgenommen wird. Tatsächlich wissen, was im Innenbereich des *apatus* vorgeht, können die BewohnerInnen nicht, denn der Komplex ist praktisch nach allen Seiten offen.

Dennoch geben sie in Interviews durchweg an, dass sie sich durch die permanente, systematische Überwachung des Areals durch die vielen Kameras, die zentral durch das Objektmanagement in der Serviceeinrichtung ihres jeweiligen Blocks gesteuert und kontrolliert werden, geschützt und sicher fühlen. Wachsamkeit und Vorsicht werden vollständig an die Kontrollzentren und Concierge-Dienstleister, die im Hauptfoyer der Wohngebäude sitzen, delegiert. Die »Annehmlichkeit« besteht für die BewohnerInnen darin, sich nicht wie in einer Festung abgeschottet und trotzdem keinen Gefahren ausgesetzt zu fühlen. Die Porosität der Gated Community ermöglicht die gewünschte Kombination von Freizügigkeit und Abkapselung. Allerdings erfordert die Teiloffenheit des Raums ununterbrochene Kontrolle und Überwachung, die jedoch von der Bewohnerschaft gern hingenommen wird, weil dies als essenzieller Bestandteil eines gut konzipierten *apatu* gilt. Generell stoßen umfassende Sicherheitsmaßnahmen nicht nur bei der »First World«-Bewohnerschaft, sondern überall in Südkorea auf große Akzeptanz. Das digitale Substrat macht den Erfolg des urbanen Produkts Smart City aus. Weil dieses Baudesign jedoch immer häufiger von anderen *apatus* repliziert wird, gerät es schließlich zur Gewohnheit und schafft ganz normale, gut gesicherte städtische Wohnräume, die gerade das Maß an Distinktion aufweisen, um für die aufstrebende, gehobene Mittelschicht attraktiv zu sein.

Videoüberwachung und Sicherheitsgefühle sind in Songdo ohne ein koordinierendes Kontrollzentrum nicht zu haben (vgl. auch Knoblauch/Janz/Schröder in diesem Band). Dies gilt insbesondere für groß dimensionierte Apartmentkomplexe wie »First World«. Nur die direkte räumliche Nähe von dessen eigenem Kontrollzentrum und den Kameras scheinen den Verzicht auf feste Begrenzungen und Zäune zuzulassen – und eröffnen nebenher

neue Möglichkeiten symbolischer Grenzziehung. Dieser Vorgang funktioniert in einem Inselkontext wie Songdo umso besser als der Zugang bereits auf den Zufahrtsbrücken kontrolliert und gefiltert wird.

Digitale Überwachung und die eigene Logik des Signalisierens von sozialem Status ermöglichen es, in Wohngebieten wie »First World« konkrete Grenzmarkierungen durch zeichenhaft vermittelte Ein- und Ausschlusshinweise zu ersetzen, und so den Wandel zur »zaunfreien Gemeinschaft« zu vollziehen. Die symbolischen Grenzen erfüllen ihre Funktion innerhalb einer urbanen Kontextur, in der sich die Latenz der Kontrolltätigkeit und die Präsenz von wahrnehmbaren Elementen verweben: Von den sichtbaren, aber porösen Zugängen über den Eigennamen der Komplexe inklusive Logo bis hin zu baulichen Merkmalen des Besonderen vermittelt jeder *apatu*-Block seine Abgeschlossenheit und Getrenntheit von anderen Blöcken. So ungehindert der Eintritt von außen möglich ist, so schnell werden im Innenbereich durch Chipkarten, Sensoren, Kameras, Trennwände, Aufzüge etc. schwer überwindbare Grenzen etabliert (vgl. dazu neue territoriale Grenzregime Mau/Gülzau/Korte in diesem Band).



Abb. 7: Teehaus im *apatu* »First World«. Foto: Dominik Bartmanski | Technische Universität Berlin.

Feststellen lässt sich eine Verfügung verschiedener Arten von Sichtbarkeit: In gehobenen Wohngebieten wie »First World« werden zwei Arten des Sehens auf polykontexturale Weise verkoppelt:

1. digital vermittelte, auf den Raum gerichtete kontrollierende Aufsicht;
2. die morphologisch und symbolisch gestaltete und ausgestaltete Sichtbarkeit von Raum.

Der kontrollierende Blick über den Raum vermittelt Sicherheitsgefühl, die Sichtbarkeit des Raums basiert auf symbolisch signalisierter Abgrenzung und ikonischen Markern von räumlicher Einheit. Ein solch ikonischer Marker ist beispielsweise das im Zentrum von »First World« liegende Teehaus (Abb. 7).

Spacing 3: Ikonische Marker

Architektur und Platzierung des Teehauses inmitten einer Wasserfläche machen es zum Kernstück einer Raumkonstruktion, die dieses *apatu* von allen anderen unterscheiden soll.

Die hier wirksamen symbolischen Hinweise sind sowohl im architektonischen Design als auch in den räumlichen Relationen und in der Funktion des Teehauses hinterlegt. Im Unterschied zum Café ist ein Teehaus im kulturellen Kontext Südkoreas kein alltäglicher Ort, es konnotiert eher ritualisierte Formen der Freizeitgestaltung. Zugleich dient dieses Teehaus im *apatu* »First World« als eine Art Bibliothek oder Leseraum und funktioniert so gemeinschaftsstiftend in einem Umfeld, in dem immer auch Anonymität und Vereinzelung drohen. Ein Interviewpartner bemerkte dazu: »Hier lebt jeder für sich. Es gibt nicht viele Möglichkeiten, sich zu begegnen. Deshalb kam man hier auf die Idee mit dem Teehaus ... damit ein bisschen Gemeinschaft entstehen kann. Ein Ort, an den alle gern hingehen. Und der nur für uns ist. Wir bräuchten noch viel mehr solcher Orte, dann könnten wir den anderen immer sagen: ›Schaut, das habt ihr nicht, das gibt es nur bei uns!«« (Interview E10, 29.10.2018, Songdo). Die negativen Auswirkungen von Vereinzelung und die positive Seite von Gemeinschaft werden beschrieben, doch das Teehaus wird hauptsächlich als Distinktionsmarker hervorgehoben: »Das gibt es nur bei uns.«

Das Teehaus ist eine architektonische Intervention im Zentrum von »First World«. Auch wenn es gar nicht von zahlreichen Menschen frequentiert wird, bietet es doch die Chance als »analoges« Element in einer hoch digital mediatisierten Welt einen ikonischen Marker im Sinne eines Ortes der ritualisierten Muße und Auszeit vom Digitalen (Isozaki/Asada 2010) zu setzen. Im Unterschied zu alltäglichen Cafés außerhalb der Gated Community steht das Teehaus für einen nicht-alltäglichen, ungewöhnlichen Mehrwert. Es stellt einen Überschuss dar, der sich nicht unmittelbar rechnen muss.

»Smart City« als polykontexturales Phänomen

Die komplexen Spannungen zwischen Urbanem und Digitalem, sozialem Leben und Technologie, innen und außen, lokal und global, staatlicher Planung und privatwirtschaftlicher Ausführung etc. im Kontext von Smart Cities sind Gegenstand vieler politischer und ökonomischer Analysen, die vor allem auf der Makroebene angesiedelt sind und quantitativ verfahren (Im 2018; Shin et al. 2015; Shin 2017; Sonn et al. 2017). Indem wir den Bau und die Entwicklung von Songdo als Refiguration erfassen, nehmen wir den Wandel in Südkorea als Resultat von Spannungen ernst, welche sich aus Raumverhältnissen ergeben. Da die Prozesse der Veränderungen (auch) lokal verankert sind, das heißt auch sich kontinuierlich aus dem Wandel von Südkorea seit den späten 1960er-Jahren ergeben und sich auf der Handlungsebene zeigen, haben wir es nicht einfach mit einem Fall von Globalisierung zu tun, welcher sich als radikaler Umbruch in Form einer Smart City-Entwicklung zeigt. Vielmehr sind wir in Songdo mit sich räumlich artikulierenden Wirkkräften konfrontiert, die sukzessive und auch widersprüchlich Form und Richtung des sozialen Wandels vorgeben. Songdo legt vielmehr nahe, Polykontexturalisierung als ein Merkmal der Refiguration zu denken. Da diese Wirkkräfte sich nicht auflösen und eine hybride Ausnahmestadt in der Verschmelzung digitaler und materieller Strukturen entstehen lassen, wollen wir die Dynamik der Überlappung (das Gewebe) sozialer Kontexte und Texturen (kurz: Kontexturen, vgl. dazu Knoblauch/Janzen/Schröder in diesem Band) als Polykontextur beschreiben. Der Begriff der Polykontextur bzw. genauer seine Prozesshaftigkeit, die Polykontexturalisierung, benennt die enge Verflechtung multipler Wissensregimes und räumlicher Figuren des Sozialen. Der Begriff der Polykontexturalisierung hat es uns ermöglicht, den Blick darauf

zu richten, dass – über Digitalisierung verstärkt – unterschiedliche Institutionen, damit einhergehende Wissensregime und verschiedene räumliche Ausprägungen gleichzeitig im Alltag wie in der Planung relevant gemacht werden. In Songdo werden allein durch die Überwachungssysteme Räume medial überlagert. Wir haben es mit neuen, gleichzeitigen räumlichen (An) Ordnungen mit eigenen Logiken zu tun, deren gleichzeitiges Wirken, ihre Ko-Präsenz, sowohl Spannungen als auch Synergien erzeugt.

Raumentwicklung in Songdo ist nicht einfach ein Ergebnis der Digitalisierung. Sie wird zwar durch immer neue Entwicklungen in der Informations- und Kommunikationstechnologie (jetzt auch durch Smartphone-Apps) beeinflusst, beschleunigt und intensiviert, sie erfolgt aber immer in Auseinandersetzungen mit kulturell verfestigten Raumlogiken und -figuren. Etablierte Raumanordnungen und ihre Logiken müssen koordiniert werden, neue Figurationen stehen in Konkurrenz mit ihnen oder übersetzen ihre eigene Raumlogik wie im Fall des Teehauses.

Polykontexturalisierung lässt uns nach dem stets simultanen Auftauchen vielfältiger Verflechtungen, Überlagerungen, Infiltrierungen und Imbrikationen von Räumen fragen. Dabei zeigt sich in Songdo, dass Kontexte und Texturen nicht einfach verschmelzen. Wir sehen Verflechtungen, Überlagerungen, Infiltrierungen und Imbrikationen, die strukturelle Eigenschaften der sich überlappenden Räume und der sich ergänzenden (zuweilen auch konfrontierenden) Wissensregime nicht auflösen. Vielmehr führt die räumliche Ko-Präsenz (z.B. eines ikonischen Teehauses und eines überwachenden Kontrollzentrums) zu Verschiebungen auf sozio-materieller Ebene, aus denen sich sowohl neue Wirksamkeiten als auch Spannungsverhältnisse ergeben. In Songdo beobachten wir vor allem eine Imbrikation im Sinne von Mustern der Durchwebung von Strukturen. Wir sehen keine gelungene Integration von homogenen Elementen (wie ein gut gedecktes Dach), sondern verschiedene Kontexturen, die mediatisierend zwischen Handlungen und Objektivationen wirken. Besonders deutlich wird die polykontexturale Konstitution von Räumen in Songdo in der fein abgestimmten Verkoppelung unterschiedlicher institutioneller Akteure. Songdo wird seit Anfang der 2000er-Jahre gebaut und die konkrete Ausführung der Planung lief stets im Rahmen einer staatlich gelenkten, für Korea typischen »Unternehmensurbanisierung« ab (Shin 2017). Das heißt, die Stadt ist ein erweitertes Modell der fortlaufenden und konzertierten Anstrengung von Staat und inländischem Großunternehmertum, über den Apartmentbau »eine urbane

Mittelschicht herzustellen« (Yang 2018). Eine fast harmonische Spannung entfaltet sich zwischen der Kommerzialisierung von Wohnraum und der Digitalisierung der Lebenswelten. Realisiert werden die meisten Immobilienprojekte in *public-private-partnerships*, die die koreanische Regierung sowohl mit multinationalen Playern als auch mit koreanischen Firmen eingeht. Der städtische Raum wird performativ in der Imbrikation von Staat und Wirtschaft (hier wiederum lokal und international, vertreten durch Gale International oder Cisco z.B.) hergestellt. Während staatliche Akteure eine gezielte Verräumlichung der Mittelschicht verfolgen, richtet sich die Aufmerksamkeit der Unternehmen auf die Verwertung der Immobilien. Beide Strategien überlappen und stützen sich gegenseitig, stehen aber gleichzeitig in einem Spannungsverhältnis. Ergebnis ist ein zunehmend komplexeres, translokales und transinstitutionelles räumliches Handeln und die damit einhergehenden räumlichen Verflechtungen.

Songdo selbst ist eine polykontexturale räumliche Einheit. Die Stadt entstand aus der planerischen Vision und dem verwirklichten Design an der Schnittstelle von staatlichem und privatwirtschaftlichem Handeln. Diese spezifische polykontexturale Konstellation schafft einerseits neue, digitale Formen von Räumen und Spannungen zwischen verschiedenen Raumfiguren (von Bahnenräumen für Müll bis hin zu Territorialräumen für Freizeit, Löw 2020). Andererseits steht Songdo in einer Traditionslinie, weil es gewohnte Bauformen nur ins neue Gewand des zunächst noch ungewöhnlichen Digitalen kleidet und einwebt. Der polykontexturale Charakter Songdos zeigt sich nicht zuletzt daran, dass die Aufwertung durch das Digitale der ganz alltäglichen, gewohnten sozio-symbolischen Distinktion dient, gleichzeitig die Normalisierung dieser Mutationen ins Digitale sich schnell nahtlos in die Textur des Alltags einwebt. Die Refiguration der Räume erfolgt in Südkorea seit den späten 1960er-Jahren zunächst als grundlegende Neuorientierung im Wohnungsbau. Songdo stellt in vielerlei Hinsicht nicht den Ausnahmefall dar, sondern ein sich kontinuierlich weiterentwickelndes Handeln unter Bedingungen von Refiguration. Sie mündet in und lebt von zahlreichen Spannungen. Eine Stadt wie Songdo zur Smart City zu erklären, führt den Weg dieser Neuorientierung weiter, erweitert ihn graduell, aber bricht nicht radikal mit der grundlegenden Orientierung der komprimierten Moderne Südkoreas. »This space is a nightmare for many urbanists and a fantasy for many computer corporations« zitiert Richard Sennett sein junges ForscherInnenteam in Songdo (Sennett 2018: 161). Für viele KoreanerInnen

ist Songdo ihr alltäglicher Umgebungsraum. Die Digitalisierung der Räume, zunächst freudig erwartet als Innovation, zugleich hoffnungsvoll als Investitionssteigerung beobachtet, wird schon nach kurzer Zeit zur selbstverständlichen Infrastruktur, die auch an vielen anderen städtischen Orten in Südkorea anzutreffen ist. Die Refiguration von Räumen durch smarte Apartmentkomplexe ist kein Traum für UrbanistInnen, aber sie ist auch kein revolutionärer Umbruch, sondern nur ein weiteres Beispiel für Raumentwicklung in der Spätmoderne.

Literatur

- Bauwelt 180/2008: Faktenblatt: Songdo Business District, Incheon. *Stadt Bauwelt Large Scale Urbanism*, Jg. 48, Nr. 8, S. 46-49.
- Chang, Kyung-Sup (1999): Compressed Modernity and its Discontents: South Korean Society in Transition. In: *Economy and Society*, Jg. 28, Nr. 1, S. 30-55.
- Gelézeau, Valérie (2007): *Ap'at'ü konghwaguk* [The Republic of Apartments]. Seoul: Humanitas.
- Gelézeau, Valérie (2008): Changing Socio-Economic Environments, Housing Culture and New Urban Segregation in Seoul. In: *European Journal of East Asian Studies*, Jg. 7, Nr. 2, S. 295-321.
- Greenfield, Adam (2017): *Radical Technologies. The Design of Everyday Life*. London: Verso.
- Grydehøj, Adam/Kelman, Ilan (2016): Island Smart Eco-Cities: Innovation, Secessionary Enclaves, and the Selling of Sustainability. In: *Urban Island Studies*, Jg. 2, S. 1-24.
- Im, Josoon (2018): *Inch'on'gyöngjeyayugu Station Kaebare Kwanhan Chöngch'igyöngjehakchök Koch'al* [A Critical Review on Incheon Free Economic Zone from the Political Economy]. Diss., Incheon National University.
- Isozaki, Arata/Asada, Akira (2010): *The End of Buildings: The Beginning of Architecture*. Tokyo: Kajima Institute Publishing.
- Jung, Heon-mok (2017): *Kach'iinnün Ap'at'ü Mandülgi* [Making Valuable Apartment]. Seoul: Banbi Publication.
- Kim, Chigon (2010): Place promotion and symbolic characterization of New Songdo City, South Korea. In: *Cities*, Jg. 27, Nr. 1, S. 13-19.

- Knoblauch, Hubert/Löw, Martina (2017): On the Spatial Re-Figuration of the Social World. In: *Sociologica*, Jg. 2, S. 1-27.
- Knoblauch, Hubert/Löw, Martina (2020): The Re-Figuration of Spaces and Refigured Modernity – Concept and Diagnosis. In: *Historical Social Research*, Jg. 45, Nr. 2, S. 263-292.
- Lee, Hee Chung (2017): *Seoul Old and New: Urban Landscape and Transformation*. Seoul: Ilchokak.
- Lee, Sang-Ho/Jeong, Hee-Woong (2014): *Ch'ogoch'ŭng Chusangbok'ap Kŏnch'ungmul Tanwisedae P'yŏngmyŏnŭi Pyŏnch'ŏn Yŏn-gu* [A Study on the Change of the Unit Floor Type at High-Rise Residential Buildings]. In: *Journal of the Regional Association of Architectural Institute of Korea*, Jg. 16, Nr. 3, S. 87-94.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Löw, Martina (2020): In welchen Räumen leben wir? Eine raumsoziologisch und kommunikativ konstruktivistische Bestimmung der Raumfiguren Territorialraum, Bahnenraum, Netzwerkraum und Ort. In: Reichertz, Jo (Hg.): *Grenzen der Kommunikation. Kommunikation an den Grenzen*. Weilerswist: Velbrück, S. 149-164.
- Mullins, Paul (2017): The Ubiquitous-Eco-City of Songdo: An Urban Systems Perspective on South Korea's Green City Approach. In: *Urban Planning*, Jg. 2, Nr. 2, S. 4-12.
- Najle, Ciro (2016): *The Generic Sublime. Organizational Models for Global Architecture*. Cambridge: Harvard Graduate School of Design.
- Park, Cheolsu/Park, Insuk (2011): *Ap'at'üwa Pakkun Chip* [The House That We Exchanged with an Apatu]. Paju: Dongnyok Publishers.
- Park. Haecheon (2013): *Ap'at'ü Keim* [Apartment Game]. Seoul: Humanist Books.
- Schaber, Ines/Stollmann, Jörg (2001): In der Wüste wohnen: Eine neue Generation von Gated Communities in Arizona. In: *Werk, Bauen + Wohnen*, Jg. 21, Nr. 12, S. 20-27.
- Segel, Arthur (2006): *New Songdo City*. Cambridge: Harvard Business School.
- Sennett, Richard (2018): *Building and Dwelling: Ethics for the City*. London: Allen Lane.
- Seo, Min-Kyung/Oh, Chang-Sup (2009). TVkwanggorül t'onghae pon han'guk ap'at'üü munhwajök üimi [Cultural Meanings of Korean Apartment through TV Advertisements -Raemian, Xi, Lottecastle Advertisements-]. *Archives of Design Research*, Jg. 22, Nr. 3, S. 213-228.

- Son, Jeong Mog (2003): *Sōul Toshigyehoeok Iyagi* [A Story of Seoul City Planning]. Paju: Hanul Academy.
- Shin, HaeRan/Park, Se Hoon/Sonn, Jung Won (2015): The Emergence of a Multiscalar Growth Regime and Scalar Tension: The Politics of Urban Development in Songdo New City, South Korea. In: *Environment and Planning C: Government and Policy*, Jg. 33, Nr. 6, S. 1618-1638.
- Shin, Hyun Bang (2017): Envisioned by the State: Entrepreneurial Urbanism and the Making of Songdo City, South Korea. In: Datta, Ayona/Shaban, Abdul (Hg.): *Mega-Urbanization in the Global South: Fast Cities and New Urban Utopias of the Postcolonial State*. London: Routledge, S. 83-100.
- Sonn, Jung Won/Shin, HaeRan/Park, Se Hoon (2017): A Mega Urban Project and Two Competing Accumulation Strategies: Negotiating Discourses of the Songdo International Business District Development. In: *International Development Planning Review*, Jg. 39, Nr. 3, S. 299-317.
- Yang, Myungji (2018): The Rise of 'Gangnam Style': Manufacturing the Urban Middle Class in Seoul, 1976-1996. In: *Urban Studies*, Jg. 55, Nr. 15, S. 3404-3420.

Gesetzestexte

주택건설기준 등에 관한 규칙 of 2011, Article 9. Ministry of Land, Transport and Maritime Affairs.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: Mapo *apatu tanji* (1965). Staatliches Informationsbüro Südkorea (2002): Fotos der Regierung der Republik Südkorea, 1964-1966 (Bd.2), Seoul.
- Abb. 2: Entwicklungsverlauf: Digitaltechnologie und Stadtentwicklung. Visualisierung: Seonju Kim | Technische Universität Berlin.
- Abb. 3: Entstehungsphasen Songdos im Kontext urbaner und technologischer Entwicklungen. Visualisierung: Seonju Kim | Technische Universität Berlin.
- Abb. 4: Satellitenbild von Songdo 2018. Quelle: Smart GIS Incheon. <https://imap.incheon.go.kr/> (zuletzt aufgerufen: 19. März 2019).

Abb. 5: Blick über den Central Park mit dem G-Tower in der Mitte. Foto: Seonju Kim | Technische Universität Berlin.

Abb. 6: Durchlässige Grenzen in »First World« – rote Pfeile zeigen Zugänge. Visualisierung: Seonju Kim | Technische Universität Berlin.

Abb. 7: Teehaus im *apatu* »First World«. Foto: Dominik Bartmanski | Technische Universität Berlin.

Die visuelle Refiguration urbaner Zukünfte

Zur Prozessualität von digitalen Architekturvisualisierungen am Beispiel von Hudson Yards in New York

Sophie Mélix, Ajit Singh

Einleitung

Mit dem verbreiteten Einsatz neuer Informations- und Kommunikationstechnologien seit Beginn der 1990er-Jahre unterliegen Stadtplanungsprozesse in verstärktem Maße digitalen »Mediatisierungsprozessen« (Krotz 2007; Hepp et al. 2015; Christmann et al. 2020). Besonders markant zeigt sich dies an der Zunahme digitaler Visualisierungen zur Darstellung von geplanten Gebäuden oder Stadtquartieren, die gleichermaßen für die »interne« als auch die nach »außen« gerichtete, öffentliche Planungskommunikation verwendet werden. Insbesondere digital erstellte fotorealistische Bilder, sogenannte »Renderings«, sind zu einer wichtigen Form der Visualisierung von Zukunftsvorstellungen geworden (Rose et al. 2014). In besonders anschaulicher Weise wirken sie auf zukünftige räumliche Veränderungen des Stadtraums und der Sozialwelt ein: Als visuelle Kommunikationsmedien evozieren sie eine bildlich-materielle Imagination von räumlichem Wandel. Auch aus diesem Grund finden Renderings in der öffentlichen Berichterstattung zu geplanten Stadtentwicklungsprojekten (u.a. in Zeitungen und Magazinen) zunehmende Verbreitung.

Die Visualisierung von Architektur, das heißt die Verhältnisbestimmung zwischen geplanten Räumen und ihren visuellen Entwürfen und Repräsentationen, findet in der Soziologie bislang nur sehr geringe Aufmerksamkeit (Löw 2009; Steets 2015: 106ff.), wohingegen sie in der Stadtplanung (u.a. Söderström 1996) und in der Architektur (u.a. Hillnhütter 2015) integraler

Bestandteil der theoretischen Auseinandersetzung ist. Eine Untersuchung digitaler Renderings, die seit einigen Jahren prägend für die kommunikative Außendarstellung von großmaßstäblichen Stadtentwicklungsprojekten geworden sind, steht ebenfalls noch aus.

Unklar ist auch, wie voraussetzungsfull das »Verstehen« solcher Renderings ist, welche Wissensformen in digitale Bilder eingeschrieben werden, wann sie eingesetzt werden, welchen Einfluss sie auf kommunikative Prozesse der städtebaulichen Planung haben und welche Relevanz sie für die unterschiedlichen AkteurInnen bekommen. Im vorliegenden Artikel legen wir den Fokus auf die Rekonstruktion von Renderings und deren Rolle für die visuelle Konstruktion und Refiguration von Räumen.



Abb. 1: Rendering: Hudson Yards | Related ca. 2012.

Am Fallbeispiel eines Renderings (Abb. 1) des großmaßstäblichen Stadtentwicklungsprojektes Hudson Yards in New York City (USA)¹ arbeiten wir heraus, wie durch digitale Bilder Zukunftsvorstellungen und urbane Transformationsprozesse imaginiert und vermittelt werden. Aus den Perspektiven

¹ Die Forschung findet im Rahmen des Projekts »Digitale städtebauliche Planungen« (2018–2021) am Leibniz-Institut für raumbezogene Sozialforschung (IRS) in Erkner statt und ist Teil des DFG-geförderten Sonderforschungsbereiches 1265 »Re-Figuration von Räumen« an der TU Berlin.

der visuellen Wissenssoziologie und der Architektur entwickeln wir dafür eine Methodologie zur visuellen Analyse von Renderings am empirischen Fall von Hudson Yards. Hudson Yards ist ein größtenteils privat finanziertes städtebauliches Projekt mit translokalen Ambitionen, das mit der »Refiguration« (Löw/Knoblach in diesem Band) der Skyline von Manhattan gleichzeitig auch den (bau)historischen Entwicklungen New Yorks Rechnung zu tragen versucht. Der Beitrag gelangt zu der Erkenntnis, dass Renderings räumliche, zeitliche und soziale Verdichtungen markieren, in denen sich Vergangenheit und Zukunft sowie lokale und translokale Raumbezüge »scheinbar bruchlos« miteinander verschränken. Auf diese Weise tragen sie im kommunikativen Planungshandeln und in der öffentlichen Kommunikation maßgeblich zur »kommunikativen Konstruktion der Wirklichkeit« (Knoblach 2017) bei.

Digitale Visualisierungen in der städtebaulichen Planung: Annäherungen und Perspektiven

Zur gesellschaftlichen Relevanz von visuellen Formen und visuellem Wissen

In den Sozial-, Geistes und Kulturwissenschaften hat sich ein Konsens darüber herausgebildet, dass visuelle Darstellungen in Bildern, Fotos oder Filmen eine zentrale Bedeutung für die Hervorbringung gesellschaftlicher Wirklichkeiten haben. Mit der visuellen Soziologie hat sich in den vergangenen Jahren das Interesse an visuellen Formen und ihrer Relevanz für soziale und gesellschaftliche Zusammenhänge zu einem eigenständigen Forschungsstrang entwickelt (Harper 1988; Burri 2008; Ayaß 2012; Schnettler/Baer 2013). Ein wesentlicher Grund für das Interesse an Formen visueller Kommunikation liegt im Wandel neuer Informations- und Kommunikationstechnologien, wodurch sich nicht nur die Verfügbarkeit von Technik, sondern auch die visuellen Stile der Wissenskommunikation und die kommunikativen Verbreitungsweisen von Wissen im Alltag und der Wissenschaft (vgl. Amann/Knorr Cetina 1988; Lynch/Woolgar 1990; Latour 1986) verändert haben.

Eine Soziologie des Visuellen, die sich mit Fragen zu den Praxiszusammenhängen von Wissensproduktion und -distribution auseinandersetzt, knüpft immer auch an eine Soziologie des visuellen Wissens an (vgl. Lucht

et al. 2013). Dieses visuelle Wissen gliedern Schnettler/Pötzsch (2007) in drei Varianten: Neben einem Wissen, das *erstens* nichtsprachlich und körperhaft in Interaktionen visuell zum Ausdruck kommt, identifizieren sie *zweitens* ein visuelles Wissen, das in Bildungseinrichtungen als legitimes und gesellschaftlich institutionalisiertes Wissen vermittelt wird. *Hier* interessiert die *dritte* Form des Bildwissens als ein »spezialisiertes Sonderwissen über Visuelles (z.B. Ästhetik oder Ikonik)«, das über das Alltagsverständnis hinausreicht und bestimmten Berufs(experten)gruppen wie KünstlerInnen, FotografInnen und ArchitektInnen zu eigen ist (ebd.: 479f.).

In Disziplinen wie der Architektur oder der Stadtplanung zentrieren sich die kommunikativen Handlungen sehr wesentlich um die visuelle Objektivierung von kreativen Ideen und Planungswissen. Dies geschieht unter Verwendung spezifischer Bildsprachen mit eigenen festgelegten Zeichen und Symbolen, wenn es um die Darstellung einer Landschaft, eines Gebäudes oder eines spezifischen städtischen Areals geht (Lynch 1989). Der Wandel von analogen hin zu digitalen Methoden des Entwerfens und des Planens innerhalb der vergangenen 30 Jahre lässt sich dabei fraglos als Paradigmenwechsel beschreiben. Die Digitalisierung eröffnet der Bildproduktion neue Möglichkeiten und Handlungsspielräume, die mit Erwartungen eingehen an die Wirksamkeit von Visualisierungen und wie sie kommunikativ zur Geltung kommen.

So erhofft man sich beispielsweise von politischer Seite durch den gezielten Einsatz aufwendig aufbereiteter Visualisierungen (u.a. 3D-Modelle, fotorealistische Renderings) eine gesteigerte (gesellschaftliche) Akzeptanz von Planungsprojekten oder im kommunikativen Austausch mit Stakeholdern »überzeugende« Visualisierungen. Demgegenüber stehen Positionen aus Planung und Architektur, die einen kritischen und reflexiven Umgang mit Visualisierungen anmahnen, weil sie einerseits schnell den Eindruck »fertige[r] Lösungen« (Mook 2013: 3) vermitteln und andererseits Missverständnisse hervorrufen können, weil sie eine angemessene Einschätzung des Verhältnisses zwischen Realität und modellhafter Konstruktion erschweren (Nassauer 2015: 171). Vielmehr dürfte hieran aber deutlich werden, wie sehr die (inter)subjektive und soziale Verarbeitung visuellen Wissens einer sozio-kulturellen Kodierung unterliegt, die an spezifische Konventionen und Veränderungen der »Sehordnungen und Sehweisen« geknüpft ist (Raab 2008: 7ff.).

Wenngleich Visualisierungen, insbesondere digitale Renderings, eine zentrale Stellung in der Planung einnehmen, ist deren Relevanz für kommunikative Prozesse der städtebaulichen Planung und ihre Bedeutung für die unterschiedlichen Planungsbeteiligten bisher kaum erforscht. Darauf wird im folgenden Abschnitt näher eingegangen.

Fotorealistische Visualisierungen und visuelle Kommunikation in der Stadtentwicklung

Aus Planungssicht stellen Renderings eine kommunikative Schnittstelle zwischen vielfältigen Akteurskonstellationen und ihren oft widersprüchlichen Rationalitäten dar (Watson 2009, 2014). Sie sind Bestandteil von Legitimationsstrategien und sollen die Wahrnehmung von Stadtentwicklungsprojekten positiv beeinflussen. Die jeweiligen Produktionsbedingungen und zugrunde liegenden Kommunikationsabsichten müssen daher in die analytische Betrachtung einfließen. Renderings können nach Sophie Houdart (2008, Übers. d. A.) als dreifaches Werkzeug beschrieben werden:

1. zum Entwerfen,
2. zur Kommunikation und
3. als Experiment für neue (soziale) Anordnungen.

Der Schwerpunkt in diesem Artikel liegt aufbauend auf den vorherigen, wissenssoziologischen Ausführungen auf dem *Verständnis von Renderings* als Mittel zur visuellen Kommunikation in Planungsprozessen und insbesondere als Mittel zur Raumkonstruktion.

Für die nach außen gerichtete Planungskommunikation werden Renderings häufig verwendet, weil fotorealistische Bilder in besonderer Weise affektive Reaktionen hervorrufen, insbesondere bei Menschen außerhalb der Planungs- und Architekturprofession (Llinares/Iñarra 2014). Sie beziehen sich auf etablierte Sehgewohnheiten und Repräsentationssysteme aus Malerei und Fotografie (Hoelzl/Marie 2015). Mit ihrer realistisch anmutenden Ästhetik zielen sie auf die visuelle Fixierung von Vorhaben ab, auch wenn deren Machbarkeit nicht unbedingt geklärt ist.

Als ein zentrales Merkmal für die visuelle Kommunikation über Renderings gilt ihre »atmosphärische Wirkung«. Imaginative Elemente, also verführerische Atmosphären, wie sie Caroline Humphrey (2020) für Immo-

biliendeals beschreibt, werden in Renderings visuell erzeugt, um BetrachterInnen anzusprechen und affektive Reaktionen auszulösen (Degen et al. 2017; Rose et al. 2014: 388). Laut Monica Degen et al. (2017: 2) beschäftigt sich Architektur im Kontext der *experience economy* in letzter Zeit zunehmend mit Atmosphären, was sich besonders in digitalen Visualisierungen niederschlägt. »Atmosphären« und deren Wahrnehmung resultieren Degen et al. (2017) zufolge aus der »aesthesis«, der Sinnlichkeit des Menschen (u.a. Böhme 1993). Sie sind aber nicht nur aus dem Subjekt heraus zu bestimmen, sondern auch als »sensory attributes that proceed from and are created by things, persons and their constellations; hence, atmospheric effects can be actively manufactured« (Degen et al. 2017: 4). Als »Gebrauchsbilder« (Grubbauer 2008) vermitteln Renderings Architektur breitenwirksam, das heißt Architektur wird so visualisiert, dass das visuelle Alltagsverständnis und etablierte Gebäudetypen angesprochen werden. Dies ist auch bei Renderings der Fall und sie können dadurch das gesellschaftliche Architekturverständnis prägen.

Aus einzelnen Stadtentwicklungsprojekten – wie den hier besprochenen Hudson Yards – gehen im Projektverlauf zahlreiche unterschiedliche Renderings hervor. Sie werden auf Grundlage von digitalen 3D-Modellen als pixelbasierte Bilder erzeugt und dann aufwendig nachbearbeitet. Immer weiter schrumpfende technische Beschränkungen der Bildproduktion stehen dabei den scheinbar steigenden Ansprüchen der RezipientInnen und AuftraggeberInnen gegenüber (Schillaci et al. 2009: 254).

Die digitalen Bilder folgen jedoch spezifischen zeitlichen und räumlichen Logiken. Sie verweisen auf eine materielle Wirklichkeit, die sich noch im Entstehen befindet und von der oftmals noch gar nicht klar ist, ob sie in der dargestellten Weise entstehen kann. Renderings sind also in stärkerem Maße digital konstruiert und in die Zukunft gerichtet als Fotografien. Mithilfe der digitalen Kombination von verschiedenen Objekten mit unterschiedlichen Referenzsystemen (beispielsweise Menschen, Pflanzen und Gebäude) werden in Renderings mögliche Zukünfte konstruiert (Houdart 2008). Die gesamte Bildproduktion in Stadtentwicklungsprojekten ist dabei prozessual zu verstehen, da sie sich innerhalb der jeweiligen Kommunikations- und Planungsprozesse in stetiger Veränderung und Anpassung befindet (Rose et al. 2014). Dies wird durch die starke Veränderbarkeit und Reproduzierbarkeit der digitalen Bilder ermöglicht.

Visuelle Bildanalyse: Von Fotografien zu Renderings

In unserem Beitrag behandeln wir fotorealistische Visualisierungen (aber nicht nur diese, vgl. Singh/Christmann 2020: 75) als materialisierte Produkte sinnhafter menschlicher Imaginationen, durch die AkteurInnen ihre Welt für sich selbst und für andere verstehbar und erfahrbar machen wollen. Visualisierungen sind damit immer auch »Objektivationen« (Knoblauch 2017: 155ff.), die in kommunikative Verwendungszusammenhänge eingelassen sind und sozial kontextualisiert werden. Damit sind Visualisierungen methodisch auf Kommunikation und Verstehen angelegt und deren Bedeutung und objektivierter Sinn rekonstruierbar.

Für die Analyse von Renderings stellt sich die Frage, welche Aspekte untersucht werden sollen und inwieweit der Gegenstand der Untersuchung mithilfe der Methode intersubjektiv nachvollziehbar gemacht werden kann. Wir konzentrieren uns im vorliegenden Beitrag auf die Analyse eines Einzelbildes – nicht auf eine Serie von Bildern und auch nicht ausführlich auf die Kontexte und Produktionsbedingungen. Bisher liegen kaum Studien vor, die sich analytisch mit digital erzeugten, fotorealistischen Architekturvisualisierungen befassen. Aus diesem Grund orientieren wir uns in dem vorliegenden Artikel im weitesten Sinne an der wissenssoziologischen Fotoanalyse² nach Jürgen Raab (2012), die im Folgenden knapp zusammengefasst wird.

Die visuelle Wissenssoziologie der Fotografie von Raab resultiert aus der Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus et al. (2006) und Roland Barthes' (1985) Zugängen zur Fotografie sowie aus den bild- und kunstanalytischen Ansätzen von Erwin Panofski (1979) und Max Imdahl (1985). Raabs Kritik beruht zunächst darauf, dass weder die Phänomenologie (Barthes) noch die eher strukturalistischen Ansätze (Bourdieu) Bezug auf die ikonische Ausdrucksgestalt des Bildes oder auf den bildimmanenten Sinn nehmen, sondern das Bildverständnis mit Wissen »von außerhalb« überformen. Diese Leerstelle füllt Raab mit Imdahls hermeneutischem Ansatz zur Ikonik. Imdahl entwickelt eine Bildanalyse, bei der zunächst relevante Lesarten aus dem Bild selbst gewonnen werden (sogenanntes »sehendes Sehen«), um in

2 Die Fotoanalyse erscheint uns deshalb naheliegend, weil digitale Architekturvisualisierungen oftmals eine große Ähnlichkeit zur Architekturfotografie aufweisen. Ein zentrales Merkmal ist die starke Inszenierung der Architektur selbst, die bisweilen mit einer Ästhetisierung und Abstrahierung von ihren sozialen Verwendungsweisen einhergeht.

einem zweiten Schritt Kontextwissen einfließen zu lassen. Die Analyse zielt dabei zunächst auf die hermeneutische Rekonstruktion einer Bildordnung, die nicht – wie bei Textanalysen – sequenziell erschlossen wird, sondern im Hinblick auf die »Doppelaspektivität von Simultaneität und Sukzession« (vgl. Raab 2012: 126). Betont wird hiermit eine Herangehensweise, die der *Eigenlogik eines Bildes* als in sich verschränktes kompositorisches Ganzes (simultan) wie auch als komplexes relationales Arrangement (sukzessive) Rechnung trägt. Zusammengehalten wird diese Analyse des Bildes buchstäblich über den »Rahmen«, der das Bild nicht nur materiell nach innen oder außen begrenzt, sondern auch das Bild mitarrangiert, indem Zentren und Peripherien als visuelle Sinneinheiten komponiert und konstruiert werden und indem spezifische Aspekte des Bildes grafisch, geometrisch, farblich etc. konturiert und hervorgehoben werden. Methodisch erschließt sich über die formale Einpassung in einen Rahmen das, was im Bild gezeigt werden soll. Als »Rahmen« gelten nach Erving Goffman (1977 [1974]) sozial geteilte und vermittelte Interpretationsschemata, auf die AkteurInnen zurückgreifen, um Situationen oder Ereignisse einzuordnen und zu definieren. Im wechselseitigen Handlungsvollzug, das heißt über die entsprechende Verwendung sprachlicher und körperlicher Zeichen, zeigen sich AkteurInnen wechselseitig an, in welcher Situation sie sich gemeinsam befinden (könnten). »Primäre Rahmen« bilden dabei die Grundeinheit für die auf subjektivem und sozial geteiltem Sinn beruhenden, objektivierten Handlungsorientierungen, die jedoch über »Modulationen« und »Täuschungen« prozessual verändert werden können (Goffman 1977: 52ff.).³ Diese interaktionistische Grundidee wird nun auf die Analyse visueller Ordnungen übertragen.

3 Das Argument der prozessualen Veränderbarkeit lässt sich hier nur andeuten, weil wir uns mit einer Einzelbildanalyse beschäftigen. Da Renderings mit spezifischem Adressatenzuschnitt digital erzeugt und prozessual verändert (manipuliert) werden, können sich auch der soziale Sinn und die primäre Rahmung solcher Bilder modifizieren. Veränderungen, etwa von räumlichen Anordnungen, ließen sich dann als »Modulation« beschreiben, als »Transformation eines Materials, das bereits im Rahmen eines Deutungsschemas sinnvoll ist, ohne welches die Modulation sinnlos wäre« (Goffman 1977: 57). Während die meisten Modulationen unter der Prämisse geschehen, dass alle AkteurInnen über den gleichen Wissensstand verfügen, sind Täuschungsmanöver oftmals darauf ausgelegt, subtile Differenzen herzustellen, die AkteurInnen in Täuschende und Getäuschte unterteilen. In der Planungskommunikation mit unterschiedlichen Stakeholdern kann dies durchaus bedeutsam werden.

Wenngleich wir vorrangig eine Einzelbildanalyse durchführen, sind Bilder in mehrerlei Hinsicht kontextualisiert. Sie verfügen *erstens* über einen *inneren Kontext*, der sich »unmittelbar« aus dem Bild selbst konstituiert. *Zweitens* erscheinen uns Bilder selten ohne textliche Erläuterung oder Verweise (in Magazinen, Borschüren etc.), wodurch ihr Verständnis zusätzlich angeleitet wird. *Drittens* sind Bilder in *kommunikatives Handeln* (Produktion, Präsentation) und in die Handlungshorizonte sozialer Welten eingebettet. Dieses über die Bilder hinausreichende äußere *Kontextwissen* lässt sich über elizitierende Interviews mit FotografInnen (in unserem Fall ArchitektInnen und sogenannten *visual artists*) erschließen (Raab 2012: 130).

Innerer Kontext: Von gläsernen Hochhäusern – oder: zur visuellen Konstruktion der Skyline

Unsere methodische Vorgehensweise folgt den eingeführten Prämissen der Fotoanalyse nach Raab (2012). Von der bereits erfolgten Kontextualisierung von Hudson Yards und der Beschäftigung mit Renderings als Visualisierungsform *befremden* wir uns zunächst *methodisch*, um in einem ersten Schritt nur mit dem *inneren Kontext* des Bildes zu rekonstruieren. Wir analysieren die sichtbaren (Sinn-)Einheiten, die Komposition und die Ordnung der visuellen Elemente im Bild. Hierfür bedienen wir uns der Konstellationsanalyse (vgl. Raab 2012: 131), indem wir planimetrische Linien durch das Bild ziehen, um die relevanten Zentren, Spannungsfelder, Relationen und Fokussierungen herauszuarbeiten. Es wird nicht nur gefragt, was auf dem Bild zu sehen ist, sondern auch was (womöglich) gezeigt werden soll und welche Rahmungen hergestellt werden. Erst in einem zweiten Schritt führen wir die äußeren Kontexte, bzw. jene Wissensbestände⁴ ein, die uns über die Produktionsbedingungen, die kommunikative Einbettung des Bildes im Planungsverfahren etc. Auskunft geben. Über diese beschreibende Darstellung des Bildes gelangen wir schließlich zur Interpretation.

4 Die AutorInnen dieses Artikels kommen aus verschiedenen Disziplinen: der Architektur und der Soziologie. Dementsprechend sind die Perspektiven und Zugänge zu Visualisierungen im Allgemeinen und Renderings im Besonderen unterschiedlich ausgerichtet, aber anschlussfähig. Unsere Vorgehensweise stellt auch einen Versuch der Annäherung dar, um beide Fachkulturen methodologisch ins Gespräch zu bringen.

Abbildung 1 zeigt bei einer ersten Gesamtbetrachtung eine Art städtisches Panorama, das aus einer schwebenden Perspektive konstruiert wird. Der Blick bzw. die »Aufnahme«⁵ könnte von einem gegenüberliegenden Gebäude oder aus der Luft (aus einem Helikopter) gemacht worden sein. Um dem »marodierenden Blick« (Reichertz 2007) etwas Einhalt zu gebieten und die Ordnungsstruktur des Bildes zu entschlüsseln, bedienen wir uns einiger Hilfsmittel. Abbildung 2 macht erste Analyseschritte sichtbar. Aufgrund der diagonalen und senkrechten Linien zeigt sich sehr schnell eine erste visuelle Rahmung des Bildes, das heißt, wo das Zentrum zu verorten und wohin der Blick zu richten ist, nämlich auf das mittlere der vor uns emporragenden drei Hochhäuser.

Aus den Linien resultieren unterschiedliche Analyserichtungen, die wir einschlagen können. Wir deuten an dieser Stelle einige Aspekte an, wobei unser analytischer Fokus auf den gläsernen Hochhäusern liegt. Dabei lohnt sich zum einen der Blick auf den räumlichen und atmosphärischen Zusammenhang des geplanten Quartiers mit seiner Umgebung, also dessen geometrisches Verhältnis zu anderen Gebäuden oder der Bezug zum Himmel. Zum anderen weist die Relation der einzelnen Gebäude zueinander interessante Aspekte auf. Neben der Anordnung von Gebäuden und ihren unterschiedlichen Symmetrien sind zudem das Farbspiel sowie die unterschiedlichen Helligkeiten und Kontraste von Interesse. Auch hiermit werden wir uns befassen und die Frage stellen, welche Bedeutung diese Anordnung hat.

Blicken wir zunächst auf das Zentrum des Bildes (Abb. 2), so fällt vor allem das *mittlere Hochhaus* mit seiner besonderen Formgebung auf. Es entsteht der Eindruck, dass das Gebäude von unten nach oben »schlanker« wird und giebelähnlich zuläuft. Die Spitze des mittleren Hochhauses scheint auch den höchsten Punkt des Gesamtensembles zu markieren. Des Weiteren fallen einige architektonische Besonderheiten auf: Ein Teil des Gebäudes ist baulich abgesetzt und endet mit einer Dachterrasse, auf der sogar Pflanzen zu erkennen sind. Dieser reicht lediglich bis etwa dreiviertel der Höhe. Zudem ist er über die Beleuchtung und seine stärker spiegelnde Oberfläche farblich vom höheren Gebäudeteil abgesetzt. Das rechte Hochhaus spiegelt

5 Die Helligkeitsverteilung im Bild verdeutlicht, wie das Quartier nahezu fotografisch in Szene gesetzt wird. Die Ränder und Bildecken sind etwas abgedunkelt, was den Effekt der »Vignettierung« nachahmt, der bei optischen Linsen in Kameras auftreten kann. Hier wird das Medium der Fotografie im Rendering stilistisch nachgeahmt.

sich hier sehr deutlich. Im unteren Bereich verbinden horizontale Gebäude-
teile die beiden Hochhäuser. Dadurch bilden diese optisch eine Einheit.



*Abb. 2: Planimetrische Analyse, Rendering Related, Bearbeitung: Sophie Mélix/
Ajit Singh | Technische Universität Berlin/Leibniz IRS 2020.*

Wendet man sich nun wieder dem oberen Teil des höchsten Gebäudes zu, fällt einem unmittelbar ein Detail ins Auge, das fast wie ein Fremdkörper kurz unterhalb der Turmspitze ausragt. Aus der leichten Untersicht wird nicht ganz klar, ob es sich um ein ästhetisches Element handelt oder ob die Auskragung noch eine andere Funktion hat, beispielsweise als Terrasse. In jedem Fall hebt dieses Detail das mittlere Hochhaus im Bild von den anderen beiden, ähnlich dargestellten Hochhäusern ab, da diese nicht über solch ein charakteristisches Merkmal verfügen.

Nun wenden wir uns der Anordnung der Türme zueinander zu und betrachten zunächst die Zwischenräume, also die Bereiche zwischen den Hochhäusern, in denen man den Himmel sieht (blaue Linien in Abb. 3). Die gewählte Perspektive stellt drei Hochhäuser in den Vordergrund, indem sie beinahe komplett vom Himmel als Hintergrund gerahmt werden. Die Form der Zwischenräume (andersherum gesprochen: die äußere Form der Hochhäuser) inszeniert deren Bezug zueinander. So steht das linke Gebäude eher als Einzelobjekt im Bild, die äußeren Linien laufen senkrecht und parallel

zur Außenkante des mittleren Hochhauses. Dadurch entsteht ein beinahe rechteckiger Zwischenraum, der trennend wirkt. Dies wird durch den hellen Blauton sowie die insgesamt unterschiedliche Gebäudeform (siehe rote Linien in Abb. 3) unterstützt. Die beiden rechten Hochhäuser sind farblich und architektonisch ähnlicher. Über ihre äußeren und inneren Kanten sind sie stärker zueinander relationiert. Die Kanten laufen aufeinander zu, sind also nicht parallel und stehen in unterschiedlichen Winkeln zueinander. Dadurch ergibt sich ein unregelmäßig geformter Zwischenraum, der nach unten spitz zuläuft und von einzelnen architektonischen Elementen unterbrochen wird. Zwischen den beiden rechten Gebäuden entsteht also ein besonderes Spannungsverhältnis. Im Folgenden befassen wir uns nunmehr mit der räumlichen Einbettung bzw. mit der Relation der markanten Hochhäuser zur Umgebung.



Abb. 3: Analytische Betrachtung der Gebäudekomposition, Rendering Related, Bearbeitung: Sophie Mélix/Ajit Singh | Technische Universität Berlin/Leibniz IRS 2020.

Setzt man die gläsernen Hochhäuser ins Verhältnis zur Umgebung, fällt auf, dass sie sich auf mehreren Ebenen von den umgebenden Gebäuden und Stadtstrukturen unterscheiden. Farblich beispielsweise werden für die ins Zentrum gerückten »Wolkenkratzer« vorrangig Blautöne eingesetzt, die nahe an dem Farbspektrum von Himmel und Fluss liegen, während die rest-

liche Stadt in Ocker- und Brauntönen gehalten ist. Verstärkt wird dieser Effekt dadurch, dass insbesondere die Spitzen der Hochhäuser sehr hell erscheinen und sich der Himmel in den Fassaden spiegelt, sodass optisch ein starker Bezug hergestellt wird. Zudem scheinen die Wolken auf die Hochhäuser und ihren linken Fluchtpunkt zuzulaufen (Abb. 4). Durch die starke Verbindung von Hochhäusern und Himmel wirkt der Komplex im Vergleich zu den anderen Gebäuden nicht bauhistorisch integriert, sondern artifiziell und lichtdurchlässig, fast wie »nicht von dieser Welt«.

Die Glasfassaden der Hochhäuser suggerieren dabei eine gewisse Transparenz, die im Gegensatz zu den beschriebenen Spiegelungen steht. Erleuchtete Innenräume, die sich auf den Fassaden abzeichnen, haben ebenfalls eine transparente Wirkung, heben allerdings gleichzeitig die geplanten Hochhäuser weiter von den umgebenden Gebäuden ab, deren Fassaden und Innenräume im Vergleich weniger beleuchtet wirken.

Für das Bild wurde eine Blickhöhe gewählt, die ungefähr in der Mitte der Hochhäuser liegt. Dadurch blickt man auf die Dächer der niedrigeren Gebäude im Vordergrund und die Hochhäuser erscheinen ohne stürzende Linien in quasi frontaler Ansicht. Der Horizont ist nur im linken Bildrand leicht zu erkennen, ansonsten dominiert die Stadtlandschaft, die im hinteren Bereich leicht neblig erscheint. Der enorme Höhenunterschied zwischen den gläsernen Türmen und den restlichen Gebäuden wird bei dieser Perspektive deutlich. Die gewählte Perspektive macht andere Elemente wie Fahrzeuge oder Menschen nahezu unsichtbar und alle anderen Elemente des städtischen Raums werden von den Hochhäusern überragt. Über die großmaßstäblichen, baulichen Elemente sowie die Beleuchtung wird so eine besonders »erhabene« und leuchtende »Atmosphäre« (Degen et al. 2017: 5ff.) für die Hochhäuser erzeugt.



Abb. 4: Analytische Betrachtung der Helligkeit Rendering Related, Bearbeitung: Sophie Mélix/Ajit Singh | Technische Universität Berlin/Leibniz IRS 2020.



Abb. 5: Analytische Betrachtung der Gesamtkomposition Rendering Related, Bearbeitung: Sophie Mélix/Ajit Singh | Technische Universität Berlin/Leibniz IRS 2020.



Abb. 6: *Analytische Betrachtung der Geometrien Rendering Related, Bearbeitung: Sophie Mélix/Ajit Singh | Technische Universität Berlin/Leibniz IRS 2020.*

Zusätzlich ist der prominente Gebäudekomplex leicht aus der Mitte heraus nach links verschoben, wodurch kompositorisch eine Spannung entsteht, in der die Hochhäuser deutlich im Vordergrund stehen. Materialität und Farbgebung sowie die Wahl der Perspektive heben den Komplex also von der Umgebung ab, verleihen ihm eine atmosphärische Sonderstellung und betonen die gläsernen Hochhäuser.

Bis zu diesem Zeitpunkt der Analyse lässt sich nicht klar sagen, wo der Gebäudekomplex verortet ist. Diese vermeintliche Beliebigkeit oder »Vagheit« wird durch das typische Aussehen der gläsernen Hochhäuser erzeugt, die stark an die Skylines vieler moderner Großstädte erinnern (Al-Kodmany 2013). Erst, wenn man den Blick vom Zentrum an die rechte Peripherie des Bildes schwenkt, fällt ein sehr charakteristisches, spitz zulaufendes Gebäude auf. Es handelt sich dabei um das Empire State Building in New York.

Die oberen und unteren Kanten der gläsernen Hochhäuser fluchten jeweils in Richtung des Empire State Buildings (Abb. 5). Die dreieckige Turmspitze des mittleren Gebäudes liegt parallel dazu auf einer Linie mit der Turmspitze des Empire State Buildings (Abb. 6). Die Verteilung der Helligkeit im Rendering unterstützt diesen Effekt, da sowohl die gläsernen Hochhäuser als auch das Empire State Building sehr hell beleuchtet sind (Abb. 4).

Der Bezug des neu erscheinenden Quartiers zum offensichtlich älteren Stadtraum wird außerdem über die geometrische Anordnung visuell inszeniert und gerahmt. Straße und Fluss im linken Bildbereich scheinen auf den gleichen Fluchtpunkt hin zu laufen wie die linke Seite der Wolkenkratzer, also auch in Richtung des hellsten Bildbereichs (Abb. 6). Damit fluchten die Linien gewissermaßen »ins Unendliche« und geben dem Quartier eine prominente Bildposition. Aber die neuen Gebäude beziehen sich auch auf die bestehenden Strukturen. Mit etwas Wissen über New York lassen sie sich in dem bekannten historischen Straßenraster, an der touristischen Highline und innerhalb der Halbinsel-Lage von Manhattan verorten. Über die gewählte Perspektive sowie die Gestaltung des Himmels und der Beleuchtung werden das historische Empire State Building und die gläsernen Hochhäuser auf eine Ebene gehoben und miteinander in Beziehung gesetzt.

Zusammenfassend fällt auf, dass im Rendering die Gebäude in der Umgebung wie aus der Zeit gefallen wirken. Sie repräsentieren in ihrer Dunkelheit und den Brauntönen eine architektonische Vergangenheit, die in Kontrast zur Zukunft der strahlenden Glasfassaden der Hochhäuser gesetzt scheint. Ein im Prinzip hinlänglich bekannter Architekturtyp, der des gläsernen Büroturms, wird visuell als hell leuchtende Vision für ein »neues« New York präsentiert. Diese dargestellte Zukunft setzt sich architektonisch nur mittelbar mit dem bestehenden Stadtraum auseinander. Sie wird scheinbar in den Stadtraum hineinmontiert. Erst über den rahmennden Bezug zum Empire State Building, einem der ikonischen Embleme der New Yorker Skyline, werden die Glastürme in einen stadsgeschichtlichen Zusammenhang gesetzt. Die Ambition von Hudson Yards, auf der gleichen bauhistorischen Ebene Ikonenstatus zu erreichen, wird hier deutlich kommuniziert und visuell gerahmt. Dennoch bleiben die geplanten Hochhäuser aufgrund ihrer Maßstäblichkeit, der Farbgebung und ihrer Verankerung im Himmel visuell unterscheidbar. Sie signalisieren den Übergang in eine neue Phase der Stadtentwicklung.

Bemerkenswert an dem Rendering von Hudson Yards ist die visuelle Referenz zu dem in den 1930er-Jahren errichteten Empire State Building auch deshalb, weil erst dadurch deutlich wird, in welcher Stadt der Entwurf zu verorten ist. Das Wiedererkennen lokaler Stadtmotive spielt, bei aller Tendenz zur globalen Homogenisierung von spezifischen Gebäudetypen, eine zentrale Rolle für die Produktion und Vermarktung neuer städtebaulicher

Projekte, wie in dem folgenden Ausschnitt eines 2019 geführten Interviews mit einem US-amerikanischen *visual artist* deutlich wird:

»New York is that I always want the city. You need to see the city. Somehow you have to give a glimpse of what's going on outside. If you don't see the city, it's not a worthy building to sell. You always need a background of New York City somehow, somewhere. [...] You're always looking out in New York. You do have a hero shot, but you always need something where you look out, gives you a sense of...« (visual artist, 2019)

Das Empire State Building ist eines jener Wahrzeichen (»a background«) von New York und war bis in die 1970er-Jahre mit 381 Metern das höchste Bauwerk der Welt. In dieser Hinsicht wurde auch die Skyline der Stadt lange Zeit durch die *art déco*-Architektur des Empire State Buildings sowie weiter, im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts erbauter, Wolkenkratzer geprägt. Die visuelle Geschichte der New Yorker Architektur und auch die emblematische Skyline ist daher ganz wesentlich mit dem Bau solcher Wolkenkratzer verbunden. Skylines sind Ausdruck wirtschaftlicher und politischer Macht, aber auch ein Symbol für zeitgenössische Baukunst, Ästhetik, Kultur und Lebensstil ihrer StadtbewohnerInnen (Al-Kodmany 2013: 32f.). Am Beispiel von Hudson Yards dokumentieren sich sehr anschaulich jene gesellschaftlichen Transformationsprozesse, die durch Architektur und städtebauliche Planung ermöglicht werden und die daraus resultieren, dass ganze Stadtteile und Quartiere buchstäblich aus dem Nichts »hochgezogen« werden.

Äußerer Kontext: Das Stadtentwicklungsprojekt Hudson Yards

Im Verlauf der Bildanalyse wurde herausgearbeitet, dass der Bildausschnitt einen Teil von New York zeigt. Bei den gläsernen Hochhäusern im Rendering handelt es sich um das Stadtentwicklungsprojekt Hudson Yards. Dieses befindet sich an der Westseite von Manhattan und wurde durch Änderungen des Flächennutzungsplans (amerikanisch: *rezoning*) im Jahr 2005 ermöglicht.

Hudson Yards ist ein Prestigeprojekt, das am nördlichen Ende des Highline-Parks und über den weiterhin aktiven Gleisanlagen (*Eastern Railyards*) des Bahnhofs Penn Station erbaut wird (Abb. 7, Abb. 8). Das Gebiet weist eine politisch und ökonomisch komplexe Planungsgeschichte auf und hat von bedeutenden staatlichen Unterstützungsmaßnahmen finanzieller und infra-

struktureller Art profitiert (Halle/Tiso 2014). Hudson Yards ist mit ca. 25 Milliarden US-Dollar das teuerste Stadtentwicklungsprojekt der USA (Tyler/Bendix 2019). Die großmaßstäblichen Ambitionen des Projekts waren von Beginn angelegt, planungsrechtlich wäre eine Bebauung mit dem höchsten Wolkenkratzer der Welt möglich gewesen (Halle/Tiso 2014: 289). Ein Großteil der Debatten rund um das Projekt bezieht sich auf dessen Architektur und seine Ikonizität (Kimmelman 2019) sowie auf das Verhältnis von staatlicher Unterstützung zu gemeinwohlorientierten Aspekten wie dem Anteil geförderten Wohnraums.



Abb. 7: Lage von Hudson Yards in Manhattan, OpenStreetMap, Bearbeitung: Sophie Mélix/Ajit Singh | Technische Universität Berlin/Leibniz IRS 2020.

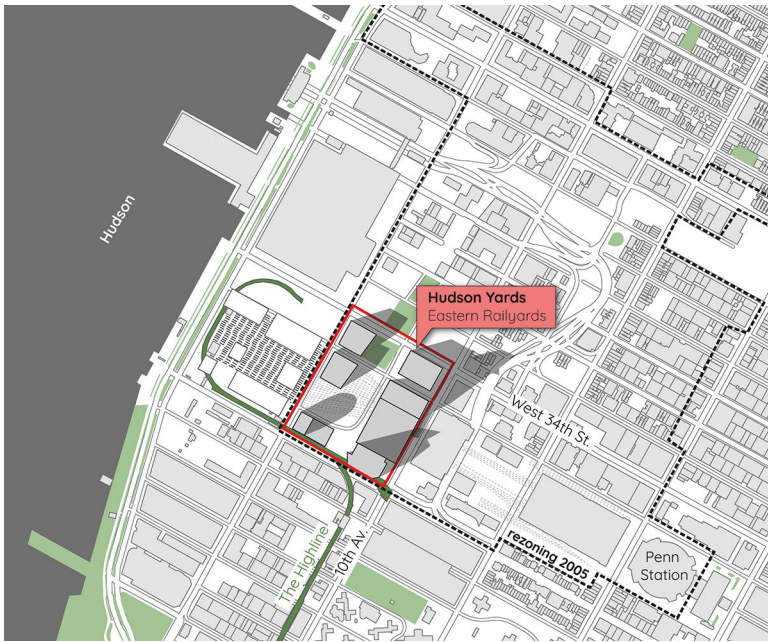


Abb. 8: Lage von Hudson Yards an der Highline OpenStreetMap, Bearbeitung: Sophie Mélix/Ajit Singh | Technische Universität Berlin/Leibniz IRS 2020.

Wie bereits deutlich wurde, sind Renderings von Stadtentwicklungsprojekten immer eingebettet in kommunikative Produktionsprozesse und in diskursive Aushandlungen von städtebaulichen Planungen mit unterschiedlichen Stakeholdern. Das ausgewählte Rendering stammt aus einer Datenbank, in der alle online auffindbaren Renderings von Hudson Yards (derzeit 345 digitale Bilder) zusammengetragen wurden. Anhand des ungefähren Veröffentlichungsdatums kann es in den Projektverlauf und in relevante Debatten rund um die Projektentwicklung eingeordnet werden. Ein Großteil der veröffentlichten Renderings stammt von spezialisierten Visualisierungsbüros und wurde von einem Hauptinvestor in Auftrag gegeben, so auch das ausgewählte Bild. Gleichzeitig repräsentiert das Rendering einen bedeutenden Teil der Datensammlung, bei dem der Schwerpunkt auf der Darstellung des geplanten Quartiers und seiner städtebaulichen Einbindung sowie der Gestaltung der einzelnen Hochhäuser liegt. Nach der Erstveröffentlichung (ca. 2012) fand das Rendering in verschiedenen (Online-)Medien

weltweit häufige Verwendung, meist zur Illustration von Artikeln über das Stadtentwicklungsprojekt.⁶

Die visuelle Refiguration urbaner Räume

Der Beitrag hat am Beispiel des städtebaulichen Planungsprojekts Hudson Yards in New York die Relevanz sogenannter Renderings für die visuelle Konstruktion, Transformation und Refiguration von städtischen Räumen untersucht. Als fotorealistische Architekturvisualisierungen tragen Renderings zur visuellen Imagination von städtischen Zukünften bei. Dennoch sind diese Zukünfte nicht festgeschrieben, sondern wandelbar, wie sich am Fall von Hudson Yards illustrieren lässt.

Diese Ambivalenz von entworfener und gebauter Architektur ist in jeder Planung von urbanen Zukünften angelegt, wird aber im Rendering durch die Kombination und Hybridisierung verschiedener räumlicher und zeitlicher Ebenen buchstäblich materiell geglättet: Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, lokale Ortsbezüge und globale Motive fallen auf bildlicher Ebene zusammen. Dadurch werden sowohl die Komplexität und Konflikthaftigkeit des Planungsprozesses, innerhalb dessen diese Visualisierungen entstehen, als auch die Widersprüchlichkeit der Bildproduktion selbst (Rose et al. 2014: 400) verdeckt. Diese digital erzeugte Indifferenz der visuellen Oberfläche lässt die (nichtprofessionelle) BetrachterIn bis zu einem gewissen Grad im Unklaren darüber, ob es sich bei dem Bild um eine (hyperrealistische) Fotografie oder ein künstlich erzeugtes Produkt handelt, also ob sie es mit realen Objekten oder mit imaginierten Fiktionen zu tun hat. Selbst die Unterscheidung zwischen Foto und Rendering gelingt kaum, weil das Rendering selbst mit fotografischen Stilmitteln inszeniert wird. Oder noch zugespitzter formuliert: Die visuelle Inszenierung von Architektur fällt mit

6 Eine kleine Auswahl von Artikeln, die das Rendering verwendet haben: New York Times (2013): »Going Out With Building Boom, Mayor Pushes Billions in Projects« (<https://www.nytimes.com/2013/12/16/nyregion/going-out-with-building-boom-mayor-pushes-billions-in-projects.html>); Daily Mail (2012): »Groundbreaking on \$15 billion Hudson Yards project in Manhattan begins« (<https://www.dailymail.co.uk/news/article-2243125/Groundbreaking-15-billion-Hudson-Yards-project-Manhattan-begins.html>); Der Spiegel (2016) »New Yorks Vessel. Rohrschach-Test zum Besteigen« (<https://www.spiegel.de/fotostrecke/new-york-designs-fuer-riesige-begehbare-skulptur-enthueilt-fotostrecke-141057.html>).

der Inszenierung von Architekturfotografie im Rendering zusammen. Aus dieser Hybridität resultiert schließlich die diskursive Anschlussfähigkeit solcher Bilder in der Planung und massenmedialen Kommunikation.

Renderings von städtebaulichen Großprojekten zirkulieren heute weltweit. Die »Re-Figuration« (Knoblauch/Löw 2020) von städtischen Räumen lässt sich daher besonders anschaulich an der visuellen Kommunikation über die materiellen Veränderungen stadtbildprägender Skylines in Renderings aufzeigen, sei es in Megastädten wie New York, Dubai, London oder auch in deutschen Großstädten wie Hamburg, Frankfurt a.M. oder Berlin. Einerseits tragen Renderings zur visuellen Konstruktion einer lokalen städtischen Identität bei, andererseits sind sie aber – als ikonische Zeichen, die kulturübergreifend rezipiert und verstanden werden können – auch translokal an eine Welt »da draußen« gerichtet. Sie stehen in einem globalen Wettbewerb mit anderen großmaßstäblichen Stadtentwicklungsprojekten und gesellschaftlichen Zukunftsentwürfen, die auf materielle und symbolische Veränderungen urbaner Räume zielen.

Folglich lässt sich feststellen, dass die Refiguration von urbanen Räumen in Planungsprozessen über Renderings kommuniziert wird. Die Skylines vieler Megastädte und Großstädte konstituieren sich gegenwärtig vorrangig über gläserne Hochhäuser, die zunehmend die Vorstellung davon prägen, was als *global city* gilt, oder wie eine globale Großstadt »idealtypisch« (Weber 1904) auszusehen hat. Renderings sind hierfür anscheinend eine ideale Visualisierungsform, weil sie je nach Bedarf (und Zielgruppe) digital veränderbar (oder manipulierbar) sind und zwischen lokalem und globalem Wissen und Erwartungen vermitteln, um anschlussfähig zu sein. Daraus folgt, dass Renderings prozessual gedacht werden müssen, weil das Dargestellte keine bereits fixierte, sondern eine sich refigurierende, zukünftige Ordnung darstellt, die sich gegenwärtig im Entstehen befindet.

Es gilt, auf die in diesem Aufsatz exemplarisch durchgeführte Einzelbildanalyse aufzubauen. Sie muss in die diskursiven Zusammenhänge innerhalb des Feldes digitaler Bilder sowie die Verwobenheit der Bildproduktion mit den jeweiligen Planungsprozessen hin genauer eingeordnet werden. Hierin liegt das Potenzial, die Bedeutung von digitalen Bildern für die kommunikative Konstruktion und die visuelle Refiguration von Räumen weiter zu erforschen.

Literatur

- Al-Kodmany, Kheir (2013): The Visual Integration of Tall Buildings: New Technologies and the City Skyline. In: *Journal of Urban Technology*, Jg. 20, Nr. 2, S. 25-44. doi: <https://doi.org/10.1080/10630732.2012.735481>
- Amann, Klaus/Knorr Cetina, Karin (1988): The Fixation of (Visual) Evidence. In: *Human Studies*, Jg. 11, S. 133-169. doi: <https://doi.org/10.1007/BF00177302>
- Ayaß, Ruth (2012): Editorial. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 37, S. 113-119.
- Barthes, Roland (1985 [1980]): *Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Böhme, Gernot (1993): Atmosphere as the Fundamental Concept of a New Aesthetics. In: *Thesis Eleven*, Jg. 36, S. 113-126.
- Bourdieu, Pierre/Boltanski, Luc et al. (2006 [1965]): *Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie*. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.
- Burri, Regula Valérie (2008): Bilder als soziale Praxis: Grundlegungen einer Soziologie des Visuellen. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 37, S. 342-358.
- Christmann, Gabriela/Singh, Ajit/Stollmann, Jörg/Bernhardt, Christoph (2020): Introduction. Visual Communication in Urban Design and Planning – the Impact of Mediatization(s) on the Construction of Urban Futures. In: *Urban Planning*, Jg. 5, Nr. 2, S. 1-9. doi: <http://dx.doi.org/10.17645/up.v5i2.3279>
- Degen, Monica/Melhuish, Clare/Rose, Gillian (2017): Producing Place Atmospheres Digitally. Architecture, Digital Visualisation Practices, and the Experience Economy. In: *Journal of Consumer Culture*, Jg. 17, Nr. 1, S. 3-24.
- Goffman, Erving (1977 [1974]): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Grubbauer, Monika (2008): Zur Interpretation von Architektur. Fotografische Bilder von Architektur und die visuelle Vermitteltheit architektonischen Wissens. In: *Wolkenkuckucksheim*, Jg. 12, Nr. 2.
- Halle, David/Tiso, Elisabeth (2014): *New York's new Edge. Contemporary Art, the High Line, and Urban Megaprojects on the Far West Side*. Chicago/London: The University of Chicago Press.
- Harper, Douglas (1988): Visual Sociology: Expanding Sociological Vision. In: *The American Sociologist*, Jg. 19, S. 54-70.

- Hepp, Andreas/Hjarvard, Stig/Lundby, Knut (2015): Mediatization: Theorizing the Interplay Between Media, Culture and Society. In: *Media, Culture & Society*, Jg. 37 Nr. 2, S. 314-324. doi: <https://doi.org/10.1177/0163443715573835>
- Hillnhütter, Sara (Hg.) (2015): *Planbilder. Medien der Architekturgestaltung*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Hoelzl, Ingrid/Marie, Rémi (2015): *Softimage. Towards a New Theory of the Digital Image*. Bristol: Intellect.
- Houdart, Sophie (2008): Copying, Cutting and Pasting Social Spheres. Computer Designers' Participation in Architectural Projects. In: *Science Studies*, Jg. 21, Nr. 1, S. 47-63.
- Humphrey, Caroline (2020): Real Estate Speculation. Volatile Social Forms at a Global Frontier of Capital. In: *Economy and Society*, Jg. 49, Nr. 1, S. 1-25.
- Imdahl, Max (1985): Der hermeneutische Ansatz: Bildanschauung als Sinnvermittlung. In: Deutsches Institut für Fernstudien (Hg.): *Funkkolleg Kunst, Studienbegleitbrief*. Bd. 12. Weinheim: Beltz, S. 138-148.
- Kimmelman, Michael (2019): Hudson Yards Is Manhattan's Biggest, Newest, Slickest Gated Community. Is This the Neighborhood New York Deserves? In: *The New York Times*, 14. März 2019. Online unter <https://www.nytimes.com/interactive/2019/03/14/arts/design/hudson-yards-nyc.html> (zuletzt aufgerufen: 11. August 2020).
- Knoblauch, Hubert (2017): *Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit*. Wiesbaden: VS.
- Knoblauch, Hubert/Löw, Martina (2020): The Re-Figuration of Spaces and Refigured Modernity – Concept and Diagnosis. In: *Historical Social Research*, Jg. 45, Nr. 2, S. 263-292. doi: [10.12759/hsr.45.2020.2.263-292](https://doi.org/10.12759/hsr.45.2020.2.263-292)
- Krotz, Friedrich (2007): *Mediatisierung. Fallstudien zum Wandel von Kommunikation*. Wiesbaden: VS.
- Latour, Bruno (1986): Visualization and Cognition: Thinking with Eyes. In: *Knowledge and Society – Studies in the Sociology of Culture Past and Present*, Jg. 6, Nr. 0, S. 1-40.
- Llinares, Carmen/Iñarra, Susana (2014): Human Factors in Computer Simulations of Urban Environment. Differences Between Architects and Non-architects' Assessments. In: *Displays*, Jg. 35, Nr. 3, S. 126-140.
- Löw, Martina (2009): Materialität und Bild. Die Architektur der Gesellschaft aus strukturierungstheoretischer Perspektive. In: Fischer, Joachim/DeLitz, Heike (Hg.): *Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie*. Bielefeld: transcript, S. 343-364.

- Lucht, Petra/Schmidt, Lisa-Marian/Tuma, René (Hg.) (2013): *Visuelles Wissen und Bilder des Sozialen. Aktuelle Entwicklungen in der Soziologie des Visuellen*. Wiesbaden: VS.
- Lynch, Kevin, (1989): *Das Bild der Stadt*. Basel: Birkhäuser.
- Lynch, Michael/Woolgar, Steve (Hg.) (1990): *Representation in Scientific Practice*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Mook, Veronika (2013): Visualisierung. Planung sichtbar machen. In: *Planerin*, Nr. 1, S. 3-4.
- Nassauer, Joan Iverson (2015): Commentary: Visualization Verisimilitude and Civic Participation. In: *Landscape and Urban Planning*, Nr. 142, S. 170-172.
- Panofsky, Erwin (1979 [1932]): Zum Problem der Beschreibung und Inhaltsdeutung von Werken der bildenden Kunst. In: Kaemmerling, Ekkehard (Hg.): *Bildende Kunst als Zeichensystem*, Bd. 1: *Ikonographie und Ikonologie*. Köln: DuMont, S. 185-206.
- Raab, Jürgen (2008): *Visuelle Wissenssoziologie. Theoretische Konzeption und materiale Analysen*. Konstanz: UVK.
- Raab, Jürgen (2012): Visuelle Wissenssoziologie der Fotografie – Sozialwissenschaftliche Analysearbeit zwischen Einzelbild, Bildkontexten und Sozialmilieu. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 37, Nr. 2, S. 121-142.
- Reichert, Jo (2007): Der marodierende Blick. Überlegungen zur Aneignung des Visuellen. In: *Sozialer Sinn*, Jg. 8, Nr. 2, S. 267-286. doi: <https://doi.org/10.1515/sosi-2007-0206>
- Rose, Gillian/Degen, Monica/Melhuish, Clare (2014): Networks, Interfaces, and Computer-Generated Images. Learning from Digital Visualisations of Urban Redevelopment Projects. In: *Environment and Planning D: Society and Space*, Jg. 32, Nr. 3, S. 386-403.
- Schillaci, Fabio/Burelli, Augusto Romano/Avella, Fabrizio (Hg.) (2009): *Architectural Renderings. Construction and Design Manual. History and Theory, Studios and Practices*. Berlin: DOM Publ.
- Schnettler, Bernt/Pötzsch, Frederik S. (2007): Visuelles Wissen. In: Schütze, Rainer (Hg.): *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*. Konstanz: UVK, S. 472-484.
- Schnettler, Bernt/Baer, Alejandro (2013): Perspektiven einer visuellen Soziologie. In: *Soziale Welt*, Jg. 64, Nr. 2-3, S. 7-15.

- Singh, Ajit/Christmann, Gabriela (2020): Citizen Participation in Digitised Environments in Berlin: Visualising Spatial Knowledge in Urban Planning. In: *Urban Planning*, Jg. 5, Nr. 2, S. 71-83. doi: <http://dx.doi.org/10.17645/up.v5i2.3030>
- Söderström, Ola (1996): Paper Cities. Visual Thinking in Urban Planning. In: *Ecumene*, Jg. 3, Nr. 3, S. 249-281.
- Steets, Silke (2015): *Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt. Eine Architektursoziologie*. Berlin: Suhrkamp.
- Tyler, Jessica/Bendix, Aria (2019) *Hudson Yards is the Most Expensive Real-Estate Development in US History. Here's What it's Like Inside the \$25 Billion Neighborhood*. In: Business Insider, 18. April 2020. Online unter <https://www.businessinsider.com/hudson-yards-tour-of-most-expensive-development-in-us-history-2018-9?r=DE&IR=T> (zuletzt aufgerufen: 11. August 2020).
- Watson, Vanessa (2009): Seeing from the South. Refocusing Urban Planning on the Globe's Central Urban Issues. In: *Urban Studies*, Jg. 46, Nr. 11, S. 2259-2275.
- Watson, Vanessa (2014): African Urban Fantasies. Dreams or Nightmares? In: *Environment and Urbanization*, Jg. 26, Nr. 1, S. 215-231.
- Weber, Max (1904): Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, Jg. 19, Nr. 1, S. 2-87. Online unter: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ss0ar-50770-8> (zuletzt aufgerufen: 11. August 2020).

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: Rendering: Hudson Yards. Related Companies/Oxford ca. 2012. Online unter: <https://archpaper.com/2012/12/hudson-yards-breaks-ground-as-manhattans-largest-mega-development/> (zuletzt aktualisiert: 6. Dezember 2012, zuletzt aufgerufen: 22. November 2019).
- Abb. 2: Planimetrische Analyse, Rendering Related, Bearbeitung: Sophie Mélix/Ajit Singh | Technische Universität Berlin/Leibniz IRS 2020.
- Abb. 3: Analytische Betrachtung der Gebäudekomposition, Rendering Related, Bearbeitung: Sophie Mélix/Ajit Singh | Technische Universität Berlin/Leibniz IRS 2020.

Abb. 4: Analytische Betrachtung der Helligkeit Rendering Related, Bearbeitung: Sophie Mélix/Ajit Singh | Technische Universität Berlin/Leibniz IRS 2020.

Abb. 5: Analytische Betrachtung der Gesamtkomposition Rendering Related, Bearbeitung: Sophie Mélix/Ajit Singh | Technische Universität Berlin/Leibniz IRS 2020.

Abb. 6: Analytische Betrachtung der Geometrien Rendering Related, Bearbeitung: Sophie Mélix/Ajit Singh | Technische Universität Berlin/Leibniz IRS 2020.

Abb. 7: Lage von Hudson Yards in Manhattan, OpenStreetMap, Bearbeitung: Sophie Mélix/Ajit Singh | Technische Universität Berlin/Leibniz IRS 2020.

Abb. 8: Lage von Hudson Yards an der Highline OpenStreetMap, Bearbeitung: Sophie Mélix/Ajit Singh | Technische Universität Berlin/Leibniz IRS 2020.

Das CAMPP-Modell des Zusammenhangs von Bedeutung und Zugänglichkeit öffentlicher Orte und seine Anwendung auf lokative Medien

Eric Lettkemann, Ingo Schulz-Schaeffer

Einleitung

Unser Beitrag stellt ein analytisches Modell der bedeutungsgestützten Unterschiede der Zugänglichkeit öffentlicher Orte vor. Ausgangspunkt der stadtsoziologischen Überlegungen von Anselm Strauss ist die Beobachtung, dass ein Großteil des Stadtraums zwar für alle BewohnerInnen frei zugänglich ist, aber die meisten öffentlichen Orte tatsächlich nur von kleineren Teilen der Stadtbevölkerung aufgesucht und genutzt werden. Der soziale Mechanismus, der Strauss zufolge diese tatsächliche Zugänglichkeit reguliert, sind die Bedeutungen, die verschiedene soziale Welten öffentlichen Orten zuschreiben und die dazu führen, dass ein Ort bestimmte soziale Welten anzieht und andere fernhält (Strauss 1961: 59-67). Ausgehend von dieser Überlegung entwickeln wir ein Modell, das wir als das CAMPP-Modell bezeichnen. Es dient dazu, Unterschiede in der Refiguration von Räumen durch ortsbezogene Bedeutungsstrukturen in den Blick zu nehmen.¹

Die analytische Leistungsfähigkeit des CAMPP-Modells demonstrieren wir anhand einer empirischen Fallstudie zum Empfehlungsdienst Fours-

1 Das Modell haben wir im Rahmen des DFG-finanzierten Projekts »Lokative Medien: Inklusion und Exklusion in öffentlichen Räumen« entwickelt und erprobt. Das Projekt ist Teil des Sonderforschungsbereiches 1265 »Re-Figuration von Räumen«. An der Datenerhebung und -auswertung waren neben den Autoren auch die studentischen ProjektmitarbeiterInnen, Nina Meier und Lukes Collin, beteiligt, denen wir für ihr Engagement bei der empirischen Arbeit ebenso wie für ihre aktive Beteiligung an den konzeptionellen Diskussionen danken.

quare City Guide, einer mobilen App aus dem Bereich lokativer Medien. »Lokative Medien« ist ein Sammelbegriff für eine neue Art mobiler Apps, die auf die Standortfunktionen von Smartphones zugreifen, um ihre NutzerInnen im physischen Raum zu lokalisieren und ihnen Web-Inhalte anzuzeigen, die auf den aktuellen Standort der NutzerInnen bezogen sind (Frith 2015: 2). In der Nutzung überlagern lokative Medien die bestehenden Bedeutungen von Orten mit digitalen Informationen. Ein gängiges Beispiel sind mobile Navigationsdienste, die NutzerInnen mittels digitaler Karten in Echtzeit durch unbekannte Straßen leiten. Vermittelt über den Smartphone-Bildschirm entsteht ein gleichermaßen physisch und virtuell konstituierter »hybrider Raum« (de Souza e Silva 2006), der digitale Informationen wie Bewertungen, Fotos, Karten oder Kommentare an den physischen Aufenthaltsort rückkopiert. Unsere Empirie zeigt, dass der Empfehlungsdienst hauptsächlich dazu beiträgt, ortsbezogene Bedeutungsstrukturen zu verstärken.

Das CAMPP-Modell

Das CAMPP-Modell (Constitution of Accessibility through Meaning of Public Places) ist im Kern eine Typologie unterschiedlicher Formen wahrgenommener Zugänglichkeit öffentlicher Orte, die mit unterschiedlichen Formen ortsbezogener Bedeutungskonstitution einhergehen. Als Orte bezeichnen wir jene symbolisch markierten Schnittpunkte sozialer Handlungsketten im Raum, die sowohl durch ihre physischen Eigenschaften bestimmt werden als auch durch die Menschen, die diese Orte aufsuchen und ihnen Bedeutungen zuschreiben (Gieryn 2000: 466f.). Phänomenologisch gesprochen, bezeichnen Orte die räumliche Dimension der »Welt in aktueller Reichweite« (Schütz/Luckmann 2003: 71), also jene Weltausschnitte, die Handelnde unmittelbar erfahren.

Orte sind in größere sozialräumliche Kontexte eingebettet. Für die öffentlichen Orte moderner Großstädte wird dieser größere Kontext zumeist als »öffentlicher Raum« konzeptualisiert (z.B. Jacobs 1961; Lofland 1998; Sennett 2004). Der öffentliche Raum ist demnach ein Grundbestandteil des urbanen Lebens. Er besteht aus einem Konglomerat von Orten, an denen sich überwiegend Fremde begegnen, um gemeinsam oder getrennt ihren jeweiligen Aktivitäten nachzugehen. Lyn Lofland (1973: 19) bestimmt die Reichweite des öffentlichen Raums anhand des Rechtsguts freier Zugänglichkeit.

Ungeachtet ihrer rechtlichen Zugänglichkeit werden öffentliche Orte jedoch von der Stadtbevölkerung als unterschiedlich zugänglich wahrgenommen und dies zudem in unterschiedlicher Weise bei unterschiedlichen Teilen der Stadtbevölkerung. Diese Differenz zwischen der formal vorhandenen und der handlungspraktisch wahrgenommenen² Zugänglichkeit kommt dadurch zustande, dass urbanen Orten unterschiedliche Bedeutungen zugeschrieben werden (Strauss 1961: 59-67). Die von der Mehrheitsbevölkerung gemiedenen, weil negativ besetzten, Treffpunkte von Obdachlosen oder Drogenabhängigen im öffentlichen Raum sind nur ein Beispiel hierfür.

Für die Konstitution der Bedeutungen von Orten sind »soziale Welten« von besonderer Bedeutung. Strauss und seine SchülerInnen definieren soziale Welten als »Gruppen mit gemeinsam geteiltem Engagement für bestimmte Aktivitäten, die Ressourcen vielfältiger Art miteinander teilen, um ihre Ziele zu erreichen, und die eine gemeinsame Anschauung darüber entwickeln, wie ihr Vorhaben zu betreiben ist« (Clarke 1991: 83; vgl. auch Strauss 1961: 67; Strauss 1993: 210ff.). Die gemeinsamen Kernaktivitäten einer sozialen Welt richten sich zumeist auf die Produktion bestimmter Güter oder auf einen geteilten Lebensstil. Beispiele aus dem urbanen Leben sind die sozialen Welten der Kunst (Becker 2017), der Szenen (Irwin 1977), der Sportfans (Zifonun/Soeffner 2006), der Straßengangs und der ethnischen Gemeinschaften (Whyte 1996).

Neben dem zentralen Definitionskriterium jeder sozialen Welt, dass »wenigstens eine primäre Aktivität [...] besonders auffallend ist«, betont Strauss, dass »es Orte [gibt], an denen [diese] Aktivitäten auftreten« (1993: 212). Meist wenden soziale Welten einen beträchtlichen Teil ihrer symbolischen und materiellen Ressourcen auf, um diese Orte als ihre Treffpunkte zu markieren. Aufgrund der freien Zugänglichkeit des öffentlichen Raums sind strikte Grenzziehungen kaum möglich, aber meist auch nicht erforderlich. Was für die Mitglieder einer Welt ein relevanter Ort ist, erscheint aus der Perspektive einer anderen Welt als irrelevant. So ist die wahrgenommene Zugänglichkeit vieler Orte im öffentlichen Raum einfach deshalb eingeschränkt, weil sie für die Kernaktivitäten vieler sozialer Welten bedeutungslos sind (vgl. Strauss 1961: 59). Die Deutungsschemata sozialer Welten wirken damit als WahrnehmungsfILTER, die es Menschen ermöglichen, sich von den zahllosen Deutungsangeboten unbeirrt durch den öffentlichen Raum zu bewegen. Georg

2 Im doppelten Wortsinn von »erkennen« und »nutzen«.

Simmel (1995 [1903]) hat dies auf die bekannte Formel der »Blasiertheit« der Stadtmenschen gebracht.

Menschen schreiben Bedeutungen auf der Grundlage ihres Wissens zu. Dabei kann es sich entweder um »Allgemeinwissen« handeln, das routinemäßig an alle Gesellschaftsmitglieder weitergegeben wird, oder um »Sonderwissen«, das nur innerhalb bestimmter sozialer Welten zirkuliert (Schütz/Luckmann 2003: 418f.). Dies macht jede soziale Welt zu einem relativ unabhängigen »Diskursuniversum« (Strauss 1993: 210), das sich aus spezifischen Symbolen und Sonderwissensbeständen zusammensetzt (vgl. auch Strauss 1961: 67). Die Zugehörigkeit zu einer sozialen Welt schließt die Zugehörigkeit zu anderen sozialen Welten in der Regel nicht aus. GroßstadtbewohnerInnen haben besonders viele Möglichkeiten, sich in unterschiedlichen sozialen Welten zu engagieren. Sie tun dies zwangsläufig mit unterschiedlichem Engagement.

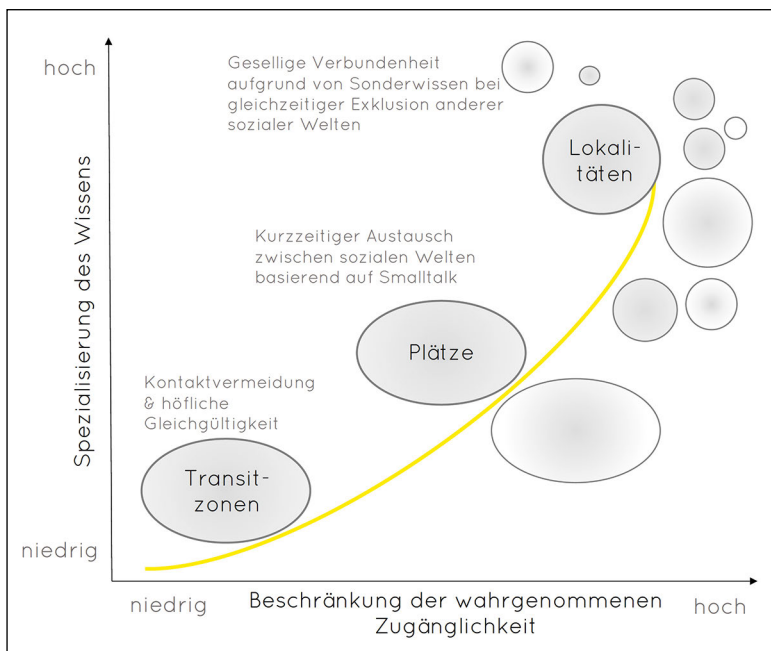


Abb. 1: Drei Typen öffentlicher Orte im CAMPP-Modell. Darstellung: Eric Lettkemann/Ingo Schulz-Schaeffer | Technische Universität Berlin 2020.

Unterschiedliches Engagement impliziert unterschiedliche Grade der Zugehörigkeit zu sozialen Welten. David Unruh (1980) unterscheidet diesbezüglich zwischen zentralen und peripheren Mitgliedschaftsrollen. Im Zentrum einer sozialen Welt stehen demnach »Insider« (ebd.: 282). Sie verfügen über profundes Sonderwissen und sind zugleich die wichtigsten RepräsentantInnen des Lebensstils der sozialen Welt. Insider erhalten Unterstützung von »Stammgästen« (ebd.: 281), die durch ihr langfristiges Engagement auffallen. Wie Insider sind auch Stammgäste mit hoher Wahrscheinlichkeit an den relevanten Orten ihrer sozialen Welten anzutreffen. An der Peripherie sozialer Welten finden wir »TouristInnen« und »Fremde« (ebd.). Während TouristInnen sporadische BesucherInnen sind, die sich Bruchstücke des Sonderwissens einer sozialen Welt aneignen, bleiben Fremde den Aktivitäten dieser Welten normalerweise gänzlich fern. Es ist ein Merkmal des modernen Stadtlebens, dass Menschen in Bezug auf die Mehrzahl der Aktivitäten, die in ihrer Umgebung stattfinden, die Rolle von Fremden einnehmen.

Das CAMPP-Modell unterscheidet drei Typen öffentlicher Orte (Transitzonen, Plätze und Lokalitäten), indem es auf der Grundlage der zuvor vorgestellten Überlegungen die wahrgenommene Zugänglichkeit öffentlicher Orte in Beziehung setzt zu den Formen des Wissens, durch die die Orte ihre Bedeutung erlangen (Abb. 1). Einerseits unterscheiden wir Orte nach dem Grad ihrer wahrgenommenen Zugänglichkeit. Andererseits unterscheiden wir Orte danach, wie allgemein oder elaboriert das Wissen ist, das notwendig ist, um an den Aktivitäten an diesen Orten teilzunehmen. Diese Orte unterscheiden sich auch darin, wie Menschen die Allgegenwart von Fremden im urbanen Leben bewältigen.

Transitzonen (transit zones)

Am wenigsten beschränkt ist die wahrgenommene Zugänglichkeit derjenigen Orte, die als Transitzonen fungieren. Sie sind in unserem Modell am linken Pol der x-Achse angesiedelt. Beispiele sind Parkplätze, Bahnstationen oder anonyme Kettenhotels. Transitzonen und ihre Bedeutungen sind weltweit stark aneinander angeglichen. Vom Flughafen bis zum Autobahnrestaurant sind diese Orte gemäß den Anforderungen moderner Massendemobilität gestaltet. Die Städte unserer Gegenwart werden von Transitzonen

durchzogen. An diesen Orten begegnen sich tagtäglich Milliarden Menschen, die sich gegenseitig als Fremde wahrnehmen.

In Transitzonen kann man sich weitgehend auf der Grundlage von Alltagswissen zurechtfinden, es bedarf keines ausgeprägten Sonderwissens, das die wahrgenommene Zugänglichkeit dieser Orte beschränken würde. In unserem Modell sind sie dementsprechend am unteren Ende der y-Achse angesiedelt. Mit ihrer Bezeichnung als »Nicht-Orte« bringt Marc Augé (1994) die Bedeutungsarmut und Anonymität des Geschehens an Transitzonen zum Ausdruck. Mit Blick auf dieses Geschehen ist es dementsprechend kaum möglich zwischen zentralen und peripheren Rollen zu unterscheiden. Man kann fast sagen: An diesen Orten ist man bereits als fremde Person Insider.

Die meisten Interaktionen in Transitzonen folgen der einfachen Regel der Kontaktvermeidung. StadtbewohnerInnen bewältigen ihre unzähligen flüchtigen Begegnungen mit Fremden durch »Ausweichinteraktionen« (Hüttermann 2017: 25ff.). »[...] während der andere vorbeigeht, schlägt man die Augen nieder, man blendet gleichsam ab« (Goffman 2009: 98). Um die Kontaktschranken »höflicher Gleichgültigkeit« (ebd.) zu durchbrechen, bedarf es besonderer Gründe (oder Vorwände) wie die Frage nach dem Weg oder die Bitte um Feuer.

Lokalitäten (locations)

Rechts auf der x-Achse des CAMPP-Modells sind Orte angesiedelt, deren wahrgenommene Zugänglichkeit am stärksten eingeschränkt ist. Diese Orte bezeichnet Strauss (1961: 64) als »locations«, was wir mit *Lokalitäten* übersetzen. Lokalitäten sind jene Orte, an denen der öffentliche Raum die segmentierte Form eines »Mosaiks kleiner Welten annimmt, die sich berühren, aber nicht durchdringen« (Park 1915: 608). Als Strauss über Lokalitäten schrieb, dachte er an Orte, die in homogenen Nachbarschaften verwurzelt sind, deren BewohnerInnen überwiegend einer einzigen ökonomischen Klasse oder ethnischen Gemeinschaft zugehören. Heute wird dieses Mosaik durch zahlreiche posttraditionelle Lebensformen ergänzt (vgl. Blokland/Schultze in diesem Band). Dazu gehören etwa die Welten der »Szenen« (Hitzler et al. 2001), wie Punks, VeganerInnen, ComputerspielerInnen, SkaterInnen usw. Lokalitäten sind die Orte, an denen sich soziale Welten für ihre gemeinsamen Kernaktivitäten treffen. In Großstädten können das zum Beispiel Bars,

Buchläden, Cafés, Clubs, Kirchen und viele andere Orte sein, denen die jeweilige soziale Welt die Bedeutung einer Lokalität zuschreibt.

Auch dann, wenn es sich bei den Lokalitäten um öffentliche Orte handelt (die Begegnungsorte sozialer Welten können durchaus im privaten Raum angesiedelt sein) sind hier die Regeln »höflicher Gleichgültigkeit« ermäßigt zugunsten einer Interaktionsform, die Simmel (1911) als »Geselligkeit« bezeichnet. Geselligkeit ist Austausch in gemeinsamer Aktivität zwischen Anwesenden, wie zum Beispiel dem gemeinsamen Verzehr von Speisen oder dem gemeinsamen Gespräch. Da Geselligkeit ein grundlegendes Mittel zum Aufbau von sozialen Beziehungen und Identitäten ist, erzeugen Lokalitäten genau die gegenteiligen Effekte der Anonymität von Transitzonen. Lofland (1998: 10) kategorisiert Lokalitäten deshalb als »parochiale Orte«, die regelmäßigen BesucherInnen das Gefühl bekanntschaftlicher Verbundenheit mit den Ortsansässigen und der physischen Umgebung vermitteln.

Lokalitäten als Orte geselliger Verbundenheit ziehen Gleichgesinnte an. Zugleich erschweren sie Fremden den Zugang. Das öffentlich sichtbare Miteinander einer sozialen Welt definiert die Bedeutung des öffentlichen Ortes als Lokalität einer sozialen Welt für deren Mitglieder ebenso wie für vorbeikommende Fremde oder TouristInnen. Fremde fühlen sich an diesen Orten dementsprechend unsicher, weil sie mit den Aktivitäten, die dort stattfinden, nicht vertraut sind, nicht wissen, was vor sich geht und wie sie sich angemessen verhalten können. Sie tendieren deshalb dazu, solche Orte zu meiden. Dies gilt für die regelmäßigen Treffpunkte junger Eltern in öffentlichen Parks oder auf Spielplätzen nicht anders als für das Feinschmeckerrestaurant als Treffpunkt bildungsbürgerlicher WeinliebhaberInnen. Die von den Nichtmitgliedern wahrgenommene Zugangsbeschränkung muss dabei von den Mitgliedern nicht beabsichtigt sein. Sie leitet sich wie beschrieben »von selbst« aus der Nichtverfügbarkeit des Sonderwissens ab, das den geselligen Austausch innerhalb der sozialen Welt an der Lokalität strukturiert. Geselligkeit tritt am wahrscheinlichsten dort auf, wo StadtbewohnerInnen zusammenkommen, die einen gemeinsamen Lebensstil kultivieren oder an der Produktion gemeinsamer Güter (z.B. Kunst, Musik) beteiligt sind. Wo dies nicht der Fall ist, gerät Geselligkeit »oft zu etwas Widerspruchsvollem und Peinlichem« (Simmel 1911: 7), sodass sich die Beteiligten schnell wieder zerstreuen.

Der Spezialisierungsgrad des Wissens, der den Orten ihre Bedeutung verleiht (y-Achse des CAMPP-Modells) ist im Fall von Lokalitäten am höchst-

ten. In Lokaltäten lassen sich Insider und Stammgäste leicht von TouristInnen und Fremden unterscheiden. Wie Strauss am Beispiel einer polnischen Nachbarschaftsbar in Chicago erläutert, fallen fremde BesucherInnen schnell als AußenseiterInnen auf (Strauss 1961: 64). Der Grund dafür ist, dass Fremden das Sonderwissen fehlt, um an den Aktivitäten teilzunehmen, die die Bedeutung des Ortes bestimmen. Um die Lokaltäten einer sozialen Welt zu erkennen und ihre symbolischen Ausdrucksformen zu verstehen, ist eine Vertrautheit mit den subkulturellen Codes und den jeweiligen Lebensstilpraktiken notwendig. Sehr wahrscheinlich wissen viele AußenseiterInnen nicht einmal, wo sie die Lokaltäten fremder sozialer Welten finden können. Das gilt für die BesucherInnen einer polnischen Bar im Chicago der 1960er-Jahre ebenso wie für BesucherInnen eines heutigen Technoclubs in Berlin. Dennoch führt die Definitionsmacht einer sozialen Welt bei öffentlichen Orten nicht zu deren völliger Abschottung (ebd.: 65). Als öffentliche Orte sind auch die sozial entlegensten Lokaltäten einer Großstadt Teil des öffentlichen Raums, in die sich hin und wieder auch Neugierige verirren können.

Plätze (locales)

Öffentliche Orte wie städtische Plätze, Einkaufszentren, Marktplätze, Sportstätten oder Konzerthallen liegen auf der x-Achse der wahrgenommenen Zugänglichkeit zwischen Transitzen und Lokaltäten. Strauss (1961: 63) bezeichnet sie als »locales«, was wir mit Plätze übersetzen. Das Wissen, das diesen Orten ihre Bedeutung verleiht (y-Achse des CAMPP-Modells), ist wie im Fall der Transitzen überwiegend Allgemeinwissen. Aber es ist weniger rudimentär, sondern weist einige Komplexität und Raffinesse auf, und es kann kulturspezifischer ausgeprägt sein. Dies führt dazu, dass dessen Beherrschung nicht bei allen StadtbewohnerInnen gleichermaßen vorausgesetzt werden kann und sich nicht alle StadtbewohnerInnen mit der gleichen Leichtigkeit an diesen Orten bewegen können.

An Plätzen treffen Fremde aus heterogenen sozialen Welten aufeinander, um für eine kurze Zeit nebeneinander oder gemeinsam Vergnügungen oder Geschäften nachzugehen und um anschließend wieder als Fremde auseinanderzugehen. Plätze sind die räumlichen Schnittpunkte der Bahnen von Menschen, die die meiste Zeit in unterschiedlichen sozialen Welten leben (Strauss 1961: 64). Dies macht sie zu urbanen Erscheinungsformen »sozialer Arenen« (Strauss 1993: 225ff.). Während soziale Welten durch gleichgerich-

tete Kernaktivitäten zusammengehalten werden, sind Arenen die Orte, an denen die Mitglieder unterschiedlicher sozialer Welten gemeinsamen Aktivitäten nachgehen, Ressourcen austauschen und Konflikte aushandeln (Strauss 1961: 64).

Sofern die gemeinsame Anwesenheit auf Plätzen ein Miteinander und nicht nur ein Nebeneinander erfordert, ist Smalltalk die primäre Kommunikationsform. Smalltalk erlaubt es wechselseitig Fremden, die Barrieren höflicher Gleichgültigkeit temporär zu überwinden, ohne sich nahe kommen zu müssen. Wie Judith Beinstein (1975: 147) hervorhebt, ist Smalltalk eine »hoch ritualisierte und vorhersehbare« Kommunikationsform, um zum Beispiel einen Verkauf zu initiieren, sich die Zeit zu vertreiben oder Wohlgesonnenheit zu signalisieren. Beide Merkmale des Smalltalks, Ritualisierung und Vorhersagbarkeit, sind bewährte Mittel, um zu verhindern, dass GesprächspartnerInnen beim Gegenüber auf potenzielle Missbilligung stoßen. Smalltalk eignet sich für die Interaktion auf Plätzen, weil diese Kommunikationsform es erlaubt, trotz sozialer Heterogenität, Fremdheit und kurzzeitiger Kontakte ein Minimum an wechselseitigem Vertrauen aufzubauen. Das für Smalltalk erforderliche Wissen ist eher allgemeiner Natur, weist aber lokale Eigenheiten auf. So existieren je nach regionalkulturellem Kontext unterschiedliche Gewohnheiten in Bezug auf legitime Themen des Smalltalks. In der Regel können sich Außenseiter dieses lokale Wissen recht schnell aneignen.

Die Bedeutungskonstitution von Plätzen kann entweder näher an der Bedeutungskonstitution von Lokalitäten oder an der von Transitzonen liegen. Ein Beispiel für letzteren Fall ist die viel beschworene Anonymität moderner Shoppingmalls, in denen sich tausende Menschen ausschließlich der Aktivität des Konsums widmen, ohne ihren MitkonsumentInnen Aufmerksamkeit zu schenken. In Shoppingmalls finden – ähnlich wie in Transitzonen – häufig Ausweichinteraktionen statt, weshalb Augé oder Zygmunt Baumann (1995: 235), der in diesem Zusammenhang von »Vergegnungen« spricht, urbane Plätze ebenfalls als Nicht-Orte betrachten.

Für viele jugendliche Sozialwelten gilt dagegen das ganze Gegenteil. Für sie sind Shoppingmalls wichtige Lokalitäten gemeinsamer Kernaktivitäten (Lazzari 2012: 13). Ähnlich wie in einer Szenekneipe stellt der Konsum für sie eine untergeordnete Aktivität gegenüber dem Ziel dar, Momente der Geselligkeit mit Gleichaltrigen zu erleben. Verschiedene soziale Welten belegen Orte mit unterschiedlichen Bedeutungen. Im Fall von Plätzen, an denen sich

die Aktivitäten vieler Welten räumlich überschneiden, existieren mitunter mehrere Bedeutungen nebeneinander und widersprechen sich manchmal. Sie sind daher ein Paradebeispiel für Raumfigurationen mit polykontextuellen Sinnbezügen.

Die Mediatisierung öffentlicher Orte

Die Überlegungen von Strauss zur Bedeutungskonstitution öffentlicher Orte, auf denen das CAMPP-Modell wesentlich aufbaut, gehen noch davon aus, dass die Bedeutungszuschreibungen und die korrespondierende wahrgenommene Zugänglichkeit von Orten vor allem in direkter Face-to-Face-Interaktion erzeugt werden. Freilich waren moderne Städte stets durchzogen von technischen Medien wie Telefonzellen, Werbetafeln oder Zeitungskiosken, die der Stadtbevölkerung Informationen lieferten und sie vernetzten (vgl. Unruh 1980: 279f.; Hepp et al. 2018). Mediatisierte Kommunikation hat die Bedeutung öffentlicher Orte stets beeinflusst. Ob Menschen beispielsweise das Kottbusser Tor in Berlin als kriminalitätsbelasteten Ort wahrnehmen oder als touristischen Hotspot, hängt zu einem Gutteil von den Diskursen ab, die in den Massenmedien und auf Internetplattformen stattfinden, die von den jeweiligen BesucherInnen rezipiert werden.

Mit der Verbreitung des mobilen Internets hat der Stadtraum eine weitere Welle der Mediatisierung durchlaufen. Smartphone-Apps substituieren zunehmend die Funktionen älterer mobiler Medien vom Stadtplan über die Tageszeitung bis hin zum Fotoapparat. Bereits die unmittelbaren Vorläufer heutiger Smartphones haben die Art und Weise verändert, wie Menschen auf der Straße interagieren und öffentliche Orte erleben. Vom Walkman bis zum Mobiltelefon haben Menschen sich mobile Medien angeeignet, um sich von ihrer sozialen und physischen Umgebung zu distanzieren. Sie schirmten sich körperlich ab, indem sie entweder in »mobile Klangblasen« (Bull 2004: 189) eintauchten oder mit entfernten Personen sprachen und dabei eine Haltung »abwesender Präsenz« (Gergen 2002) an den Tag legten. Der auf das Smartphone-Display gerichtete Blick und die auf dem Display tippenden Finger sind hier nur weitere Möglichkeiten, der Regel höflicher Gleichgültigkeit zu folgen und direkter Kontaktaufnahme in der Öffentlichkeit auszuweichen. In urbanen Transitzonen wurden diese Verhaltensweisen schnell adaptiert.

Bis heute betrachten viele ZeitgenossInnen Smartphones als bloße Fortsetzung dieser medientechnischen Entwicklungslinie, die NutzerInnen von der unmittelbaren Erfahrung öffentlicher Orte ablenkt, sie in virtuelle Informationsblasen eintauchen lässt und die soziale Distanz zu Mitmenschen vergrößert. Dabei werden oftmals die neuen Nutzungsweisen übersehen, die durch die Standort- und Bewegungsinformationen ermöglicht werden, welche die Smartphones mit ihren GPS-Empfängern, Beschleunigungsmessern und Kompassen ermitteln. Diese Standortfunktionen in Kombination mit dem Zugang zum mobilen Internet machen Smartphones zur idealen Hardware für »lokative Medien« (Frith 2015): Das sind mobile Apps, die auf die Standortfunktionen von Smartphones zugreifen, um Informationen aus dem Internet abzurufen, die auf den aktuellen Standort der NutzerInnen zugeschnitten sind. Mithilfe solcher Apps wird das Smartphone beispielsweise zum »sozialen Radar«, das in der Nähe befindliche FreundInnen oder FlirtpartnerInnen aufspürt.

Anstatt die Menschen von räumlichen Erfahrungen abzulenken, schaffen lokative Medien neue Möglichkeiten, mit Orten und Menschen in Beziehung zu treten. Lokative Medien sind das Versprechen einer umfänglichen »Konvergenz zwischen virtuellen und realweltlichen Räumen« (Löw et al. 2008: 81). Auf dem Bildschirm des Smartphones entsteht ein »hybrider Raum« (de Souza e Silva 2006), der von den NutzerInnen gleichermaßen als physisch, sozial und digital erlebt wird (vgl. Frith 2015: 8). Vor allem die jüngere Generation integriert lokative Medien ganz selbstverständlich in ihre alltäglichen Routinen und Kommunikationen. Es gibt eine Vielzahl empirischer Studien darüber, wie lokative Medien räumliche Aspekte des urbanen Lebens verändert haben, darunter Dating, Identitätskonstruktionen, Orientierungsvermögen, Spielen und soziale Netzwerke (vgl. z.B. Buschauer/Willis 2013a; de Souza e Silva/Sutko 2009; de Souza e Silva/Sheller 2015; Wilken/Goggin 2015). Wir wissen jedoch nur relativ wenig darüber, wie sich die Hybridisierung des Stadtraums auf die Bedeutung öffentlicher Orte und ihre wahrgenommene Zugänglichkeit auswirkt.

Indem das CAMPP-Modell die besondere Rolle von Wissen, Bedeutungszuschreibungen und Interaktionsformen betont, liefert es uns eine analytische Perspektive darauf, welche Prozesse die wahrgenommene Zugänglichkeit öffentlicher Orte konstituieren. Im empirischen Teil dieser Untersuchung gehen wir daher der Frage nach, wie die Nutzung lokativer Medien in diese Konstitutionsprozesse eingreift. Im Folgenden wollen wir

diese Frage beispielhaft anhand des lokativen Empfehlungsdiensts Foursquare City Guide durchspielen.

Mediatisierungseffekte am Beispiel des Foursquare City Guide

Viele lokale Medien annotieren öffentliche Orte mit digitalen Informationen wie Fotos, Berichten oder Bewertungen. Technisch betrachtet, bezieht sich der Begriff »Annotation« auf die Verknüpfung von GPS-Koordinaten mit nutzergenerierten Informationen. Soziologisch betrachtet, fügen Annotationen, wenn sie für andere NutzerInnen sichtbar sind, öffentlichen Orten zusätzliche Bedeutungen hinzu; sie fungieren als digitale Äquivalente physischer Anzeigetafeln, Plakate oder Graffiti. Der Foursquare City Guide ist ein gutes Beispiel, um das Phänomen der Annotationen zu untersuchen. Im Jahr 2014 überstieg die Zahl der registrierten NutzerInnen erstmals 50 Millionen. Bis heute profitiert Foursquare City Guide in hohem Maße von der Fülle der Annotationen, die die Mitglieder dieser Welt generieren. Sie haben das Unternehmen hinter dem Foursquare City Guide zu einem der weltweiten Marktführer im Bereich der digitalen Kartierung gemacht (vgl. Frith 2015: 96ff.; Wilken 2019: 67ff.). Auch große Plattformen wie Google Maps oder Facebook integrieren in ihren App-Versionen zunehmend lokale Funktionen, wobei sie sich auffallend stark am Design des Foursquare City Guide orientieren.

Um die Nutzungseffekte von Foursquare City Guide zu erforschen, haben wir eine Kombination verschiedener qualitativer Methoden eingesetzt. Zunächst führten wir eine explorative Artefaktanalyse der App durch, in der wir uns selbst mit der App und ihren Nutzungsoptionen vertraut machten und diesen Prozess auto-ethnografisch beobachteten. Zudem untersuchten wir das Spektrum der Annotationen exemplarisch für den Kollwitz-Platz im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg. Das Funktionsspektrum des Foursquare City Guide umfasst verschiedene Suchfunktionen für Restaurants, Geschäfte und andere Orte. Der Walkthrough durch die Funktionen (Light et al. 2016) ergab, dass die App in vielerlei Hinsicht den App-Versionen konkurrierender Dienste wie Yelp oder Tripadvisor ähnelt. Im Gegensatz zu seinen Mitbewerbern beschränkt sich der Foursquare City Guide nicht auf Restaurants oder Hotels, aber ein kurzer Blick in die App zeigt, dass die überwiegende Mehrzahl der Annotationen auf Essen, Freizeit oder Reisen ausgerichtet ist. Die

NutzerInnen suchen mithilfe digitaler Karten und Listen nach Orten in ihrer Umgebung, die sie nach Kategorien, Bewertungen oder Suchwörtern filtern können. Die App bietet die Möglichkeit, sich mittels der annotierten Fotos, Bewertungen oder kurzen Berichte einen schnellen Eindruck von einem Ort zu verschaffen. Ihren eigenen Berichten, die in der App »Tipps« heißen, können NutzerInnen zusätzliches Gewicht und Glaubwürdigkeit verleihen, indem sie anderen mittels eines »check-in« anzeigen, dass sie die entsprechenden Koordinaten auch tatsächlich physisch aufgesucht haben.

Im Zuge unserer Beschäftigung mit der App traten wir schnell in Kontakt mit einigen der sogenannten »SuperuserInnen« von Foursquare und konnten mit vier von ihnen Interviews führen. Bei Foursquare ist »Superuser« die Bezeichnung für diejenigen NutzerInnen, die besonders aktiv sind bei der Produktion nutzergenerierter Inhalte und sich dabei nicht darauf beschränken, Fotos hochzuladen oder Tipps zu schreiben, sondern darüber hinaus auch Infrastrukturaufgaben übernehmen. So helfen sie etwa dabei, digitale Karten und Listen aktuell zu halten, indem sie beispielsweise veraltete Einträge löschen oder aktualisieren. Die Kontrastgruppe bilden elf ProbenutzerInnen, die bislang wenig oder keine Erfahrung mit der App hatten und sie erst im Rahmen der Teilnahme an unserer Studie genauer kennenlernten. Diesen ProbenutzerInnen haben wir über einen Zeitraum von vier Wochen eine Reihe typischer Aufgaben zur Nutzung von Foursquare City Guide gestellt und ihre Nutzungsweisen in einem Medientagebuch dokumentieren lassen. Zusätzlich haben wir mit ihnen im Vorfeld und nach Abschluss dieser vier Wochen Interviews durchgeführt. Alle Interviews wurden aufgezeichnet, transkribiert und kodiert.

Einige frühe Studien zu lokativen Medien gingen davon aus, dass Nicht-Orte wie Bahnhöfe oder Flughäfen eine symbolische Aufwertung erfahren, weil die NutzerInnen von Empfehlungsdiensten dazu neigen, diese Orte besonders häufig zu kommentieren (vgl. z.B. Buschauer/Willis 2013b: 33). Aus unserer Empirie ergibt sich hier ein anderes Bild. Der thematische Schwerpunkt bei Annotationen zu Transitzonen liegt darauf, grundlegendes Nutzungswissen zu teilen. Ansonsten werden sie von unseren InterviewpartnerInnen als eher uninteressante Orte für Annotationen betrachtet. Dies kommt in der folgenden Interviewpassage besonders schön zum Ausdruck:

I: »Wann schreibst du denn Tipps? Oder lädst Fotos hoch?«

B: »Also ich gucke, wenn jetzt zum Beispiel (...) Am Berlin Hauptbahnhof werde ich keinen Tipp schreiben. Außer vielleicht (...) ich glaube da habe ich mal einen Tipp geschrieben, denn irgendwann (...) das ist jetzt möglicherweise nicht mehr so, aber früher hat man kaum Schließfächer im Hauptbahnhof gefunden oder die waren alle voll und so.«

I: »Den Tipp fand ich sehr gut den habe ich mal angezeigt bekommen!« (Lachen)

B: »Und dann haben sie dieses Gepäckcenter irgendwann eingerichtet (...). Da konnte man zwischen diesen beiden Gleisen einfach für 5 Euro seinen Koffer abgeben ohne lange suchen zu müssen nach einem Fach. Das ist doch mal eine Hilfe in so einem großen Gebäude! Ja, wenn mir sowas spezielles einfällt, was neuankommenden Reisenden helfen könnte.« (Superuser, 43 Jahre)

Annotationen zu Transitzonen thematisieren allerlei praktisches Wissen, das es Menschen ermöglicht, sich reibungslos durch den öffentlichen Raum zu bewegen. Neben Schließfächern annotierten unsere InterviewpartnerInnen zum Beispiel auch WiFi-Passwörter, Abkürzungen oder Läden für täglichen Reisebedarf. Durch die Weitergabe dieses lokalen Wissens entlasten sich die NutzerInnen von Foursquare City Guide wechselseitig von dem Erfordernis, Fremde auf der Straße anzusprechen und nach dem Weg oder um Hilfe zu fragen, und tragen dadurch zum begegnungslosen Nebeneinander der Menschen an diesen Orten bei. Mit anderen Worten: Sie bestätigen und verstärken deren Bedeutung als *Transitzonen*.

Die relative Bedeutungsarmut von Orten, die wir als Transitzonen klassifizieren, kommt auch im folgenden Screenshot zum Ausdruck. Er zeigt eine Straßenbahnhaltestelle im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg, wie sie der Foursquare City Guide darstellt (Abb. 2). Neben allgemeinen Informationen wie dem tageszeitlichen Fahrgastaufkommen finden NutzerInnen nur einen einzigen, viele Jahre alten Tipp, der auf eine in der Nähe befindliche Lokalität hinweist, in der sich Wartende mit Kaffee und Kuchen versorgen können.

Deutlich mehr annotiertes Wissen finden NutzerInnen, wenn sie *Plätze* mittels Foursquare City Guide betrachten. Unsere exemplarische Untersuchung für den Kollwitz-Platz, der zu den beliebten Flanier- und Ausgeh-Orten in Berlin gehört und ebenfalls im Stadtteil Prenzlauer Berg liegt, zeigt eine Vielzahl von Tipps, die im Stil von Smalltalk verfasst sind: Es werden typische Themen für Smalltalk an Plätzen dieser Art angesprochen, die von

Warnungen vor zu hohen Preisen bis hin zu verschiedenen Empfehlungen reichen, wie sich BesucherInnen die Zeit vertreiben können (Abb. 3). Da es sich beim Kollwitzplatz auch um einen touristischen Hotspot handelt, sind viele Tipps in englischer Sprache verfasst.

Wie im Smalltalk üblich, handelt es sich bei diesen Tipps um eine Aneinanderreihung kurzer Kommentare, die inhaltlich wenig oder gar nicht aufeinander bezogen sind und wenig Angriffsfläche für Missbilligungen bieten. Auch hier beobachten wir eine Tendenz, dass sich in den Annotationen bestehende ortsbezogene Bedeutungsstrukturen eher widerspiegeln, als dass die Annotationen genutzt würden, andersartige Bedeutungen hinzuzufügen.

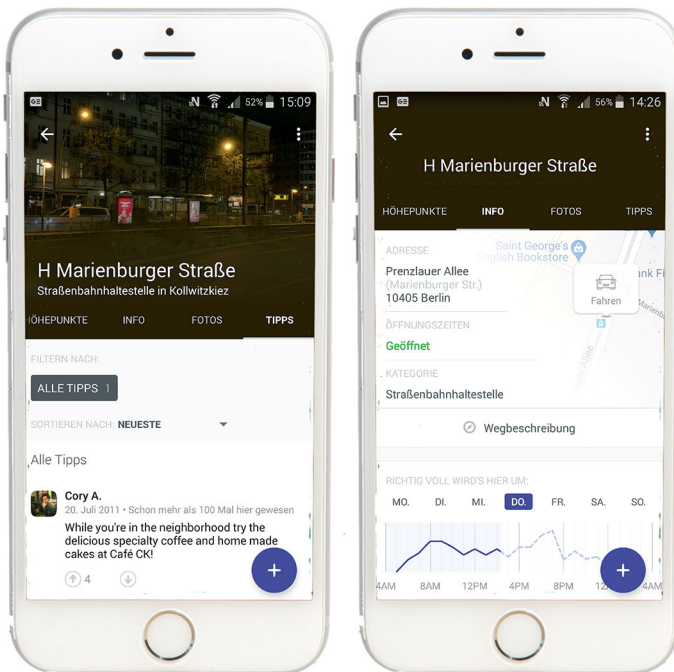


Abb. 2: Straßenbahnhaltestelle im Foursquare City Guide. Aufnahmen: Eric Lettkemann/Ingo Schulz-Schaeffer | Technische Universität Berlin 2020.

Ein beträchtlicher Teil der nutzergenerierten Inhalte auf Foursquare City Guide stellt Wissen über Lokalitäten bereit. Mangelndes Wissen über die Bedeutung von Lokalitäten als Orte bestimmter sozialer Welten beschränkt

unseren Überlegungen zufolge deren wahrgenommene Zugänglichkeit. Das über einen Empfehlungsdienst wie Foursquare zugängliche Wissen ermöglicht Einblicke in solche Lokalitäten, die zumindest teilweise von InsiderInnen oder Stammgästen kommen. Sie würde man andernfalls nur vor Ort oder durch persönliche Bekanntschaften erlangen. Diese Einblicke machen einen natürlich noch nicht zum Mitglied der betreffenden sozialen Welt. Aber sie könnten die Hemmschwelle senken, entsprechende Lokalitäten als TouristIn zu besuchen. Hinsichtlich des Einflusses lokativer Medien auf die wahrgenommene Zugänglichkeit von Lokalitäten stellt sich uns die folgende Frage: Lässt sich eine solche Wirkung beobachten?

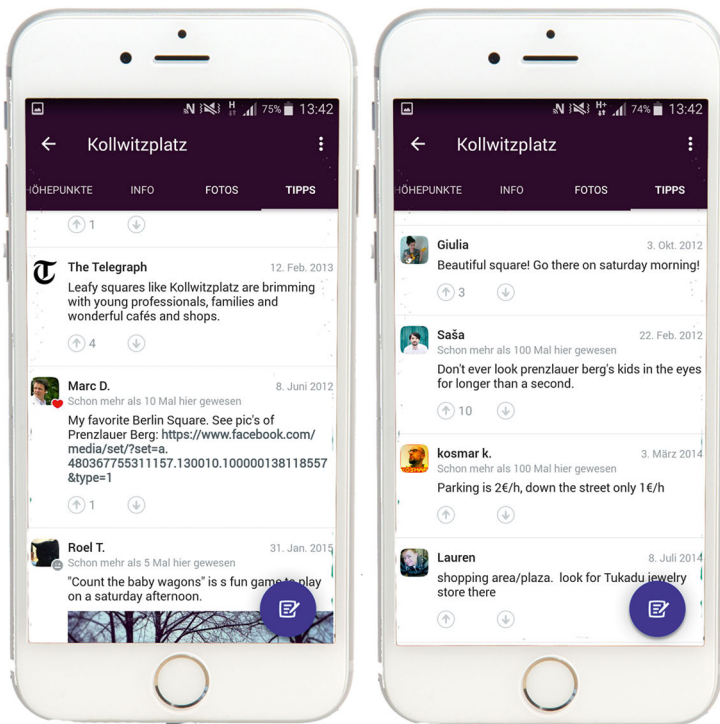


Abb. 3: Der Kollwitzplatz im Foursquare City Guide, Aufnahmen: Eric Lettkemann/Ingo Schulz-Schaeffer | Technische Universität Berlin 2020.

In unserer Stichprobe ist dies sowohl bei den SuperuserInnen als auch bei den ProbenutzerInnen eine eher seltene Nutzungsweise. Ganz überwiegend wird

der Empfehlungsdienst genutzt, um mehr Orte zu finden, die schon besuchten Orten ähneln. Die Suchfilter des Foursquare City Guide und ähnlicher Empfehlungsdienste erlauben NutzerInnen die Suche nach Orten mit bestimmten Merkmalen. Viele unserer Befragten nutzen dies, um mittels Suchkategorien und Stichworten gezielt nach Orten Ausschau zu halten, die zu ihrem Lebensstil passen. Die Tendenz zur Suche nach sozialweltlich vertrauten Lokalitäten wird verstärkt durch algorithmisch generierte Empfehlungen, die der Algorithmus der App auf der Grundlage dessen erstellt, welche Orte die Nutzerin zuvor besucht und positiv bewertet hat. Die Orientierung an eigenen sozialweltlichen Präferenzen muss den NutzerInnen nicht bewusst sein, sondern kann mit stillschweigender Selbstverständlichkeit bei der Nutzung der Empfehlungsdienste zum Tragen kommen. Dies veranschaulicht die folgende Interviewpassage besonders deutlich, in der eine Informatikerin darüber reflektiert, wie sie nach Cafés sucht, während sie durch die Straßen ihres »Kiez« streift und dabei auch den Foursquare City Guide verwendet:

»Ich habe schon das Gefühl, dass sich die [Orte] irgendwie ähneln, das ist ja, man geht ja irgendwohin, was einen anspricht, also weiß ich nicht, selbst gerösteter Kaffee findet man irgendwie toll und deshalb sucht man Läden, die genau so was machen. Also die sind dann schon irgendwie alle gleich, klein, begehrt, gut bewertet. Also die ähneln sich wahrscheinlich, ja. Habe ich gar nicht drauf geachtet, aber wird wohl so sein, denke ich.« (Probenutzerin, 31 Jahre)

Viele NutzerInnen berichten, dass sie jene Orte, die ihren Präferenzen entsprechen, häufig anhand von Fotos erkennen, die Innenräume, Speisen oder Einrichtungsgegenstände darstellen. Dies unterstreicht noch einmal den Punkt, dass in den Annotationen zu Lokalitäten sozialweltliche Sonderwissensbestände zum Ausdruck kommen. Denn es ist ein Charakteristikum allen Sonderwissens, dass es nur begrenzt sprachlich explizierbar ist und sich in den zugehörigen Praktiken und Erzeugnissen häufig einfacher visuell zu erkennen gibt.

Eine durch Zugehörigkeit zu sozialen Welten und die korrespondierenden Lebensstile gefilterte Raumwahrnehmung gehört schon seit Entstehung der Großstädte zu den Praktiken des urbanen Lebens, um die sensorische Reizüberflutung und das Überangebot öffentlicher Orte zu bewältigen. GroßstädterInnen waren schon immer selektiv auf ihre Lokalitäten fokussiert. Das Informationsangebot über Lokalitäten und die entsprechenden

Suchmöglichkeiten mobiler Empfehlungsdienste werden ebenfalls überwiegend als ein Mittel genutzt, um sozialweltlich passende Lokalitäten zu finden. Als Folge der Nutzung von Foursquare City Guide scheint sich die Mobilität im öffentlichen Raum zu erhöhen, aber nicht dessen wahrgenommene Zugänglichkeit. Die NutzerInnen finden durch den Empfehlungsdienst durchaus Orte, die sie sonst nicht gefunden hätten. Die meisten NutzerInnen verbleiben dabei aber innerhalb der Grenzen ihrer eigenen sozialen Welten, weil sie Orte herausfiltern, die nicht ihren sozialen Präferenzen entsprechen. Vermutlich verstärken die technischen Filter sogar noch die wahrgenommenen Zugangsbeschränkungen, da Personen, die sich mithilfe eines Empfehlungsdiensts durch die Stadt bewegen, auch solche Situationen minimieren, in denen sie zufällig Orte betreten, die von ihren Präferenzen abweichen.



Abb. 4: Die Repräsentation von Szenewissen im Foursquare City Guide, Aufnahmen: Eric Lettkemann/Ingo Schulz-Schaeffer | Technische Universität Berlin 2020.

Abbildung 4 zeigt eine exemplarische Liste der am besten bewerteten Lokalitäten, die NutzerInnen angezeigt bekommen, wenn sie am Kollwitzplatz nach nahegelegenen Orten suchen, die nach dem Stichwort »vegan food« gefiltert werden. In der Abbildung ist ebenfalls zu erkennen, wie Szenewissen visuell kommuniziert wird. So verweist der abgebildete Avocado-Toast auf einen szenetypisch äußerst beliebten Frühstückssnack, der in keinem Berliner Szene-Restaurant fehlen darf. Der zum Foto gehörende schriftliche Tipp weist zudem auf LiebhaberInnen elektronischer Musik als das adressierte Publikum hin.

Die Möglichkeit, die zur individuellen sozialweltlichen Orientierung passenden Lokalitäten mithilfe lokativer Empfehlungsdienste noch einfacher zu finden und noch zielsicherer ansteuern zu können als zuvor, bietet der Foursquare City Guide aber nicht allen sozialen Welten gleichermaßen. Die Informationen, die dieser und andere Empfehlungsdienste anbieten, sind nutzer-generierte Inhalte. Das Spektrum der dort repräsentierten sozialen Welten und ihrer Lokalitäten ist dementsprechend begrenzt durch das Spektrum derer, die diese Inhalte produzieren. Es ist bereits aus der Literatur bekannt, dass dies zu einer Verzerrung der Repräsentation unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen entlang sozio-demografischer und ethnischer Merkmale führt (Frith 2017). Die entsprechende Beobachtung macht auch eine unserer ProbenutzerInnen, die mithilfe des Foursquare City Guide ihr Viertel in einem stark von türkischen MigrantInnen geprägten Berliner Bezirk erkundet hatte:

I: »Findest du, das ist eine realitätsgetreue Spiegelung deines Viertels?«

A: »Also ich habe jetzt nicht so lange hier gewohnt, deswegen kann ich das nicht beurteilen. Ich glaube, dafür, dass ich im Wedding bin, wurden mir viel zu wenige Dönerläden vorgeschlagen.« (Lachen)

I: »Okay. Ja, ja.«

A: »Hier gibt es megaviele Dönerläden, und man merkt einfach, dass hier so 50 Prozent mindestens oder nee, 30 Prozent der Leute irgendwie was mit der Türkei zu tun haben. Wenn ich die Realität anschau und Foursquare angucke, dann kommt mir Foursquare ein bisschen zu europäisch vor.«

I: »Okay. Also hast du das, wie würdest du dann das Bild beschreiben, was bei Foursquare so gezeigt wird, europäisch, und vielleicht noch irgendwie andere Attribute, die dir einfallen?«

A: »Europäisch, progressiv, kreativ und auch so ein bisschen grün, halt.« (Probenutzerin, 21 Jahre)

Der von unserer Interviewpartnerin hier beschriebene Ausschnitt der städtischen Bevölkerung deckt sich in etwa mit der Zusammensetzung der BesucherInnen eines Fantreffens, das am jährlichen »Foursquare Day« in Berlin stattfand und an dem wir 2018 und 2019 teilnehmen konnten. Viele der SuperuserInnen, mit denen wir gesprochen haben, bestätigen, dass die Annotationen des Foursquare City Guide vorwiegend das Spektrum derjenigen sozialen Welten repräsentiert, denen die Mitglieder dieser Bevölkerungsteile angehören, und dass zudem auch die algorithmisch generierten Vorschläge bei der Suche nach neuen Orten einen entsprechenden Scheuklappeneffekt zeitigen. Sie halten dies aber nicht für einen Nachteil, sondern argumentieren, dass ein gewisses Maß an Ähnlichkeit der NutzerInnen es erleichtere, den Empfehlungen und Geschmackseinschätzungen anderer NutzerInnen zu vertrauen.

Insgesamt zeigt sich mithin in unserer Untersuchung von Foursquare City Guide als Haupttendenz der Nutzung, den Bewegungsradius im öffentlichen Raum zu erweitern, ohne die Grenzen der eigenen sozialen Welten zu verlassen, eine Nutzungsweise, die bei den drei Typen öffentlicher Orte, die unser CAMPP-Modell unterscheidet, in je spezifischer Weise realisiert wird.

Fazit

Mit dem CAMPP-Modell haben wir einen Weg aufgezeigt, wie verschiedene Typen von öffentlichen Orten beschrieben und anhand der Merkmale wahrgenommener Zugänglichkeit, Form des bedeutungsstiftenden Wissens und Interaktionsformen empirisch unterschieden werden können. Jeder Ortstyp wird durch eine Bedeutungsstruktur charakterisiert, die sich in diesen drei Merkmalen manifestiert. Derzeit überlagern lokative Medien öffentliche Orte mit zusätzlichen digitalen Bedeutungszuschreibungen. Die Effekte dieser Mediatisierungswelle sind noch unzureichend erforscht. Das CAMPP-Modell hat sich als ein nützliches analytisches Instrument erwiesen, um nachzuzeichnen, wie lokative Empfehlungsdienste die Kontinuität und Verstärkung gegebener Bedeutungsstrukturen beitragen können. Unsere exemplarische Analyse anhand von Foursquare City Guide hat gezeigt, dass das Wissen, das NutzerInnen in der App teilen, anderen NutzerInnen hilft, ihr Verhalten an die gegebenen Bedeutungen von Orten anzupassen. Im Fall von Lokationen gelingt es Empfehlungsdiensten einerseits, das Bedürfnis

mobiler NutzerInnen nach neuen Erfahrungen zu stillen, indem sie sie stetig mit Ortsvorschlägen versorgt. Andererseits vollbringen personalisierte Suchfilter und algorithmisch generierte Ortsempfehlungen in Verbindung mit den beschriebenen Nutzungspraktiken das Kunststück, die etablierten Beschränkungen der wahrgenommenen Zugänglichkeit öffentlicher Orte aufrechtzuhalten, indem sie NutzerInnen zu solchen Orten dirigieren, die ihren sozialweltlichen Präferenzen entsprechen. Dies trägt dazu bei, dass zufällige Überschreitungen sozialweltlicher Grenzen auch in Zeiten wachsender Mobilität der StadtbewohnerInnen gering bleiben.

Empfehlungsdienste decken allerdings nur einen Teil des Funktionspektrums lokativer Medien ab. Wir haben das CAMPP-Modell daher auch für vergleichende Analysen von Apps konzipiert. An anderer Stelle werden wir zum Beispiel die Effekte lokativer Empfehlungen mit denen lokativer Spiele vergleichen. Da lokative Spiele, wie das populäre Pokémon Go, öffentliche Orte in Spielplätze verwandeln und ein breiteres Spektrum sozialer Welten anziehen, haben sie ein höheres Potenzial, die gegebenen Bedeutungsstrukturen zu verändern.

Literatur

- Augé, Marc (1994): *Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*. Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- Baumann, Zygmunt (1995): *Postmoderne Ethik*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Becker, Howard S. (2017): *Kunstwelten*. Hamburg: Avinus.
- Beinstein, Judith (1975): Small Talk as Social Gesture. In: *Journal of Communication*, Jg. 25, Nr. 4, S. 147-154.
- Bull, Michael (2004): Thinking about Sound, Proximity, and Distance in Western Experience: The Case of Odysseus's Walkman. In: Erlmann, Veit (Hg.): *Essays on Sound, Listening, and Modernity*. New York: Berg, S. 173-190.
- Buschauer, Regine/Willis, Katharine S. (Hg.) (2013a): *Locative Media. Medialität und Räumlichkeit – Multidisziplinäre Perspektiven zur Verortung der Medien/Multidisciplinary Perspectives on Media and Locality*. Bielefeld: transcript.

- Buschauer, Regine/Willis, Katharine S. (Hg.) (2013b): Einleitung. In: Buschauer, Regine/Willis, Katharine S. (Hg.): *Locative Media. Medialität und Räumlichkeit*. Bielefeld: transcript, S. 7-23.
- Clarke, Adele E. (1991): Social Worlds/Arenas Theory as Organizational Theory. In: Maines, David R. (Hg.): *Social Organization and Social Process: Essays in Honor of Anselm Strauss*. Hawthorne, NY: Aldine, S. 119-158.
- Frith, Jordan (2015): *Smartphones as Locative Media*. Cambridge: Polity Press.
- Frith, Jordan (2017): Invisibility Through the Interface: The Social Consequences of Spatial Search. In: *Media, Culture & Society*, Jg. 39, Nr. 4, S. 536-551.
- Gergen, Kenneth J. (2002): The Challenge of Absent Presence. In: Katz, James/Aakhus, Mark (Hg.): *Perpetual Contact. Mobile Communication, Private Talk, Public Performance*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 227-241.
- Gieryn, Thomas F. (2000): A Space for Place in Sociology. In: *Annual Review of Sociology*, Jg. 26, S. 463-496.
- Goffman, Erving (2009 [1963]): *Interaktion im öffentlichen Raum*. Frankfurt a.M. u.a.: Campus.
- Hepp, Andreas/Kubitschko, Sebastian/Marszolek, Inge (Hg.) (2018): *Die mediatisierte Stadt. Kommunikative Figurationen des urbanen Zusammenlebens*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hitzler, Ronald/Bucher, Thomas/Niederbacher, Arne (2001): *Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hüttermann, Jörg (2017): *Flüchtige Begegnungen – Ausweichinteraktionen – Konflikte. Expertise über die Erforschung von Machtdynamiken und Intergruppenbeziehungen im Alltag stadtgesellschaftlicher Diversität*. FGW-Studie, Integrierende Stadtentwicklung 03. Düsseldorf: FGW – Forschungsinstitut für gesellschaftliche Weiterentwicklung e.V.
- Irwin, John (1977): *Scenes*. Beverly Hills, CA: Sage.
- Jacobs, Jane (1961): *The Death and Life of Great American Cities*. New York: Random House.
- Lazzari, Marco (2012): *The Role of Social Networking Services to Shape the Double Virtual Citizenship of Young Immigrants in Italy*. Proceedings of the IADIS International Conference on ICT, Society and Human Beings 2012, Lisbon.
- Light, Ben/Burgess, Jean/Duguay, Stefanie (2016): The Walkthrough Method: An Approach to the Study of Apps. In: *New Media & Society*, Jg. 20, Nr. 3, S. 881-900.

- Lofland, Lyn H. (1973): *A World of Strangers: Order and Action in Urban Public Space*. New York: Basic Books.
- Lofland, Lyn H. (1998): *The Public Realm: Exploring the City's Quintessential Social Territory*. New Brunswick, NJ: Transaction Publishers.
- Löw, Martina/Steets, Silke/Stoetzer, Sergeij (2008): *Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie*. 2. akt. Aufl. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Park, Robert E. (1915): The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the City Environment. In: *The American Journal of Sociology*, Jg. 20, Nr. 5, S. 577-612.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (2003): *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz: UVK/UTB.
- Sennett, Richard (2004 [1977]): *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens: Die Tyrannei der Intimität*. Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- Simmel, Georg (1911): Soziologie der Geselligkeit. In: Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) (Hg.): *Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages vom 19.-22. Oktober 1910 in Frankfurt a.M.*. Tübingen: Mohr, S. 1-16.
- Simmel, Georg (1995 [1903]): Die Großstädte und das Geistesleben. In: Kramme, Rüdiger/Rammstedt, Angela/Rammstedt, Otthein (Hg.): *Georg Simmel Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908*, Band 1. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 116-131.
- de Souza e Silva, Adriana (2006): From Cyber to Hybrid: Mobile Technologies as Interfaces of Hybrid Spaces. In: *Space and Culture*, Jg. 9, Nr. 3, S. 261-278.
- de Souza e Silva, Adriana/Sutko, Daniel M. (Hg.) (2009): *Digital Cityscapes: Merging Digital and Urban Playspaces*. New York: P. Lang.
- de Souza e Silva, Adriana/Sheller, Mimi (Hg.) (2015): *Mobility and Locative Media: Mobile Communication in Hybrid Spaces*. London u.a.: Routledge.
- Strauss, Anselm L. (1961): *Images of the American City*. New York: Free Press.
- Strauss, Anselm L. (1993): *Continual Permutations of Action*. New York: de Gruyter.
- Unruh, David R. (1980): The Nature of Social Worlds. In: *The Pacific Sociological Review*, Jg. 23, Nr. 3, S. 271-296.
- Whyte, William F. (1996): *Street Corner Society: Die Sozialstruktur eines Italienerviertels*. Berlin: De Gruyter.
- Wilken, Rowan (2019): *Cultural Economies of Locative Media*. New York: Oxford University Press.

Wilken, Rowan/Goggin, Gerard (Hg.) (2015): *Locative Media*. New York: Routledge.

Zifonun, Darius/Soeffner, Hans-Georg (2006): Die soziale Welt des FC Hochstätt Türkspor. In: *Sociologia Internationalis*, Jg. 44, Nr. 1, S. 21-55.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Drei Typen öffentlicher Orte im CAMPP-Modell. Darstellung: Eric Lettkemann/Ingo Schulz-Schaeffer | Technische Universität Berlin 2020.

Abb. 2: Straßenbahnhaltestelle im Foursquare City Guide. Aufnahmen: Eric Lettkemann/Ingo Schulz-Schaeffer | Technische Universität Berlin 2020.

Abb. 3: Der Kollwitzplatz im Foursquare City Guide, Aufnahmen: Eric Lettkemann/Ingo Schulz-Schaeffer | Technische Universität Berlin 2020.

Abb. 4: Die Repräsentation von Szenewissen im Foursquare City Guide, Aufnahmen: Eric Lettkemann/Ingo Schulz-Schaeffer | Technische Universität Berlin 2020.

Global-lokales Raumwissen

Global Middle Class?

Spurensuche in Nairobi und Berlin

Gunter Weidenhaus, Eva Korte

Einleitung

Im Zusammenhang mit dem Globalisierungsdiskurs hat in jüngster Zeit die vermeintliche Entstehung einer *global middle class* für einigen Diskussionsstoff gesorgt. Die Hoffnungen auf eine von Demokratisierung und Wohlstandsmehrung geprägte Welt scheinen sich immer weniger an Globalisierung selbst, sondern an die Vergrößerung dieser sozialstrukturellen Gruppe zu heften.¹ Dabei wird diese Mittelschicht zwar zumeist rein ökonomisch definiert, die Hoffnungen aber auf angeblich gemeinsame Wertvorstellungen und Interessenlagen der Mittelschichtssituierten gesetzt. Inwieweit solche Gemeinsamkeiten aber überhaupt bestehen, ist empirisch bisher weitgehend ungeklärt. Liefße sich inhaltlich bestimmen, um welche Wertvorstellungen und Interessenlagen es sich genau handelt, wäre das Sprechen von einer *global middle class* durchaus gerechtfertigt. Darüber hinaus wäre zu fragen, inwieweit wir es denn mit einer *globalized middle class* zu tun haben, also ob den vermeintlich gemeinsamen Lebensführungsmustern ein globalisiertes Bewusstsein inhärent ist, das ein gewisses Maß an solidarischem Klassenbewusstsein erwarten lässt.

Wir wollen in diesem Aufsatz also fragen, ob sich Hinweise auf gemeinsame Orientierungen von Mittelschichtssituierten finden lassen und wie sich diese zur Imagination einer Welt, also zum Globalen, verhalten. Wir beginnen diese Spurensuche bei maximal unterschiedlichen Mittelschichts-

1 Federführend in diesem Diskurs sind die ÖkonomInnen der Weltbank (vgl. z.B. Kharas/Hamel 2018).

angehörigen in Nairobi und Berlin. Die dortigen Mittelschichten sind historisch ganz anders und zu anderen Zeitpunkten entstanden, befinden sich materiell auf unterschiedlichen Niveaus und existieren in ganz verschiedenen sozial-organisatorischen Kontexten. Sollten sich dennoch Gemeinsamkeiten hinsichtlich der Lebensführung zeigen lassen, so wäre dies ein starkes Argument für die tatsächliche Entstehung einer *global middle class*.

Wir werden im Folgenden zunächst ein Konzept globaler Mittelschichten entwickeln und anschließend die Orientierungen und Lebensführungsmuster von Mittelschichtssituierten in Nairobi und Berlin auf Basis von narrativ-biografischen Interviews vergleichen. Anhand dieser Befunde zu Gemeinsamkeiten und Unterschieden wollen wir die Frage beantworten, ob sinnvoll von einer *global middle class* gesprochen werden kann und wie sich Mittelschichtssituierte in Nairobi und Berlin zum Globalen positionieren.

Das Konzept der »Global Middle Class«

Den im globalen Maßstab wachsenden Mittelschichten wird zu Beginn des 21. Jahrhunderts einiges an sozial- und wirtschaftswissenschaftlicher Aufmerksamkeit zuteil. Das Sprechen von einer *global middle class* wird damit begründet, dass zum einen mit ihrem Anwachsen ein neues Konsumverhalten die weltwirtschaftliche Produktion entscheidend prägt und zum anderen diese soziale Lage mit bestimmten politisch einflussreichen Interessen und Lebensführungsmodellen einhergeht. Es geht also sowohl um materielle als auch um im weitesten Sinne kulturtheoretisch begründete Effekte.

Bezüglich der kulturellen Effekte sind im Diskurs über globale Mittelschichten eine ganze Reihe zumeist positiver Attribuierungen anzutreffen: Die Mittelschichten stünden für »die integrierte Gesellschaft, ein Modell sozialen Ausgleichs, eine wichtige Trägergruppe gesellschaftlicher Entwicklung und eine spezifische und die Gesellschaft stabilisierende Form der Lebensführung« (Mau 2014: 3). Sie seien außerdem als Gruppe der zentrale Antrieb für sozialen Wandel. Ihnen wird die Trägerschaft neuer Lebensentwürfe zugesprochen, sie gelten als stark eingebunden in globale, technologische wie mediale Strukturen und werden als treibende Kraft hinter Innovationsprozessen gesehen (Kharas 2010). Gleichzeitig gelten die Mittelschichten als politisch engagiert und dabei eher moderat, sodass von ihnen soziale Kohäsionseffekte erwartet werden (Pezzini 2012; Kharas/Ha-

mel 2018). Empirisch ist allerdings vollkommen unklar, inwieweit sich diese postulierten Gemeinsamkeiten finden lassen und solche positiven Attribuerungen zutreffend sind. Um diese Lücke zu adressieren, geht dieser Beitrag auf die Suche nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden in Lebensführungsmustern von Mittelschichtssituiereten in Nairobi und Berlin. Dazu ist eine Heuristik notwendig, die auf theoretischer Ebene eine Verbindung von materieller Ressourcenausstattung und Lebensführungsmustern herstellen kann. Daher werden wir im Folgenden ein Konzept von Mittelschichten vorstellen, das ökonomische Mittellagen mit einem spezifischen Lebensführungsmuster, nämlich investiver Statusarbeit, verbindet.

Ökonomische Bestimmung

Die Bestimmung einer mittleren Ressourcenausstattung wird in Kenia zu-meist anders vorgenommen als in Deutschland (siehe unten). Auch wir gehen davon aus, dass sich vergleichbare Lebensstile in Kenia mit einem anderen Einkommen realisieren lassen als in Deutschland. Daher wird die Bestimmung von Mittelschichtseinkommen für Kenia und Deutschland getrennt vorgenommen.

Mittelschichten in Kenia

Im internationalen Diskurs über globale Mittelschichten finden sich, wie erwähnt, vorwiegend rein ökonomische Zuordnungen. In einer von Finanz- und Entwicklungsinstitutionen dominierten Debatte werden diese ökonomisch bestimmten Schichten als *global middle class* (Banerjee/Duflo 2008; Kharas 2010) bezeichnet, die je nach Berechnung 20 bis 50 Prozent der Weltbevölkerung umfasst. Weitgehend unabhängig von Berechnungsmethoden hat sich dieser Anteil seit dem Jahr 2000 ungefähr verdoppelt (Pezzini 2012; Milanovic 2016). In asiatischen Volkswirtschaften wie China und Indien, Brasilien und Chile in Südamerika sowie in vielen afrikanischen Ländern verzeichnet ein bedeutender Teil der Bevölkerung Einkommenszuwächse. Das Anwachsen der *global middle class* wird im *Global Trends 2030 Report* des US-amerikanischen National Intelligence Council (2012) als einer der Megatrends zu Beginn des 21. Jahrhunderts bezeichnet.

Für Kenia rechnet die African Development Bank (2011), um die Zugehörigkeit zur *global middle class* zu definieren, mit einem in Kaufkraftparitäten gerechneten Haushaltseinkommen von 4 bis 20 US-Dollar pro Tag und lehnt

sich damit an die Definition der Weltbank an. Der Bevölkerungsanteil mit einem solchen Einkommen ist in den letzten zwei Jahrzehnten in Kenia deutlich gestiegen. 4 US-Dollar am Tag liegen allerdings gerade über der national definierten Armutsgrenze (KNBS 2018) und ermöglichen insbesondere in Nairobi keinen mittelschichtorientierten Lebensstil. Unser kenianisches Sample konzentriert sich daher auf eine Einkommensspanne zwischen 10 und 50 US-Dollar am Tag (netto). Das Durchschnittseinkommen liegt in Kenia bei knapp 600 US-Dollar pro Monat (ca. 20 US-Dollar pro Tag; CEIC 2020), ist aber extrem ungleich verteilt (KNBS 2018).² Der von uns anvisierte Einkommensbereich umfasst inzwischen etwa das obere Viertel der nationalen Bevölkerung, ohne die obersten ein bis zwei Prozent, und ist zum größten Teil ebenfalls in den letzten zwei Jahrzehnten auf Basis eines relativ stabilen Wirtschaftswachstums (ca. fünf Prozent pro Jahr) entstanden. Die Gruppe mit diesem Einkommen stellt ökonomisch nicht die Mitte der kenianischen Gesellschaft dar, kann aber aus einer globalen Perspektive durchaus als mittelschichtssituiert verstanden werden. Gesprochen wird im Folgenden also weniger über eine kenianische Mittelschicht als vielmehr über eine globale Mittelschicht in Kenia.

Mittelschichten in Deutschland

Für die Bestimmung der Mittelschichten in Deutschland nach Einkommen ist eine Spanne von 70 bis 150 Prozent des Medianeinkommens geläufig. Ausgedrückt in bedarfsgewichtetem Nettoeinkommen liegt dieser Bereich ungefähr zwischen 40 und 100 US-Dollar pro Tag und damit deutlich höher als in Kenia. Obwohl weite Teile dieser Einkommensschicht global gesehen eher der Oberschicht zuzurechnen sind, lässt sich unterhalb dieses Einkommens in Deutschland kein mittelschichtorientierter Lebensstil realisieren und es bleiben kaum Ressourcen, um im Sinne einer investiven Statusarbeit etwas für die Zukunft zurückzulegen.

2 In einer Liste mit 158 Ländern, sortiert nach abnehmender Einkommensungleichheit, liegt Kenia auf Rang 23.

Kulturelle Bestimmung: Investive Statusarbeit

Rein ökonomische Bestimmungen anhand der Einkommenshöhe können nicht erklären, ob und inwieweit die Mittelschichten tatsächlich kollektive Orientierungen teilen und ob sie beispielsweise als eine besondere politisch-historische Kraft anzusehen sind. Wir fassen daher Mittelschichten über die ökonomische Bestimmung hinaus auch kulturell. Gemeint sind hier nicht distinkte nationalstaatliche oder ethnische Kulturen, sondern allgemeiner, dass sich eine bestimmte Ressourcenausstattung im Kontext einer kapitalistischen Weltwirtschaft mit bestimmten – sehr grob zu beschreibenden – Lebensführungsmustern verbindet. Das Lebensführungsmuster, um das es hier gehen soll, ist investive Statusarbeit. Dieses Konzept möchten wir um eine raumtheoretische Perspektive ergänzen.

Olaf Groh-Samberg et al. konstatieren, dass es zwar eine Vielzahl an empirisch fundierten, sozialwissenschaftlichen Untersuchungen zu den Lebensrealitäten der deutschen Mittelklasse gibt, es jedoch an einer theoretischen Klammer fehlt, welche den Zusammenhang zwischen der individuellen Ressourcenausstattung und »ermöglichender und limitierender institutioneller Strukturen« (2014: 222) beschreibt. »Lebenschancen und die bereichsspezifischen Handlungsmuster der Mittelschichten sind relativ gut bekannt« (ebd.), um jedoch die Mikro-Makro-Interdependenzen zwischen Ressourcen und Handlungsmustern von Angehörigen der Mittelklasse und gesellschaftlichen Strukturen zu beschreiben, gilt es durch Abstraktion aus der Studienvielfalt eine Gemeinsamkeit herauszufiltern. Forschungsleitend bei der Suche der Autoren nach einem gemeinsamen Muster innerhalb einer Vielzahl empirischer Befunde zur Lebensführung von Mittelschichtsangehörigen, sind dabei die Fragen: »Was ist die generelle Logik der Lebensführung der Mittelschichten? In welchen Mustern des Handelns je einzelner Mittelschichtsangehöriger prägt sie sich aus?« (Ebd.: 221)

Diese Fragen wollen wir aus dem nationalstaatlichen Kontext lösen und in eine Debatte um die Existenz einer globalen Mittelklasse einführen. In dem heuristischen Konzept der investiven Statusarbeit, welches die Autoren als Ergebnis dieser Suche vorstellen, identifizieren sie als »kleinsten gemeinsamen Nenner der Lebensführung« der deutschen Mittelschicht einen idealtypischen »Nexus von Ressourcenausstattung und Lebensführung: Eine bestimmte Ausstattung der Mittelschichtsangehörigen mit ökonomischem und kulturellem Kapital passt zu einer Art der Lebensführung, die in einer

permanenten Investition beider Kapitalsorten in Statuserhalt und -verbesserung besteht« (ebd.: 223, Herv. i. O.).

Die zwei wesentlichen Bestandteile des Konzepts der investiven Statusarbeit sind das *Kapital* im Sinne Pierre Bourdieus (1987) und *Zeit* im Sinne von Geschichtlichkeit. Wer genügend Kapitalsorten hat, reinvestiert diese in einer Weise, die zum Statuserhalt beiträgt bzw. eine Statusverbesserung zu einem späteren Zeitpunkt verspricht. Offensichtlich steht ein derartiges Handlungsmuster im Zusammenhang mit einer lineareren³ Auffassung der eigenen Lebensgeschichtlichkeit. Schon der Begriff der Investition macht deutlich, dass *in Zukunft* eine Rendite erwartet wird. Wie auch die Autoren erwähnen, dehnt sich der Zeitrahmen, innerhalb dessen die investive Statusarbeit stattfindet, bis hin zur Intergenerationalität (Groh-Samberg et al.: 224f.). Wenn Eltern Verzicht geübt haben, damit ihre Kinder von getätigten Investitionen profitieren, geht es für die nachfolgende Generation auch darum, ein in sie investiertes Erbe anzutreten, eine Linie fortzusetzen, wie auch immer sich diese in den unterschiedlichen Lebensrealitäten, Gepflogenheiten und Familientraditionen ausgestalten mag.

Die nächste Generation steht ihrerseits vor der Entscheidung, ob sie den »Staffelstab« (ebd.: 225) des Familieninvestments übernimmt und in gleicher Weise die Arbeit am (Familien-)Status aufnehmen und fortführen will und wird. Alternativ können elterliche Erwartungen verworfen und mitunter die intergenerationale Linie des Investments beendet werden, sollten keine eigenen Nachkommen gezeugt werden. In diesem Fall wird höchstwahrscheinlich dennoch investive Statusarbeit betrieben; sie beschränkt sich jedoch auf die eigene Lebensdauer, indem versucht wird, »etwas aus sich zu machen«. Entscheidend ist: durch die Konzeptbrille der investiven Statusarbeit sagt der Erfolg oder Misserfolg des eigenen Lebens auch etwas über erfolgreiches oder gescheitertes Investment der Elterngeneration aus. So läuft bei Angehörigen der Mittelschicht eine internalisierte, intergenerationalisierte

3 In Anlehnung an die »Soziale Raumzeit« unterscheiden wir bezüglich der Auffassung der eigenen Lebensgeschichtlichkeit drei Typen: linear, episodisch und ewig gegenwärtig. Zeitlich linear denkt, wer sich selbst als Produkt seiner Vergangenheit begreift, langfristige Zukunftsplanung betreibt und generell Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sinnhaft miteinander koppelt. Dem gegenüber stehen Typen, die ihre Gegenwart als von einander weitestgehend unabhängige Episoden begreifen sowie ewig gegenwärtige Auffassungen der eigenen Lebenszeit, in der man über sein ganzes Leben derselbe bleibt (vgl. Weidenhaus 2015).

Linearität bezüglich der Investition(en) in den Status als *basso continuo* mit, was auch einen erhellenden Blick auf intergenerationale Konflikte wirft, in denen die Deutungshoheit darüber ausgefochten wird, welche Lebensführung legitim ist – und welche nicht.

Zusätzlich zu der von Groh-Samberg et al. berücksichtigten Zeitlichkeit bei der Frage nach der theoretischen Fassung von Lebensführungspraktiken der Mittelschichten, schlagen wir vor, das Konzept der investiven Statusarbeit um eine räumliche Perspektive zu ergänzen, da wir es für hochgradig relevant halten, an welchen Orten ein Mittelschichtsleben stattfindet und wie räumliche Strukturen mit Raumpraktiken und -präferenzen der Subjekte in Wechselwirkung stehen. Nicht nur *wie*, sondern auch *wo* man sein Leben konkret führt, berührt die Investitionschancen. Beruflich bedingte räumliche Flexibilität, Präferenzen für den urbanen oder ländlichen Raum oder die Frage nach so etwas wie einem (familiären) Lebensmittelpunkt wären damit verbundene Merkmale mittelschichtsspezifischer Raumpraktiken, welche empirisch beobachtet werden können.

Voraussetzung für die Zugehörigkeit zur Mittelschicht ist es also, über ein mittleres Kapitalvermögen zu verfügen, sodass etwas übrig ist für Investition. »*Etwas gewinnen, aber auch etwas verlieren zu können*, hält zum permanenten Investieren in den eigenen Status an. Zugespitzt: Zu den Mittelschichten gehört, wer genug hat, um mehr daraus machen zu können – und zu wenig, um nichts tun zu müssen.« (Groh-Samberg et al.: 223, Herv. i. O.) Ausprägungen der investiven Statusarbeit als Lebensführungsmuster fanden sich in unserer Untersuchung sowohl im kenianischen als auch im deutschen Material. Im folgenden Abschnitt werden ausgewählte, empirische Befunde dazu vorgestellt und eine erste grobe Kategorisierung der Investitionsbereiche vorgenommen.

Unterschiede und Gemeinsamkeiten aus der Empirie

Im Rahmen des Teilforschungsprojekts *Biographien der Mittelschichten: Raumbezüge im Wandel des Lebens* wurde eine Datenbasis aus je 20 narrativ-biografischen Interviews mit kenianischen und deutschen Mittelschichtsangehörigen erstellt. Diese Methode ermöglichte es den Befragten, ihr Leben als Gesamtheit in den Blick zu nehmen und sich dabei selbst als Subjekt entlang ihrer eigenen Relevanzstrukturen im Moment der Befragung zu kons-

tituieren. Dadurch eignen sich narrativ-biografische Interviews besonders, um Auswirkungen struktureller Verschiebungen auf die Weltverhältnisse von Subjekten zu erfassen. Obwohl sich bei der geringen Fallzahl jeglicher Anspruch auf Repräsentativität verbietet, wurde versucht, entscheidende strukturelle Merkmale (Alter, Geschlecht, Erwerbssituation, Migrationshintergrund), die für die jeweiligen Mehrheitsgesellschaften relevant sind, auch im Sample abzubilden. Sämtliche Fallnamen sind anonymisiert.

In diesem Kapitel werden nun zunächst Homologien in den Lebensführungsmustern zwischen Mittelschichtsangehörigen aus Deutschland und Kenia vorgestellt, um im Anschluss daran deutliche Unterschiede zu beleuchten.

Homologien deutscher und kenianischer Lebensführung

Die prominenteste Gemeinsamkeit ist der Befund, dass in beiden Ländern eine investive Arbeit am Status in vielerlei Ausprägungen stattfindet. Zunächst nimmt die eigene formale Bildung sowie die der Kinder einen zentralen Stellenwert ein. Heutige Investition in Bildung bedeutet einen Zugewinn an Wettbewerbsfähigkeit auf den Arbeitsmärkten der Zukunft. Der dafür notwendige Verzicht sieht in beiden Ländern unterschiedlich aus. In Deutschland ist staatliche Schulbildung kostenlos, Universitätsgebühren beschränken sich auf ein Minimum an Beiträgen und in Ausbildungen oder dualen Studiengängen ist es sogar üblich, in Lehrjahren Geld zu verdienen. Die Investition in die Bildung der Nachkommen beschränkt sich in Deutschland also im Wesentlichen auf die Lebenshaltungskosten. In Kenia hingegen kostete noch für viele unserer Fälle bereits der Grundschulbesuch Schulgebühren, welche in Kenia erst seit 1974 sukzessive abgeschafft wurden.⁴ *Higher education* an Universitäten ist nach wie vor mit hohen Gebühren verbunden.

Das Ziel formaler Bildung ist kulturelles Kapital, welches in ökonomisches umgewandelt werden soll, denn ökonomische Unabhängigkeit wird

4 Seit 1974 sind die ersten vier, seit 2002 die ersten acht Schuljahre und seit 2008 die gesamte Schulzeit von Gebühren befreit. Staatliche Schulen in Kenia sind jedoch überfüllt, Klassengrößen von 60 bis 100 Schülern nicht unüblich. Es gibt daher einen großen Privatschulsektor. Darüber hinaus erfordern es die großen Entfernungen im ländlichen Raum, die Kinder auf ein Internat (*boarding schools*) zu schicken, was ebenfalls mit Kosten verbunden ist.

sowohl in den deutschen als auch in den kenianischen Biografien als oberstes Ziel der Adoleszenz gesetzt. Mehr noch als ein bestimmtes Alter, das Eingehen einer Ehe oder Elternschaft, markiert ökonomische Unabhängigkeit den eigentlichen Schritt ins Erwachsenenleben. Sie ist Voraussetzung für Investitionen in den eigenen Status und den (zukünftigen) Kinder bzw. für den Statuserhalt, falls man schon aus der Mittelschicht kommt. Eng verzahnt mit diesem Ziel ist die Leistungsbereitschaft als Kardinaltugend für den sozialen Aufstieg. Die Bereitschaft, kontinuierlich mit hohem Einsatz auf Bildungsabschlüsse hinzuarbeiten, findet sich im gesamten Sample. Bei aller Gemeinsamkeit besteht dennoch ein Unterschied in der Ausdauer, die KenianerInnen bei ihrem Aufstieg im Vergleich benötigen. Die Biografien aus Nairobi sind von deutlich weniger Schlaf, Geld, Komfort und Freizeit geprägt. So ist es keine Seltenheit, dass neben einem Vollzeiterwerb, der auch Geschwisterkinder ernährt oder ihre Schulgebühren bezahlt, zusätzlich in den eigenen Status als ArbeitnehmerIn investiert wird, indem an Abenden und Wochenenden gebührenpflichtige Weiterbildungen absolviert werden.

Neben Bildung wird häufig in eine selbstständige Erwerbstätigkeit investiert. Durch abhängige Beschäftigung jenseits des Staatsdienstes ist in Kenia eine mittelschichtssituierte Lebensweise kaum möglich. Die neue Mittelschicht in Nairobi ist daher in hohem Maße selbstständig tätig, die jüngeren eher in Dienstleistungen, für die ein Laptop, Internetanschluss und spezifisches Wissen erforderlich sind, die älteren beispielsweise im Einzelhandel oder der Gastronomie. Im Berliner Sample dominieren ab einem Alter von Mitte 30 Angestelltenverhältnisse das Bild. Die jüngeren Fälle sind – ähnlich wie in Nairobi – mehrheitlich freischaffend tätig.

Eine weitere zentrale Gemeinsamkeit findet sich in der Bedeutung, die in Deutschland und Kenia Grundbesitz und Immobilien zugeschrieben wird. Immobilien dienen beiderorts als Investment mit erwartbar steigender Rendite. Sie dienen als Alterssicherung, entweder als eigener Wohnsitz oder für zusätzliches Einkommen durch Mieteinnahmen. Innerhalb dieser Gemeinsamkeit besteht jedoch auch eine deutliche Differenz: Während als Alterssitz der befragten Deutschen der bereits zur Zeit der Erwerbsarbeit aktuelle Wohnsitz imaginiert wird, wird in Kenia unterschieden zwischen einem Zuhause als Alterswohnsitz und dem aktuellen Wohnort, der sich durch den Job ergeben hat. Der kenianische Alterswohnsitz wird fast ausschließlich auf dem Land geplant. In dieses Stück Land, das selten erworben, meist vererbt wird, wird bereits früh im Leben investiert, ein Haus gebaut und ein Leben

in Rente vorbereitet: Gewächshaus, Gemüsegarten und Nutztierhaltung sind dabei übliche Maßnahmen. Das eigene Stück Land ermöglicht im Ernstfall ein Überleben in Subsistenzwirtschaft, in jedem Fall bessern seine Bodenerträge durch Eigenverzehr und Verkauf die Rente auf. Gleichzeitig hält das Betreiben von Landwirtschaft im kleinen Stil seine alternden BewohnerInnen beschäftigt und in Bewegung, wie viele der Interviewten betonen.

Durchgängig beobachtbar ist auch, dass sich im Falle eines sozialen Aufstiegs in die Mittelschicht nahezu automatisch die Anzahl der Nachkommen verringert, was durch die Brille der investiven Statusarbeit hochgradig Sinn ergibt. Während Kinderreichtum aus Armut heraus sinnvoll sein kann, da er die Chance erhöht, dass wenigstens ein Kind daraus aufsteigen wird, erhöht sich die Chance auf Statuserhalt bzw. -steigerung in der Mittelschicht mit wenigen Kindern. Zugespitzt: Sobald Investitionsressourcen überhaupt verfügbar werden, ist es vielversprechender, sie in wenigen Hoffnungsträgern zu bündeln als sie auf viele Kinder zu streuen.

Unsere Befunde aus Nairobi passen sehr gut zu dieser These. Die 19 mittelschichtssituierten InterviewpartnerInnen haben im Schnitt 2,10 Kinder (insgesamt 40), während der landesweite Durchschnitt mit 3,56 Kindern deutlich darüber liegt. Dabei verfügen sie über insgesamt 119 Geschwister und Halbgeschwister, sodass sich die Verkleinerung der Reproduktions-sphäre auch im diachronen Vergleich zeigt. Diese Zahlen sind selbstverständlich nicht repräsentativ, zeigen aber eine Tendenz. Die kenianischen InterviewpartnerInnen, deren Eltern bereits ökonomisch besser situiert waren, haben weniger Geschwister, was ein starker Hinweis auf intergenerationale Statusarbeit der Eltern ist (vgl. dazu auch Weidenhaus/Mock 2021).

Differenzen deutscher und kenianischer Lebensführungsmodelle

Deutliche Unterschiede im Vergleich von Biografien aus Nairobi und Berlin zeigen sich zum einen hinsichtlich einer Orientierung am Globalen in Raumpraxis und Gesinnung. Zum anderen unterscheiden sich die Raumkonstitutionen des Ländlichen und des Urbanen sowie deren Bezogenheit aufeinander. Eine weitere zentrale strukturelle Differenz, die sich auf vielfältige Weise in den erhobenen Lebensführungsmustern bemerkbar macht, ist das Solidarsystem, das im Fall von Krankheit, Arbeitslosigkeit und Alter greift. In Deutschland sind hierfür der Staat und der engste Familienkreis zuständig. Bei vorübergehendem Mangel an ökonomischen Ressourcen

garantiert der Zugang zum Wohlfahrtsstaat, den bis dato in der Biografie erarbeiteten Status – zumindest mittelfristig – weitestgehend zu erhalten. In Kenia besteht das Solidarsystem aus mehreren Ebenen: Zunächst fungiert die Großfamilie und eng damit verbunden die Dorfgemeinschaft(en) der Herkunftsdörfer beider Eltern als Rückfallebene. Weitere Solidaritäten existieren entlang der Linien von Ethnizität und Glaubensgemeinden. Eine in Kenia außerdem ubiquitäre, solidarische Kulturtechnik ist unter dem Namen *Harambee* in unterschiedlichsten Kontexten verbreitet. Unter diesem Motto, das mit »Alle ziehen an einem Strang« übersetzt werden kann, wurden beispielsweise in den 1990er-Jahren zahlreiche Sekundarschulen im ländlichen Raum von Gemeindemitgliedern errichtet. Aber auch Individuen werden mithilfe von *Harambee* durch das Bündeln von Ressourcen für Vorhaben unterstützt. Heutige deutsche Crowdfunding-Plattformen sind von den digitalen *Harambee*-Angeboten kaum zu unterscheiden.

Stadt-Land-Konnex in Kenia und Differenzmarkierungen in Deutschland

Das Verhältnis zwischen ländlichem und urbanem Raum als Lebensort markiert eine deutliche Differenz im Sample. Während man in Kenia eher von einem Stadt-Land-Konnex sprechen kann, der in fast jeder Biografie bedeutsam ist und beide Raumsphären miteinander für unterschiedliche Funktionen vereint, kann man für Deutschland eher von einer deutlichen Stadt-Land-Differenzierung sprechen. In der Identifikation mit dem urbanen Wohnraum wird entweder eine starke Abgrenzung zu imaginierten ländlichen Alternativen vollzogen oder aber – vor allem, wenn es um die Vorstellung zukünftiger Elternschaft geht – der ländliche Raum romantisiert und idealisiert.

In Kenia arbeiten 70 Prozent der Gesamtbevölkerung im Agrarsektor. In Deutschland liegt dieser Anteil bei 1,3 Prozent. Für die tatsächliche Lebensführung macht es in Deutschland also kaum einen Unterschied, ob man auf dem Land oder in der Stadt wohnt. Beruf, Zugang zu Bildung, Medienkonsum und Freizeitverhalten unterscheiden sich in Deutschland auf dem Land im Wesentlichen nicht vom urbanen Raum. Auch wird hierzulande auf dem Land keine familiäre Subsistenzwirtschaft betrieben – von einer Hand voll postmaterialistischer AussteigerInnen abgesehen. Hartmut Häußermanns These von der Urbanisierung des ländlichen Raums (Häußermann/Siebel 2004) steht jedoch Erzählungen gegenüber, in denen die deutschen Studien-

teilnehmerInnen ihre Räume entlang einer deutlichen Differenzmarkierung zwischen Stadt und Land konstituieren. Das Spektrum eines imaginierten Landlebens reicht dabei für die befragten BerlinerInnen von Romantisierung zu Dämonisierung. Vielleicht ist dies ein Stück weit damit erklärbar, dass der Wohnort in den deutschen Biografien mit einer viel höheren Bedeutung aufgeladen ist als in Kenia. Denn die Konstitutionen von Wohnort und einem Zuhause sind im deutschen Material praktisch nicht trennbar. Es gibt im deutschen Sample keinen einzigen Fall, in dem ein Zuhause abseits vom aktuellen Wohnort konstituiert wird. Neben wenigen, vor allem älteren Fällen, die (fast) ihr ganzes Leben in Berlin verbracht haben, kommt in den Lebensgeschichten der unter 40-jährigen eine Vielzahl von Umzügen vor. Die Gründe hierfür sind mit denen in Kenia identisch: Studienplätze und Arbeitsverhältnisse sind die zwei häufigsten Motivationen, den Wohnort zu wechseln. Der Unterschied besteht jedoch darin, dass die deutschen StudienteilnehmerInnen an diesem neuen Wohnort jeweils ein neues Zuhause konstituieren. Erzählungen von Umzügen werden im Rückblick oft als schwer zu bewältigen erinnert. Ein Zuhause entsteht nicht über Nacht. Gabriela, 25 Jahre alt, zieht nach dem Abitur an der deutschen Schule in Kolumbien nach Berlin. Sich die neue Stadt als Zuhause anzueignen, dauert, wie das folgende Zitat belegt:

»Jaa dann fing alles irgendwie an Sinn zu machen, besser zu werden, ich kannte Leute, ich hatte 'ne schöne Wohnung, tolle Mitbewohner, so laaaaangsam hab ich mich zu Hause gefühlt [...] aber ich glaub das hat so ein Jahr, anderthalb Jahre gedauert.«

Damit ein Ort in einer deutschen Biografie zum Zuhause werden kann, werden unterschiedliche soziale Beziehungen, örtliche Begebenheiten oder Gegenstände benannt. Zentral für das Gelingen dieser Konstitution ist eine gewisse Verfügungsgewalt über den Raum:

»[Es ist] dein Zuhause, wo du entscheidest, wie es ausseh'n soll und was passieren soll, wie du's einrichten möchtest, was du für Stühle möchtest, was für Regale du möchtest, was für'n Bett du möchtest (kurze Pause) und das war wirklich 'ne sehr schöne Zeit, diese Einrichtungszeit.« (Gabriela, 25 Jahre)

Wenige deutsche Fälle bilden hier eine Ausnahme; für sie ist Zuhause keine zentrale Kategorie, was sie dem Typus des Netzwerk-Episodikers (Weidenhaus 2015) zuordnen lässt, in dessen Biografie die Irrelevanz eines Zuhauses ihre typische, flexible Mobilität erheblich erleichtert.

Räumlich (und zeitlich) extrem flexibel sind auch die interviewten KenianerInnen, die auf einem volatilen Arbeitsmarkt in Konkurrenz um Jobs treten. Dabei ist es üblich, innerhalb einer Erwerbsbiografie mehrfach den Wohnort oder auch das Land für den Job zu wechseln und beispielsweise für eine Zeit lang in Uganda, Tansania oder auch im außerafrikanischen Ausland tätig zu sein. Der Raum der Erwerbspraxis einer Biografie spannt sich dabei wie ein Netzwerk mit verschiedenen Knotenpunkten auf, an denen im Laufe des Lebens Station gemacht wird. Nairobi als Hauptstadt und Wirtschaftszentrum Ostafrikas wird in fast allen Biografien als Ort der Arbeit relevant gemacht. Dass der aktuelle Wohnort und ein Zuhause aber keine deckungsgleichen Raumkonstitutionen sind, wird im folgenden Zitat besonders deutlich:

»You know, for us Nairobi is not home. Nairobi is just where we live to work. [...] So for me home is now near [...] the Kenya-Uganda border. [...] that's our ancestral home. My husband's ancestral home.« (Victoria, 55 Jahre)

Ein Verbundenheitsgefühl besteht, wie dieses Zitat zeigt, vor allem mit dem Stück Land, von dem die Familie stammt. Innerhalb des räumlichen Netzwerks aus Wohn- und Arbeitsorten stellt es einen bedeutenden Fixpunkt mit vielfacher Bedeutung dar: als Herkunftsort der Eltern, als Alterswohnsitz, als letzte Ruhestätte, als Ort, an dem in Nairobi geborene Nachkommen in den Schulferien das einfache Landleben kennen und in Subsistenzwirtschaft überleben lernen. Familienmitglieder können hier bei Arbeitslosigkeit, Krankheit oder Krisen eine Weile ohne eigenes Einkommen unter-schlüpfen, um von hier aus die nächste Jobmöglichkeit zu ergreifen. In dieses Stück Land wird über das ganze Erwerbsleben hinweg immer wieder investiert, zum Beispiel werden (neue) Häuser gebaut, Strom- und Wasseranschlüsse verlegt, Landwirtschaft durch ältere oder im Dorf lebende Verwandte betrieben. Zusätzlich ist es wichtig, sich ab und zu im Dorf blicken zu lassen und mit den Menschen, die ihr ganzes Leben dort verbracht haben, Kontakte zu pflegen: ein soziales Investment in den Alterswohnsitz. Zusammengefasst hat dieser Ort auf dem Land zwei Bedeutungen: eine materialis-

tische sowie eine traditionale, welche die intergenerationale Verbundenheit mit dem geografischen Ort der Geburt unterstreicht. Zuhause ist für viele Interviewte der Ort der Herkunft, an dem man aller Voraussicht nach auch begraben wird.

Bezüglich dieses kenianischen Stadt-Land-Konnex kann im Material mit Vorsicht ein beginnender Wandel gedeutet werden: In einigen Fällen ist die Kopplung an das Stück Land der Herkunft schwächer als in anderen. In diesen Biografien wird Nairobi als Heimatort konstituiert. Hier kann sowohl ein Generationeneffekt konstatiert als auch ein Alterseffekt vermutet werden. So kann sich Mino, 55, vorstellen, sowohl in Nairobi als auch auf dem Land alt zu werden. An beiden Orten hat er Häuser mit gleicher Ausstattung gebaut bzw. erworben, eine finale Entscheidung für den Alterswohnsitz steht noch aus:

»I have a house to myself, I'm not paying rent, perhaps I'll just be paying internet, electricity, water, yeah. And, uh, in my rural area in Siaya County I have a three bedroomed house, modest, but it's there. Yeah. So, I'll, I'll make a choice whether to live in, uh, in the city or to live in the rural area. Yeah, but I've made sure that all the conditions are the same.« (Mino, 55 Jahre)

Ein Alterseffekt kann für den Fall von Ruby, 32, geboren in Nairobi, vermutet werden. Es ist eines der wenigen Interviews, in dem das Stück Land in Familienbesitz nicht thematisiert wird. Entweder, weil es tatsächlich nicht mehr vorhanden oder weil es für sie altersbedingt noch nicht relevant ist. Ruby beschreibt sich selbst als »Nairobi city girl« und »Nairobi child«. Ihre Schilderung vom Studienort El-Doret, wohin sie von Nairobi aus zieht, klingt für deutsche Ohren nach typischer Stadt-Land-Grenzmarkierung:

»El-Doret where the university is, is it's pretty rural. [...] It's not even in El-Doret town. [...] it's about, uh, about 36 kilometers from El-Doret. [...] So here I am, I have left the city with the conveniences of the city, with the attitude, and I have taken it to the village interacting with people who mostly, mostly most of them have been raised in the rural areas so for them coming to the university is a very big achievement for them. [...] So, and then I go there with my Nairobi attitude.« (Ruby, 32 Jahre)

Ein weiteres Beispiel für eine starke Kontrastierung zwischen ländlichem Raum und Nairobi findet sich bei Theresa, 47, die ebenfalls in Nairobi aufwächst und im Alter von 24 ihren ersten Job als Lehrerin in einem Dorf antritt. In der kleinen Gemeinde im ländlichen Raum, wo LehrerInnen als Autoritätspersonen und Vorbilder nicht nur für Kinder gelten, werden Verstöße gegen die Ordnung genau registriert. Sie wird dort bekannt als »die Lehrerin, die Hosen trägt«.

Diese Beispiele legen die Vermutung nahe, dass sich das Verhältnis der KenianerInnen zwischen Stadt und Land und der Bedeutung, die Nairobi in ihren Biografien einnimmt, in den kommenden Jahrzehnten weiter wandeln wird. Nairobi könnte in Zukunft für viel mehr Angehörige der neuen Mittelschicht zu einem Zuhause und zu einem Alterswohnsitz werden.

Globalisierte Identitäten in Kenia und das Sammeln von Auslandsaufenthalten in deutschen Biografien

In nahezu allen kenianischen Interviews findet sich eine auffällig positive Konnotation größerer räumlicher Maßstabsebenen, namentlich von Ostafrika, Afrika und der Welt. Die Interviewten integrieren explizit räumliche Erweiterungen ihrer Wissensbestände und Erfahrungen in die Selbstkonstitutionen. Marian, 72 Jahre, beschreibt den Beginn ihrer Laufbahn als Sekretärin an der Uni als »big eye opener.« Rückblickend resümiert sie: »I met a bigger community, international community, people from all countries. Uh, and still it opened my mind because I, I really wanted to do a lot of learning.« Ein anderer Fall, Frank, 28, hat sich für seine NGO in beeindruckender Weise global vernetzt. Über Jahre hinweg baut er beharrlich Kontakte zu anderen NGOs in aller Welt auf und reinvestiert sein dabei entstehendes soziales Kapital innerhalb der globalen NGO-Community in Unterstützungsprogramme für seine Gemeinde. Ruby, 32, erzählt, wie sie internationale Freunde mit Wissen über deren Länder beeindruckt und erklärt: »Studying literature opened my eyes to the world through the stories [...] I got to see the world without leaving (lacht), without leaving Kenya.«

Die globale Orientierung der befragten KenianerInnen spiegelt sich jedoch nicht nur in ihrer Denkweise, sondern auch in ihrer Lebenspraxis wider. Adhiambo, 62, etwa berichtet aus der Phase, als ihre Kinder klein waren: »I had started a small business of going to London, getting clothes and coming back to sell here [...] London is so close. So, I would go like maybe two, two nights, three nights, shop come back and stay with the children.« Chris,

45, lernt in Nairobi Glasgravur als Handwerk. Über Briefe vernetzt er sich mit Londoner AutorInnen von Fachbüchern, die er zum Selbststudium ausleiht. Er besucht die Glasfachscheule in Hadamar in Hessen, vereint sein Wissen von ExpertInnen aus England und Deutschland und übersetzt eine mitteleuropäische Kulturtechnik in ein globales Kunsthandwerk. Sowohl Chris als auch James, 55, betonen ihre Identifikation als Afrikaner oder Weltbürger in Abgrenzung zu nationalstaatlicher Identität oder *tribalism*. »I don't relate to myself as Kenyan«, so Chris »cause Kenya is a British idea. It doesn't exist. [...] We are all Africans [...] And that's enough.« Insbesondere bei älteren TeilnehmerInnen der Studie, etwa Noah, und Samuel, beide 70, wird mit der *East African Community* ein weiterer, bereits vergangener, räumlicher Referenzrahmen bezüglich der eigenen Identität gegenüber Kenia adressiert:

»It was very easy to get around because, uh, by then we were in the community so there was no big difference between Uganda, Tanzania and what. [...] the Post Offices were the same, you could work anywhere there, the Railways was there, East African Railways [...] so we were more united by then, unlike now. Even the currency was the same. The language was the same because it was this Swahili and English and your mother tongue. So, in fact, we didn't see any difference.« (Samuel, 70 Jahre)

Der Blick auf die globale Orientierung in kenianischen Identitäten wirft ein Schlaglicht auf eine Leerstelle in den deutschen Interviews. Zwar ist das Globale auch hier mitunter Referenzrahmen, es hat aber weitaus weniger Bedeutung für die eigene Identität. Auslandsaufenthalte finden sich in den deutschen Biografien zuhauf und in unterschiedlicher Form: ein Jahr Schüleraustausch in der zehnten oder elften Klasse, Arbeiten als Au Pair, Praktika, Aufenthalte an Universitäten im Ausland. Zwei Fälle reisen für ihre Magister- bzw. Diplomarbeit für Feldforschungen ins Ausland. Der Häufigkeit der Auslandserfahrungen im deutschen Sample steht jedoch eine meist knappe, oft gänzlich fehlende Beschreibung des Erlebten und Gesehenen gegenüber. Die Erzählungen weisen eher auf Erwartungskonformität hin. So erinnert sich beispielsweise Sandra, 31: »Für mich [war] halt irgendwie eigentlich klar nach der Schule muss ich auf jeden Fall irgendwie ins Ausland.« Daniel, 30, »war nochmal in England« zwischen Abitur und Ausbildungsbeginn. Was er dort tut und wie es war, wird nicht erzählt. Den geplanten einjährigen ERASMUS-Auslandsaufenthalt bricht der sonst zielstrebige Student ab,

macht stattdessen in den Semesterferien noch ein Praktikum bei einem Autohersteller vor Ort, um dann pünktlich zum Sommersemester in Berlin weiter zu studieren. Den zweiten Auslandsaufenthalt im Masterstudium bricht er aufgrund der Schwangerschaft seiner Freundin ab. Dabei erzählt er ausführlich von Prüfungsleistungen, die er trotzdem sowohl in Norwegen als auch in Berlin erzielen konnte und rechnet vor, er habe

»eigentlich zwei Semester dann in einem mehr oder weniger erledigt [...] wobei ich ja auch trotzdem zwei Wochen rumgereist war und in Norwegen ja trotzdem auch irgendwie mal das ein oder andere Erlebnis, äh, gebracht hat über's Wochenende oder wie auch immer.« (Daniel, 30 Jahre)

Auch die Beschreibung eines dreimonatigen Aufenthalts in Südafrika im Rahmen seiner ersten Anstellung nach dem Master, erschöpft sich in der standardisierten Floskel, die auch als Begründung für die Lust auf weitere Auslandserfahrung dient: »Weil das 'ne tolle Erfahrung war.« Auslandsaufenthalte scheinen in den deutschen Biografien in erster Linie dazu zu dienen, Erwartungen eines globalisierten Arbeitsmarktes zu entsprechen, der gute Englischkenntnisse und Auslandserfahrung als Standard setzt.

Eine gewisse Tiefe gewinnen die Erzählungen vom Ausland im deutschen Sample nur in den Fällen mit Migrationshintergrund. Hier werden die Aufenthalte genutzt, um das Herkunftsland des nicht-deutschen Elternteils zu bereisen. Der deutsche und nicht-deutsche Teil der eigenen Identität werden dabei miteinander abgeglichen. Gabriela stellt bei einem Aufenthalt in Buenos Aires fest, »dass ich da auf einmal ne in meiner Sprache sprechen konnte, weil ich sprech' gut Deutsch, aber mhmm, sag ich mal, ich fühl mich besser auf Spanisch«. Agnieszka, 33, die im Alter von fünf Jahren mit ihren Eltern aus Polen nach Deutschland migrierte, stellt im Studium in England fest:

»als Jugendliche hab' ich mich immer sehr, also eigentlich halt deutsch gefühlt und dann irgendwie, je älter ich wurde, hab' ich immer mehr so den Bezug zur polnischen Kultur ääh ja gemerkt [...] als ich [...] in England war, hab' ich dann nochmal so gemerkt [...] so deutsch bin ich eigentlich (lacht) gar nicht.« (Agnieszka, 33 Jahre)

Zwei weitere Ausnahmen im deutschen Sample fallen bezüglich einer globalen Orientierung auf: Michael, 32, der durch sein Studium fernöstlicher

Philosophien und zahlreiche Reisen in Asien und Lateinamerika eine Identität als buddhistischer Weltbürger entwickelt, sowie Andreas, 31, der sich via Internet mit AkteurInnen seiner spezifischen Szene vernetzt, um sich globale Wissensbestände anzueignen. Auch später im Berufsleben nutzt er das Lohngefälle auf einem globalen Arbeitsmarkt für sich, indem er Aufträge für deutsche Firmen akquiriert und sie im Ausland ausführen lässt.

Insgesamt wird also in den deutschen Biografien das Globale eher als Erwartung denn als Chance mitgedacht. Wer etwa wie Daniel Karriere in einem Konzern machen will, muss auf internationalem Parkett eine gute Figur machen. Die Investition in Auslandserfahrung im Studium lohnt sich dabei später als Wettbewerbsvorteil. Was zumindest in diesem deutschen Sample (bis auf genannte Ausnahmen) fehlt, ist die Neugierde auf ein positiv konnotiertes Anderes und die Bereitschaft, sich davon irritieren zu lassen.

Diskussion

Die Analyse des Interviewmaterials hat ergeben, dass es durchaus Hinweise auf die Entstehung einer *global middle class* gibt. Als gemeinsame Orientierung von Menschen mit mittlerer Kapitalausstattung fungiert zum einen investive, meist intergenerationale, Statusarbeit und zum anderen ein konzentrisch-lineares raumzeitliches Lebensführungsmodell. Damit wäre die *middle class* zumindest aus globaler Perspektive mehr als ein leerer Signifikant (Kroeker 2020; van Dyk 2018; Neubert/Stoll 2018), der einfach nur markiert, dass die adressierten Subjekte zwischen arm und reich verortet sind. Die gemeinsamen Orientierungen verdeutlichen zudem, dass die Mittelschichten nicht in Gänze als Produkt des (Sozial-)Staates zu lesen sind, wie dies in der deutschen Debatte häufig behauptet wird (z.B. Vogel 2018). Gleichwohl vereinfacht ein Sozialstaat langfristige Lebensplanung und ermöglicht daher den Subjekten in Deutschland das Verfolgen konkreter Planungsziele (z.B. klare Berufsorientierungen in relativ jungem Alter), während lebensgeschichtliche Linearität in Kenia mithilfe abstrakterer Zielvorstellung (z.B. ökonomische Unabhängigkeit) realisiert wird, die jederzeit ein Umsteuern auf der Handlungsebene ermöglichen (vgl. dazu auch Weidenhaus/Mock 2021).

Die große, erklärungsbedürftige Differenz zwischen den Mittelschichten in Nairobi und Berlin besteht hingegen in der Identifikation mit dem

Globalen. Zwar handelt es sich bei dieser Maßstabsebene in weiten Teilen unseres Samples um eine biografisch relevante Raumkonstitution, diese wird allerdings in Deutschland eher biografisch »bedient« (nach dem Motto: »ja, auch ich habe Auslandserfahrung«), während sie in Kenia weitaus häufiger als Erweiterung des Selbst erlebt wird. Nur bezüglich des Samples in Nairobi lässt sich von einer *globalized middle class* sprechen. Diesen Befund möchten wir abschließend auf Basis der Differenz zwischen postkolonialer und kolonialer Subjektivität deuten.

Bereits die VordenkerInnen eines antkolonialen Befreiungskampfes erkannten, dass sie sich in einer intellektuell äußerst herausfordernden Situation befanden: Die Debatten waren unter anderem geprägt von der Frage, inwieweit westliche Ideen, Werte und Organisationsformen zu kopieren sind, um politisch erfolgreich gegen den Kolonialismus vorzugehen. Konkret ging es um Fragen von (Rechts-)Staatlichkeit, um moderne Armeen, wissenschaftliche Erkenntnisproduktion und ihre ingenieurstechnische Umsetzung.⁵ Gleichzeitig galt es, die rassistische Gewalt und Unterdrückung sichtbar zu machen, zu verstehen, wie auch die Wissenschaft mit einer hierarchisierten Trennung von Vormoderne und Moderne die koloniale Überlegenheitserzählung (Hall 2013 [2002]) absichert, und damit die Akteure des Kolonialismus, zum Teil auf Basis ihrer selbst propagierten Wertvorstellungen, moralisch zu diskreditieren und ihnen eigene Zivilisationstechniken gegenüber zu stellen.

Historisch schrieben sich koloniale Praktiken in alle vorstellbaren Domänen gesellschaftlichen Lebens ein und prägen bis heute nicht nur soziale Strukturen und Wirtschaftsbeziehungen, sondern auch das Bewusstsein (Fanon 1985 [1952]). Wir möchten argumentieren, dass die Subjektivität in ehemals kolonisierten Regionen die permanente Hybridisierung von Kulturtechniken als Selbstverständlichkeit wahrnimmt (Bhabha 2007 [1994]) und damit zu einer kritischen Offenheit gegenüber unbekannten Lebensführungsmustern und sozialen Organisationsformen führt, die in Form einer Globalisierung des Denkens Chancen zur Erweiterung des Selbst erkennt.

5 Siehe zum Beispiel die Überlegungen der Intellektuellen und einflussreichen politischen Aktivisten Dschamal ad-Din al-Afghani (1838-1897), hauptsächlich aktiv in der muslimisch geprägten Welt, Liang Qichao (1873-1929), hauptsächlich aktiv in China und Ostasien, sowie Rabindranath Tagore (1861-1941) hauptsächlich in Indien aktiv. Für eine quellenreiche Darstellung zu allen drei vgl. Mishra 2011.

Daher, so vermuten wir, liegt in der Verfasstheit postkolonialer Subjektivität ein Schlüssel zum Verständnis der Identifikation mit dem Globalen, wie sie in Nairobi empirisch vorzufinden ist.

Postkoloniale TheoretikerInnen weisen mit Recht darauf hin, dass die Wirkung des Kolonialismus auf das Denken nicht nur die vom Kolonialismus unterdrückten Menschen betrifft, sondern durch die permanente Konstruktion des (unterlegenen, unzivilisierten) Anderen auch das Selbstverständnis der KolonisatorInnen formt, die etwas wie ein koloniales Bewusstsein ausbilden (Said 2009 [1978]; Mbembe 2001; vgl. auch Helbrecht/Pohl/Genz/Dobrusskin in diesem Band). Als Selbstvergewisserung fungiert die Sicherheit, über den besten Weg der Erkenntnisproduktion (wissenschaftliches Denken), über die beste soziale Organisationsform ([demokratische] Staatlichkeit) und über das beste System zur Generierung von Wohlstand ([soziale] Marktwirtschaft) zu verfügen. All diese Sicherheiten werden in ihrem Ursprung als räumlich gebunden, nämlich als Erfindungen des Westens, konstruiert und lassen so eine Identifikation mit dem Globalen eher unwahrscheinlich werden. Um eine Formulierung in Anlehnung an Erving Goffman (1975) zu nutzen: Ein weißer, heterosexueller, universitär gebildeter Wissenschaftler aus einem demokratischen Staat des globalen Nordens, üppig ausgestattet mit Forschungsgeldern, ist auf seinen Forschungsreisen in die Welt ein nicht zu beschämender Mensch.⁶

Diese These einer *kulturellen Nicht-Beschämbarkeit* der Menschen (Männer) des globalen Nordens verdeutlicht die schwierigen Voraussetzungen für das postkoloniale Projekt einer »Dekolonisierung des Denkens« (Ngũgĩ wa Thiong'o 1986; Spivak 2008 [1985]; Mbembe 2001), weil diese eine Dekonstruktion etablierter Selbstvergewisserungspraktiken beinhaltet. Gleichzeitig macht sie deutlich, dass die Hoffnung auf ein globalisiertes, kosmopolitisches Bewusstsein, wie es im Rahmen einer Weltrisikogesellschaft vonnöten wäre, in der nahezu alle wesentlichen Probleme räumlich nicht im Rahmen nationalstaatlicher Politiken verhandelt werden können (Beck 2007), eher aus dem globalen Süden zu erwarten ist.

6 Goffman formuliert diesen Gedanken bezogen auf die Mitte der US-amerikanischen Gesellschaft der 1960er-Jahre. Nicht zu beschämen sei »ein junger, verheirateter, weißer, städtischer, nordstaatlicher, heterosexueller protestantischer Vater mit Collegebildung, voll beschäftigt, von gutem Aussehen, normal in Gewicht und Größe und mit Erfolgen im Sport« (Goffman 1975: 158; vgl. auch Löw 2013).

Literatur

- African Development Bank (2011): *The Middle of the Pyramid: Dynamics of the Middle Class in Africa*. Market Brief, 20. April. Online unter: https://www.afdb.org/sites/default/files/documents/publications/the_middle_of_the_pyramid_the_middle_of_the_pyramid.pdf (zuletzt aufgerufen: 10. September 2020).
- Banerjee, Abhijit/Duflo, Esther (2008): What is Middle Class about the Middle Classes Around the World? In: *Journal of Economic Perspectives*, Jg. 22, Nr. 2, S. 3-28. Online unter: <http://economics.mit.edu/files/2081> (zuletzt aufgerufen: 10. September 2020).
- Beck, Ulrich (2007): *Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bhabha, Homi K. (2007) [1994]: *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenburg.
- Bourdieu, Pierre (1987): *Die feinen Unterschiede*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- CEIC Data (2020): *Kenya*. Online unter: <https://www.ceicdata.com/en/country/kenya>. (zuletzt aufgerufen: 10. September 2020).
- Fanon, Frantz (1985 [1952]): *Schwarze Haut, weiße Masken*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1975): *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Groh-Samberg, Olaf/Mau, Steffen/Schimank, Uwe (2014): Investieren in den Status: Der voraussetzungsvolle Lebensführungsmodus der Mittelschichten. In: *Leviathan*, Jg. 42, Nr. 2, S. 219-248.
- Hall, Stuart (2013) [2002]: Wann gab es das ›Postkoloniale‹? Denken an der Grenze. In: Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini/Römhild, Regina (Hg.): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 197-223.
- Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter (2004): *Stadtsoziologie: Eine Einführung*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Kenya National Bureau of Statistics (KNBS) (2018): *Basic Report on Well-Being in Kenya*. Online unter: <file:///Users/eva/Downloads/KIHBS-2015-16-Basic%20Report%20On%20Well%20Being%20In%20Kenya.pdf> (zuletzt aufgerufen: 10. September 2020).

- Kharas, Homi (2010): *The Emerging Middle Class in Developing Countries*. OECD Development Centre Working Paper 285. Online unter: www.oecd.org/development/pgd/44798225.pdf (zuletzt aufgerufen: 10. September 2020).
- Kharas, Homi/Hamel, Kristifer (2018): Future Development. A Global Tipping Point: Half the World is Now Middle Class or Wealthier. In: *Future Development. Economics to end poverty*, 27. September 2018. Online unter: <https://www.brookings.edu/blog/future-development/2018/09/27/a-global-tipping-point-half-the-world-is-now-middle-class-or-wealthier/> (zuletzt aufgerufen: 10. September 2020).
- Kroeker, Lena (2020). Moving to Retain Class Status: Spatial Mobility among Older Middle-Class People in Kenya. In: *Africa Today*. Jg. 66, Nr. 3-4, S. 137-158.
- Löw, Martina (2013): Vielfalt und Repräsentation. Über den Bedeutungsverlust der symbolischen Mitte. In: *Soziologie*, Jg. 42, Nr. 1, S. 29-41.
- Mau, Steffen (2014): Die Mittelschicht – das unbekannte Wesen. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APUZ)* Jg. 64, Nr. 49, S. 3-10.
- Mbembe, Achille (2001): *On the Postcolony*. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press.
- Milanovic, Branko (2016): *Global Inequality: A New Approach for the Age of Globalization*. Cambridge: Harvard University Press.
- Mishra, Pankaj (2011): *From the Ruins of the Empire. The Revolt Against the West and the Remarking of Asia*. London: Penguin Group.
- National Intelligence Council (2012): *Global Trends 2030. Alternative Worlds*. Online verfügbar unter: <https://www.dni.gov/index.php/who-we-are/organizations/mission-integration/nic/nic-related-menus/nic-related-content/global-trends-2030> (zuletzt aufgerufen: 10. September 2020).
- Neubert, Dieter/Stoll, Florian (2018): The Narrative of the »African Middle Class« and its Conceptual Limitations. In: Kroeker, Lena/O’Kane, David/Scharrer, Tabea (Hg): *Middle Classes in Africa. Frontiers of Globalization*. Camden: Palgrave Macmillan, S. 57-79.
- Ngũgĩ, wa Thiong’o (1986): *Decolonising the Mind. The Politics of Language in African Literature*. London: James Currey.
- Pezzini, Mario (2012): *An Emerging Middle Class*. OECD Yearbook 2012. Online verfügbar unter: http://oecdobserver.org/news/fullstory.php/aid/3681/An_emerging_middle_class.html (zuletzt aufgerufen: 10. September 2020).
- Said, Edward (2009 [1978]): *Orientalismus*. Frankfurt a.M.: Fischer.

- Spivak, Gayatri Chakravorty (2008 [1985]): *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien: Turia + Kant.
- van Dyk, Silke (2018): Die Mitte und ihr Anderes. Flexibilisierte Randzonen des Sozialen in Zeiten des Rechtspopulismus. In: Schöneck-Voß, Nadine/Ritter, Sabine (Hg.): *Die Mitte als Kampfzone. Wertorientierungen und Abgrenzungspraktiken der Mittelschichten*. Bielefeld: transcript, S. 197-216.
- Vogel, Berthold (2018): Die soziale Mitte und ihr Staat. Eine soziologische Skizze. In: Schöneck-Voß, Nadine/Ritter, Sabine (Hg.): *Die Mitte als Kampfzone. Wertorientierungen und Abgrenzungspraktiken der Mittelschichten*. Bielefeld: transcript, S. 39-52.
- Weidenhaus, Gunter (2015): *Soziale Raumzeit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Weidenhaus, Gunter/Mock, Claudia (2021; im Erscheinen): »I want my child to become a world citizen.« Raum, Zeit und (Re)Produktion in kenianischen Mittelschichtsbographien. In: Becker, Johannes/Weidenhaus, Gunter/Witte, Nicole (Hg.): *Biographie und Raum*. Göttinger Beiträge zur soziologischen Biographieforschung; Universität Göttingen.

Imaginationen der Globalisierung

Ilse Helbrecht, Lucas Pohl, Carolin Genz, Janina Dobrusskin

Still ruht die UNO am Genfer See?

Stehen wir vor einem »Ende der Globalisierung«? Seit geraumer Zeit schon wird darüber sowohl in den Medien als auch in der Wissenschaft zunehmend kritisch spekuliert (Rugman 2012; King 2018). Das Wirtschaftsmagazin *Capital* interpretiert die seit 2010 stagnierenden internationalen Wirtschaftsverflechtungen als Beginn der Phase der »Deglobalisierung« (Klude 2019). Andere AnalystInnen bekunden, es habe faktisch schon vor der Wahl Donald Trumps zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika starke wirtschaftsnationalistische Tendenzen auf dem internationalen Parkett gegeben (Falke 2018). Die jüngst einseitige Aufkündigung einer Reihe von internationalen Handelsabkommen durch die USA stünde in einer neuen Tradition der Handelskriege etwa zwischen Europa, China und den USA.

Es scheint, als sei der zur Normalität gewordene weltweit freie Handel von Gütern wie Autos, Wein, Käse, Messern oder Butter sogar zwischen den USA und Europa keine Selbstverständlichkeit mehr. Wirtschaftsnationalistische Tendenzen nehmen zu (»America First«). Strafzölle haben Konjunktur. Und seit dem Sommer der Migration im Jahr 2015 vermag nicht einmal mehr das Recht auf Asyl die Schlagbäume an den Grenzen zu öffnen. Was 2015 noch als eine situative Verschärfung der Grenzkontrollen im EU-Schengen-Raum begann, scheint im Frühjahr 2020 in eine neue Phase getreten zu sein: unter den Bedingungen der Corona-Pandemie ist die Verschärfung der Grenzkontrollen fast zu einer neuen Selbstverständlichkeit geworden. Vielerorts wurde aus der Verschärfung auch eine Verhärtung. Kaum ein Land, das auf die Bedrohung durch das Coronavirus nicht nahezu reflexartig mit der Schließung der nationalen Grenzen reagierte. Der internationale Reiseverkehr von Menschen und Gütern ist in den ersten Monaten der Pandemie

nahezu zum Erliegen gekommen. Das große Comeback hingegen feiert ein ehemals Totgesagter: Der Nationalstaat ist zurück auf der Bühne der Weltpolitik – währenddessen die UNO zeitgleich am Genfer See still ruht? Supranationale Organisationen wie die EU oder die UNO scheinen zunehmend machtlos und nahezu überflüssig in allen wichtigen internationalen Fragen: Bürgerkriege (etwa in Syrien), Pandemien, Migration und Asyl, internationaler Handel. Stattdessen werden wirtschaftliche wie politische Entscheidungen heute mehr denn je in den einzelnen Kapitalen, den Hauptstädten wie etwa Washington, Paris, Istanbul oder Peking gefällt.

Ist also die Globalisierung »am Ende«? Auch wenn vieles darauf hindeuten scheint, sagen wir an dieser Stelle: Nein. Wir werden in diesem Beitrag zeigen, dass das Phänomen »Globalisierung« ein hoch lebendiger Prozess ist, der sich gegenwärtig geradezu vervielfältigt. Darüber hinaus argumentieren wir, dass auch konzeptionell die Frage nach dem vermeintlichen »Ende der Globalisierung« falsch gestellt ist. Denn Globalisierung ist nicht zuallererst als Zeitfrage zu denken: mit einem vermeintlichen Anfang, einem möglichen Ende und einer messbaren Geschwindigkeit. Vielmehr ist Globalisierung – so unser zentrales Argument – vor allem ein *räumliches* Phänomen. Globalisierung ist ein intrinsisch räumlicher Prozess. Und nur, wenn wir diese räumlichen Verschiebungen, Vernetzungen und (Re)Figurationen im Globalisierungsprozess (vgl. Löw/Knoblach in diesem Band) begreifen, können wir überhaupt die Funktionsweisen der Globalisierung verstehen.

Wer glaubt, Globalisierung habe einen Anfang, eine Mitte oder ein Ende, übersieht, was Globalisierung im Kern auszeichnet. Globalisierung ist kein Prozess, der eines Tages begann, sich immer weiter über den Globus verbreitet und dann schließlich (bzw. vielleicht gegenwärtig?) zum Erliegen kommt. Ein solches Verständnis von Globalisierung erinnert eher an den Pollenflug. Es ist ein un-räumliches (oder auch a-räumliches) Denken, das überhaupt erst zu der Frage nach dem Anfang und Ende der Globalisierung führt. Nimmt man dagegen eine raumtheoretisch angeleitete Definition von Globalisierung vor und denkt Globalisierung als im Kern räumlichen Prozess, dann wird deutlich, dass diese kaum an ein Ende kommen kann. Im Folgenden werden wir zunächst eine solche raumtheoretische Fundierung des Globalisierungsbegriffes vornehmen. Hierbei stützen wir uns zentral auf ein Argument der Humangeografin Doreen Massey (1999), das sie schon in den 1990er-Jahren begonnen hat zu entwickeln. Demnach ruht ein ein-

seitiges, un-räumliches Globalisierungsverständnis auf einer spezifischen Macht-Geometrie der Moderne. Aber auch KollegInnen aus den Nachbardisziplinen, wie etwa Arjun Appadurai (2001, 2008) aus der Anthropologie oder Saskia Sassen (2001) aus der Soziologie, haben früh argumentiert, dass man Globalisierung erstens als räumlichen Prozess begreifen muss und zweites nachvollziehen muss, wie dieser Prozess möglich ist.

Im Ergebnis dieser konzeptionellen Betrachtungen zum Verhältnis von Globalisierung und Raum sowie gestützt und illustriert durch eigene empirische Untersuchungen in Berlin, Vancouver und Singapur zeigen wir, dass es Globalisierung nicht im Singular gibt. Vielmehr existiert Globalisierung als Globalisierungen stets im Plural! Es hängt sowohl von der geografischen Positionierung (z.B. Deutschland, Kanada, Singapur) wie auch der soziodemografischen Situiertheit (z.B. Schichtzugehörigkeit, Alter) sowie von subjektiven Erfahrungen ab, was als Globalisierungsphänomen überhaupt wahrgenommen und wie es bewertet wird. In qualitativen empirischen Studien mit den Mitteln der Foto-Elizitation haben wir die geografischen Imaginationen von Globalisierung unterschiedlicher Altersgruppen und sozialer Schichten in den drei genannten Städten untersucht (vgl. Helbrecht et al. im Druck). Anhand der empirischen Ergebnisse verdeutlichen wir, warum Globalisierung nicht zu einem Ende kommen kann.

Gerade aus Sicht einer feministischen Geografie, die sich für das verkörperte Wissen, die Affekte, Emotionen und Alltagserfahrungen der Menschen im Zuge von Globalisierungsprozessen interessiert, wird deutlich, dass Globalisierungsprozesse zunehmend veralltäglicht, verstetigt und vervielfacht werden. Es ist deshalb derzeit nur eine bestimmte Form der Globalisierung in der Krise. Es wird eine spezifische Art der Globalisierung durch die jüngeren Entwicklungen (und dazu gehört auch der Klimawandel!) infrage gestellt. So ist es vor allem das spezifische Modell der neoliberalen Wirtschaftsglobalisierung, das derzeit ins Wanken gerät. Neoliberale Wirtschaftsglobalisierung beinhaltet *per se* ein reduktionistisches Verständnis von Globalisierung, das nur wenige AkteurInnen, Länder und Phänomene tatsächlich in den Blick nimmt (Safranski 2003). Dass nun gerade dieses reduktionistische Bild von Globalisierung fundamental hinterfragt wird, bietet die große Chance, grundlegender über das Verständnis von Globalisierung zu reflektieren. Denn im Rücken der Krise fällt es leichter, zu den bedeutungsvolleren Dimensionen räumlicher und kultureller Globalisierung aufzuschließen – und so unser Globalisierungsverständnis zu plurali-

sieren, zu erweitern und damit zugleich auch zu präzisieren. Hierzu tragen die folgenden konzeptionellen Überlegungen sowie die empirischen Ergebnisse aus unserem Teilprojekt »Geografische Imaginationen: Sicherheit und Unsicherheit im Generationenvergleich« des Sonderforschungsbereiches 1265 »Re-Figuration von Räumen« bei.

Globalisierungen – für eine räumliche Perspektive

Edward W. Said stellte treffend fest: »Da ist kein Nutzen darin, so zu tun, als ob alles, was wir über Zeit und Raum oder vielmehr über Geschichte und Geografie wissen, mehr sei als rein imaginativ« (Said 1977: 168, Übers. d. A.). Globalisierung ist nicht einfach eine Gegebenheit, die sich von selbst erklärt. Globalisierung ist ein Diskurs (King 2004). Sie wird – innerhalb wie außerhalb der Wissenschaft – aktiv hergestellt, zum Beispiel durch Narrative, Gegenstände, Begriffe, Strategien, Symbole oder Praktiken. Wenn wir von Globalisierung sprechen, dann reden wir über diskursive Zurechtlegungen. Das heißt, was Globalisierung überhaupt ist und meint, muss als normative, empirische und/oder theoretische Beschreibung zunächst einmal entwickelt und verdichtet werden.

Die vielfältigen, sowohl in der Öffentlichkeit als auch in den Medien, der Politik und Wissenschaft geführten Debatten zu Globalisierung sind stets machtvoll. Es handelt sich keinesfalls um Reflexionen (etwa im oft heraufbeschworenen »Elfenbeinturm«), die quasi folgenlos wären. Vielmehr führen Diskurse über Globalisierung dazu, das Phänomen überhaupt erst herzustellen, mit dem wir heute zum Teil krisenhaft ringen. »Diskursive Formationen erzeugen die Gegenstände, die sie behandeln« (Schwab-Trapp 2001: 262). So ist auch die Rede vom vermeintlichen »Ende der Globalisierung« Teil einer spezifischen diskursiven Formation. Da es stets machtvolle Perspektiven sind, die in gesellschaftlichen Debatten miteinander verhandelt werden, ist das Interessante an der Betrachtung von Globalisierung als diskursiver Formation, welche Logik, welche Perspektive, welche Deutung von Globalisierung sich dabei durchsetzt und mit welchen Folgen. Gerade Michel Foucault ging es bei der Diskursanalyse »vorrangig um die Konsequenzen, die die Anerkennung einer bestimmten Sichtweise der Wirklichkeit besitzt, um die Machtmittel zur Durchsetzung dieser Sichtweise und

um die sozialen und politischen Prozesse, die in und durch Diskurse initiiert oder verändert werden« (Schwab-Trapp 2001: 262).

In den Diskursen zu Globalisierung spielt die Frage »Was ist Globalisierung?« eine zentrale Rolle. Stets wird um den definitorischen Kern des Phänomens gerungen. Dabei hat sich eine Sichtweise von Globalisierung durchgesetzt, die auf ganz bestimmten imaginativen Geografien basiert.

Die Abwertung: imaginative Geografien der Globalisierung

Der Begriff »imaginative geography« stammt von Said (1977: 169). Er beschreibt schon in den 1970er-Jahren brillant, welche immense Bedeutung imaginative Geografien haben für den Verlauf von Globalisierungsprozessen (vgl. Gregory 1994, 2004) und verdeutlicht dabei den allgemeingültigen Mechanismus der imaginativen Geografien und welche zentrale Rolle sie spielen am Beispiel der Konstruktion des »Orients«. Said legt überzeugend dar, wie sehr das Bild des Westens von Asien als Orient schon seit der Antike geprägt ist von der »europäischen Imagination« von Asien – aber nicht von den Selbstwahrnehmungen und -beschreibungen etwa der BewohnerInnen Ägyptens oder Persiens. Schon in der Ära der griechischen Polis ca. 500 vor Christus, als die AthenerInnen die großen Schlachten gegen die PerserInnen schlugen, wird die imaginative Geografie Persiens und Ägyptens stets aus dem Auge der griechischen BetrachterInnen beschrieben: »Es ist Europa, das den Orient artikuliert.« (Said 1977: 170, Übers. d. A.)

Die Stadtstaaten der griechischen Polis bauten im gesamten Mittelmeerraum ein umfassendes Handelssystem auf. In vielfältigen Reisen, Kriegszügen, Umsegelungen und Fußmärschen wurden Kontakte und Beziehungen mit anderen Gesellschaften hergestellt. Es lässt sich argumentieren, dass schon die griechische Antike eine spezifische Form der Globalisierung darstellt, in der der Mittelmeerraum zur Begegnungszone unterschiedlicher europäischer, afrikanischer und asiatischer Kulturen wird (Werlen 2014: 55). Schon in dieser Gestalt der Globalisierung sind es allein westliche Projektionen, die das Bild »des Ostens« als »Orient« prägen. Said (1977) zeigt historisch minutiös anhand der Darstellung Ägyptens von der griechischen Antike bis in das 19. Jahrhundert hinein auf, wie »das Andere« des Orients, das Fremde, nur als Zerrbild von den EuropäerInnen gezeichnet wird. Dies geschieht mit dem Ziel, in diesem spezifischen Lichte des fremden, exotischen

Anderen das Eigene glänzender erscheinen zu lassen und so vermeintlich deutlicher und klarer zu sehen. Die Fremdbeschreibung dient der Selbstdefinition. So wird »das Andere« als herabwürdigendes Gegenbild dargestellt, um dadurch »das Eigene« als umso trefflicher, überragender, überlegener zu beschreiben. Said hat den EuropäerInnen wie kaum ein anderer den Spiegel vorgehalten und in seiner Studie zu Orientalismus gezeigt, dass das überhebliche Selbstbild Europas und des Westens fundamental auf europäischen Märchen – oder präziser gesagt: auf imaginativen Geografien – vom Anderen in Abgrenzung zum Eigenen basiert. So ist »das Abendland« nicht zu verstehen ohne die Konstruktion »des Morgenlandes«. Okzident und Orient sind machtvoll aufeinander bezogene imaginative Geografien. Wenn europäische Erwachsene ihren Kindern Geschichten von »Tausendundeine Nacht« erzählen, dann perpetuieren sie diese imaginative Geografie des Orientalismus.

Die Binarität, also die Zweipoligkeit in der Funktionsweise imaginativer Geografien, verweist weit über das Beispiel vom Okzident und Orient hinaus. Der Mechanismus der imaginativen Geografien ist auch auf andere binäre Begriffspaare, wie zum Beispiel Stadt und Land anwendbar. So wird in der heutigen Raumforschung das Land oftmals nur aus der Perspektive der Stadt als das Andere definiert (vgl. Helbrecht 2019), wodurch der ländliche Raum dazu tendiert, eine Abweichung von der Norm zu werden.

Die Beobachtung Suids, dass in der Interaktion unterschiedlicher AkteurInnen (z.B. DichterInnen, PolitikerInnen oder HandelsvertreterInnen) aus verschiedenen Regionen der Welt nicht eine objektive geografische Beschreibung des Gegenübers vorherrscht, sondern imaginative Geografien über die Anderen am Werke sind, ist für unser heutiges Verständnis vom Globalisierungsdiskurs zentral. Denn imaginative Geografien sind nicht nur fiktive Vorstellungsbilder; sie bestimmen unser Handeln und haben Einfluss auf die Ausrichtung unserer sozialen und materiellen Realität. Said ist es gelungen, unter der Begrifflichkeit der imaginativen Geografien einen generellen Mechanismus zu identifizieren, wie im Westen (mit westlicher binärer Logik und aufklärerischer Rationalisierung) Identität hergestellt wird. Der dominante Umgang des Westens mit dem Fremden ist in seiner Funktionalität darauf reduziert, das Eigene zu stärken, zu betonen und letztlich überhaupt erst entstehen zu lassen. Das Andere ist das notwendige Hilfsmittel zur Konstruktion der eigenen Identität – und wird darüber zum unterlegenen Anderen degradiert. Henry Staten hat dieses Wechselverhältnis das »kons-

titutive Außen« der Identität genannt (zitiert nach Massey 1995: 287, Übers. d. A.).

Gerade die generelle Gültigkeit von imaginativen Geografien für Erkenntnisprozesse des Westens hat zu viel Widerspruch geführt und heftige Debatten hervorgerufen. Ist es tatsächlich so, dass »der Westen« stets anmaßend, aberkennend und erniedrigend mit anderen Kulturen verfahren ist? Diese Frage führt in das Zentrum postkolonialer Debatten. Wir können diese im Rahmen des vorliegenden Beitrags leider nicht ausführlich diskutieren. Für unser gegenwärtiges Ziel in diesem Argumentationsgang, nämlich den Begriff der Globalisierung auszuleuchten und Globalisierungsprozesse besser zu verstehen, lässt sich an dieser Stelle schlussfolgern, dass imaginative Geografien im Zentrum der Funktionsweise von Globalisierung westlicher Prägung stehen. Gerade der neoliberale Siegeszug der wirtschaftlichen Globalisierung im Sinne weltweit gesteigener Vernetzung von Güter-, Informations- und Finanzströmen ist keinesfalls ohne den binären Mechanismus imaginativer Geografien denkbar. Die Durchsetzung kapitalistischer Wirtschaftsformen im globalen Maßstab war nur möglich, weil die imaginativen Geografien »des Westens« es ihm erlaubt haben, andere Lebens- und Wirtschaftsweisen in Übersee entweder zu ignorieren, zu überrennen, zu vernichten oder auszubeuten. Nur das Gefühl der kulturellen Überlegenheit, das fundamental auf einer imaginativen Geografie des Westens über den sogenannten »Rest der Welt« (Wallerstein 2010: 11) beruht, hat es erlaubt und ermöglicht, diese anderen Welten zu »erobern«:

»Zu den Besonderheiten der kapitalistischen Weltwirtschaft gehörte die Entwicklung einer eigenen Epistemologie, die dann eine Schlüsselfunktion bei der Bewahrung ihrer Handlungsfähigkeit spielte. Diese [...] Epistemologie ist es, [...] die Said in *Orientalismus* so massiv angriff. Es ist dieses moderne Weltsystem, das die binären Unterscheidungen, namentlich jene zwischen dem Universalismus (von dem behauptet wurde, die herrschenden Gruppen verkörperten ihn) und dem Partikularismus (der allen Beherrschten zugeschrieben wurde) verdinglichte.« (Wallerstein 2010: 59, Herv. i. O.)

Die binäre Funktionsweise der imaginativen Geografien des Westens – mit der parallelen Aufwertung des Eigenen (wahlweise: Europa, der Westen, das Abendland) durch die Abwertung des Anderen – hat die Kolonisation und Ausbeutung, Sklaverei und den Völkermord in vielen Ländern Afrikas,

Nord- und Südamerikas sowie in Indien, Australien und Neuseeland überhaupt erst möglich gemacht. Ohne die imaginativen Geografien des Westens zu dem vermeintlich minderwertigen Status anderer Orte, Räume und Regionen der Welt (und damit eben auch anderer Lebensformen, Weltbeziehungen und Kulturen) ist das, was zuerst mit Eroberung und Kolonisation begann und was wir in der heutigen Form als weltweite Durchsetzung *einer* neoliberalen Globalisierung des »freien Handels« begreifen, undenkbar. Es brauchte die Vorstellung von abgewerteten, minderwertigen Orten andernorts, also imaginative Geografien des Orientalismus, um den Siegeszug des »freien Westens« überhaupt erst möglich zu machen.

Die im Orientalismus identifizierte Epistemologie als eine spezifisch europäisch/westliche Sicht auf die Welt, diene und dient also nicht nur der Identitätsbestimmung. Sie bietet nicht nur Antwort auf die Frage: wer sind wir (EuropäerInnen)? Sondern solch imaginative Geografien haben weitergehende Folgen. Sie sind Legitimation und Grundlage des Handel(n)s. Imaginationen, Geografien und Macht sind in der diskursiven Formation zu Orient und Okzident – ebenso wie zu Globalisierung – intensiv miteinander verwoben. Die spezifische Form der neoliberalen, ökonomischen Globalisierung, die wir derzeit als krisenhaft erleben, ist ein direkter Nachfolger davon. Wir sind bis heute ZeitzeugInnen einer »kolonialen Gegenwart« (Gregory 2004), die vom Golfkrieg, über die Invasionen in Afghanistan bis hin zur Lage in Palästina weiterhin von imaginativen Geografien geprägt ist, wie Said sie zuerst beschrieben hat.

Die Auslöschung: Temporalisierung der Globalisierung

Imaginative Geografien der Abwertung (Orientalismen) sind die Grundvoraussetzung dieser *einen* Form von Globalisierung, die nur eine Norm (und dessen Abweichung) kennt. Aber was hat den Siegeszug einer solchen Globalisierung, die Unterschiede aberkennt und nur ein Wertemodell, ein Wirtschaftsmodell, ein Lebensmodell anerkennt, des Weiteren ermöglicht? Wenn Immanuel Wallerstein hierzu feststellt, »Die Geschichte des modernen Weltsystems ist zu einem großen Teil zugleich die Geschichte der Expansion europäischer Staaten und Völker in den Rest der Welt« (Wallerstein 2010: 11), dann benennt er klar und nahezu brutal die Konsequenzen dieses Siegeszuges: Der von Wallerstein als »Rest der Welt« bezeichnete Teil

des Planeten Erde ist gewiss alles andere als ein »Rest«! Es handelt sich sowohl quantitativ in Bezug auf die Landoberfläche um den Großteil der Erde wie auch zahlenmäßig in Bezug auf die Bevölkerung um die Mehrheit der Menschheit. Um im Angesicht dieser Relationen von einem »Rest« zu sprechen, muss man eine grundlegend eurozentrische Perspektive einnehmen. Es muss die Überzeugung hinzukommen, dass der »Rest« (dessen Eigenwert man mittels imaginativer Geografien schon aberkannt hat) von nun an sogar noch davon profitiert, wenn er von dem schon im Abendlande, im Westen erreichten »Fortschritt« berührt und »entwickelt« würde.

Während also die Erfindung des Kolonialismus durch imaginative Geografien überhaupt erst möglich wurde, beruht seine Blütezeit auf dem Fortschrittsdenken der Moderne. Denn das Entwicklungsparadigma der Moderne hat den Orientalismen zusätzlich noch die Fortschrittsmetapher der Geschichte hinzugefügt und so versucht, der Geschichte der Welt *eine* Richtung zu geben. Durch die Temporalisierung der verschiedenen Räume der Welt im Zuge des Entwicklungsmodells der Moderne nahm diese an, dass der »Rest der Welt« zeitlich noch nicht da ist, wo Europa und das Abendland sich länger schon befänden. Hier kommt also der Mechanismus der Temporalisierung des Raumes ganz entscheidend ins Spiel. Auf geradezu merkwürdige Weise wurde unter dem Deckmantel des Fortschrittsgedankens »Raum vor allem imaginiert als die Überwindung der Zeit« (Massey 2005: 29, Übers. d. A.). Diese Temporalisierung des Raumes ist der Zwilling Bruder der imaginativen Geografien. Gemeinsam bewerkstelligen sie komplizenhaft eine Form der Globalisierung, die vom Westen aus kommend alles gleich macht und zu Uniformierung führt.

Niemand hat diesen Mechanismus der Temporalisierung der Welt in der klassischen Moderne präziser analysiert als die britische Geografin Doreen Massey. In ihrer berühmt gewordenen Hettner-Lecture dekonstruiert sie das klassische Verständnis der Moderne als eine beständige Temporalisierung von Raum:

»Ganz offensichtlich repräsentiert die Standarderzählung der Geschichte der Moderne – als eine von Europa ausgehende Fortschrittserzählung – einen diskursiven Sieg der Zeit über den Raum. Das bedeutet, dass Unterschiede, die wahrhaftig räumlich verfasst sind, als Unterschiede in der zeitlichen Entwicklung interpretiert werden – also als Unterschiede eines erreichten Stands des Fortschritts. Räumliche Differenzen werden als zeitliche Abfol-

ge zusammengedacht und wieder zusammengeführt. Auf diese Weise wird Westeuropa als ›fortgeschritten‹ konzipiert, während andere Teile der Welt als ›zurückliegend‹ gelten und wieder andere als ›rückständig‹ erachtet werden.« (Massey 1999: 13, Übers. d. A.)

Dem zugrunde liegt demnach die Vorstellung, dass der »Rest der Welt« sich ebenso entwickeln würde, wie es in Europa bereits geschehen sei. Die Unterschiedlichkeit der Lebensräume und Lebensweisen wurde schlicht negiert. Die Erde im Sinne der Temporalisierung der Moderne als eine durchglobalisierte Welt zu denken, bedeutet den Raum darauf zu reduzieren, nur einem bestimmten Zeitsegment anzugehören. Nähmen wir an, die Zeit sei ein Laib Brot, dann wäre der Raum nur eine davon abgeschnittene Scheibe (Massey 2005: 76).

Eine Sensibilität für die fehlende Anerkennung der Eigenarten anderer Räume (und damit auch anderer Wertesysteme von Raum und Zeit) findet sich bereits bei Alexander von Humboldt. Dieser hat auf seinen Reisen aufmerksam registriert, dass ihm in den Weltregionen, die er bereiste, auch zugleich andere Raum-Zeit-Vorstellungen, andere Lebensweisen und damit andere Formen des In-der-Welt-Seins begegnen.

»Der Contrast zwischen der Hastigkeit, dem Mühlradwesen der Europäer und der Gleichmuth des Indianers war mir am auffallendsten im Llano de Barcellona bei Caris. Wir hatten nach einer langen Tagesreise, von Sonne und Staub gequält, den Weg verloren. Der Indianer, der als Wegweiser diente, kündigte uns dies selbst an. Er setzte hinzu, wir würden 6 Meilen vergeblich gemacht haben und müßten unter freiem Himmel übernachten. Ich ward sehr ungeduldig, that dem Indianer (ein Caribe, der gut spanisch sprach) tausend Fragen über den verlorenen Weg, er antwortete kein Wort, sah starr auf einen Baum hin, und als ich ausgewüthet, zeigte er mir (eben als sei gar nichts vorgefallen) eine fette Iguana, die von Zweig zu Zweig schlüpfte. Was liegt dem Indianer daran, ob er hier in der Savanna oder 40 Meilen davon, heute oder in 3 Monathen in seiner Hütte schlafe. Er lebt außer Zeit und Raum, und wir Europäer scheinen ihm unerträglich, unruhige, von Dämonen geplagte Wesen.« (Humboldt 1801: 136)



Abb. 1: Weltzeituhr Berlin, Foto: Joe Mabel | 2018.

Die Formulierung, der Autochthone lebe »außer Zeit und Raum«, zeigt Humboldts (wertende) Perspektive. Sie sagt mehr aus über das Raum- und Zeit-Verständnis des Berliner Geografen als über das Lebens-, Raum- oder Zeitgefühl indigener Kulturen. Zumindest verweist jedoch der hier nachdenklich gewordene Reisende auf eine andere Qualität und eine andere Weltsicht – die einer nicht-europäischen Perspektive auf Raum-Zeit. Anstatt aber die Raum-Zeit-Sicht des Gegenübers verstehen zu wollen, stellt der »Entdecker« nur die Differenz zu seiner eigenen, europäisch-abendländi-

schen Vorstellung von Raum und Zeit fest. Wir erfahren hier etwas über eine koloniale Begegnung, die bezeichnend ist für die tiefe Wirkungsweise einer orientalistischen imaginativen Geografie auch im Kosmos des Alexander von Humboldt. Tatsächlich hat sich die Forschung, ebenso wie KolonisatorInnen lange Zeit gar nicht für autochthone Imaginationen von Räumen und den ihnen zugrunde liegenden Praktiken interessiert. Wie eine präkoloniale Territorialität ausgesehen hat, ist kaum untersucht (Mbembe 2001: 26).

Stattdessen haben sich die Normierungen und Vermessungen von Raum und Zeit durch das Abendland durchgesetzt und zu den heute bekannten Ergebnissen geführt. Die Weltzeit wurde standardisiert, die Weltregionen in Zeitzonen und Herrschaftsgebiete unterteilt. Die Weltzeituhr am Berliner Alexanderplatz symbolisiert dieses vermeintlich rationale, aufklärerische Projekt (Abb. 1).

Basierend auf dieser Temporalisierung des Raumes hat »der Westen« und insbesondere Europa gewissenlos andere Völker gemordet und die halbe Welt unterjocht und dabei doch geglaubt, Hort der Menschenrechte und Hüter von Demokratie und Aufklärung zu sein. Dies ist die große Paradoxie der Moderne: dass das Abendland sich zugleich als Ursprung der Aufklärung sieht, jedoch simultan Menschenrechte aushebelt und systematisch Völkermord an der autochthonen Bevölkerung in den zu Kolonien degradierten Gebieten Nord- und Südamerikas, Afrikas, Neuseelands oder Australiens begeht.

Die USA sind dafür ein sprechendes Beispiel. Denn die Amerikanische Revolution, die sich der Erfindung der Demokratie und Verkündigung der Menschenrechte rühmt und in der Verfassung der USA das Recht auf Leben, Freiheit und »the pursuit of happiness« festschreibt, stand für die Gründungsväter der USA keinesfalls im Konflikt mit der eigenen Praxis der Sklavenhaltung. Thomas Jefferson war der dritte amerikanische Präsident. In seiner Rolle als »Hauptautor der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung hat er 1776 die unsterblichen Worte formuliert, »dass alle Menschen gleich geschaffen sind; dass sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind; dass dazu Leben, Freiheit und das Streben nach Glück gehören« (Gerste 2020: o. S.). Doch diese schönen, selbst formulierten Worte der amerikanischen Verfassung mit den darin verbürgten Rechten auf Leben und Freiheit brachte er offenbar bruchlos in seinem Leben überein mit der Tatsache, dass er selbst SklavInnen auf seiner Plantage

in Virginia hielt.¹ Paul Finkelman (1997) bezeichnet diese Paradoxie der amerikanischen Verfassung als »Bund mit dem Tode«. Oder wie die afroamerikanische Geografin Ruth W. Gilmore es beschreibt: »Die Vereinigten Staaten wurden ›gezeugt durch Sklaverei‹ (Jones 1992, 292) und getauft durch den Genozid« (Gilmore 2002: 20, Übers. d. A.). Sie analysiert in ihren Schriften scharfsinnig, was es bedeutet, wenn Staatsgründung und -handeln auf Rassismus basieren im Sinne eines »rassistischen Kapitalismus«. Rassismus wird von ihr dabei verstanden als eine Abstraktion, die Menschen in Kategorien einordnet und auf einer Skala von humane bis inhumane Personen unterteilt (Gilmore 2002: 16). Die Paradoxie des zweierlei Maßes, das auf Menschen(leben) angewendet wurde, ist mit der europäischen Aufklärung ebenso wie mit der US-amerikanischen Unabhängigkeitserklärung eng verwoben. Gerade »die Konzepte der Menschenrechte und der Demokratie, die Überlegenheit der westlichen Kultur auf der Grundlage universeller Werte und Wahrheiten und die unvermeidliche Unterwerfung unter den ›Markt‹« (Wallerstein 2010: 9) haben sich als treibende Kräfte einer einseitigen, reduktionistischen Globalisierung erwiesen.

Das Eigenbild des fortschrittlichen Westens, der die Welt vorgeblich »befreit«, wurde schon in der Hochphase des Imperialismus und der Entdecker-Geografen heftig kritisiert. Auch hier können wir wieder, stellvertretend für viele andere kritische Zeitgenossen der Kolonialzeit, der Stimme Alexander von Humboldts lauschen:

»Sich darüber streiten, welche Nation die Schwarzen mit mehr Humanität behandelt, heißt, sich über das Wort Humanität lustig machen und fragen, ob es angenehmer ist, sich den Bauch aufschlitzen zu lassen oder geschunden zu werden, heißt fragen, ob die Spanier mehr Grausamkeiten in Peru als in Venezuela verübt haben, ob die Spanier mehr Grausamkeiten in Amerika als die Engländer und die Franzosen in Ostindien verübt haben!!« (Humboldt 1803: 124)

Dass Kolonialismus und Humanität nicht Hand in Hand gehen, wusste der jüngere der beiden Humboldt-Brüder nur zu genau aus eigener Anschauung. David Harvey (1998: 724ff.) argumentiert, dass Alexander von Humboldt

1 Thomas Jefferson besaß weit mehr als 100 SklavInnen auf seiner Plantage. Nur acht seiner eigenen SklavInnen ließ er frei (Finkelman 1997: 152ff.).

durchaus versucht habe, im Zuge seiner Forschungsreisen ein wirklich globales Denken in der Wissenschaft zu etablieren. Dieses sieht Harvey sogar als eine Vorwegnahme bzw. Wegbereitung für eine kritische Geografie der Globalisierung. Eine solche kritische und alternative Geografie der Globalisierung ist dringend notwendig. Wir brauchen, um den Gefahren der Temporalisierung des Raumes in der Moderne zu entgehen, ein tiefergehendes Verständnis von Globalisierung. Denn der Prozess der Globalisierung, wie er heute vorherrschend verstanden wird, ist immer noch einseitig und reduktionistisch auf die Verbreitung vermeintlich moderner, westlicher Werte und Wirtschaftsformen reduziert. Schauen wir uns diesen Prozess in seinen Details noch einmal kurz an, bevor wir (im darauffolgenden Abschnitt) zu der hoffnungsvollen Frage nach einer anderen, kritischen Geografie der Globalisierung übergehen.

Die Verwüstung: neoliberale Globalisierung

Welche Art von Globalisierung ist entstanden unter diesen Bedingungen der imaginativen Geografien (Orientalismus) und der Temporalisierung des Raumes (Fortschrittsmantra der Moderne)? Massey (1999) spricht von einer Macht-Geometrie der Moderne, die sich aus den imaginativen Geografien und der Temporalisierung des Raumes speist. Sie ist gekennzeichnet durch ihre Un-räumlichkeit, eine »a-räumliche Globalisierung« (Massey 2005: 81, Übers. d. A.) und durch ein fehlendes Bewusstsein der damit verknüpften Machtverhältnisse (Massey 1999: 14ff.). Im Folgenden beschreiben wir diese a-räumliche Globalisierung konkreter. Wir bezeichnen sie der Einfachheit halber als »neoliberale Globalisierung«. Diese ist von insgesamt drei spezifischen raumtheoretischen Prämissen geprägt: neben den schon ausführlich besprochenen (a) imaginativen Geografien und der (b) Temporalisierung des Raumes sind dies vor allem spezifische (c) Macht-Geometrien der Moderne im Verhältnis von globaler und lokaler Ebene (Abb. 2).

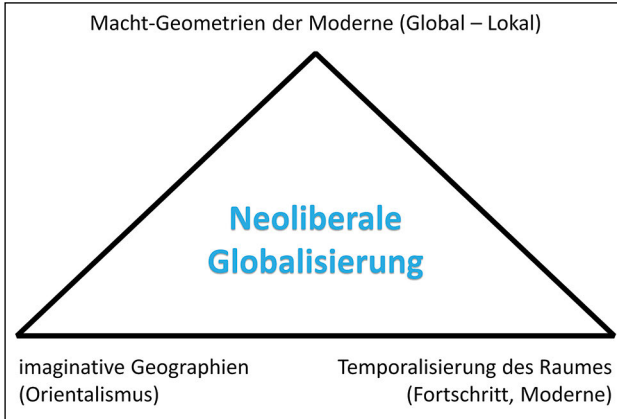


Abb. 2: Raumtheoretische Prämissen neoliberaler Globalisierung,
Entwurf: Ilse Helbrecht | Humboldt-Universität zu Berlin.

Der Diskurs der neoliberalen Globalisierung ruht auf einer spezifischen Macht-Geometrie zwischen dem Lokalen und dem Globalen. Hierbei wird »das Globale« als abstrakte räumliche Skala konstruiert, der das Lokale als unterlegener Antipol gegenüberstünde (Massey 2005: 83). Das Globale dominiert diese Macht-Geometrie. Es schwebt gleichsam abstrakt und entankert über den Örtlichkeiten und wird konstruiert als ein allen lokalen Bezügen Enthobenes. In dieser Macht-Geometrie ist das Lokale also der abhängige, kleinräumige Maßstab mit wesentlich begrenzter wirtschaftlicher, gesellschaftlicher oder kultureller Wirksamkeit. In dieser Macht-Geometrie der Moderne, die sich als neoliberale Globalisierung verwirklicht, gibt es nur ein fixes Skalensystem. Als wären die unterschiedlichen Maßstabsebenen des Globalen, Nationalen, Regionalen, Lokalen wie russische Matroschka-Puppen gleichsam ineinander verschachtelt – mit der globalen Ebene als größter Puppe. Eine solche fixe Geometrie der Skalierung von Globalisierung ist überaus machtvoll. So wird dem Globalen implizit die Autorität über das Ganze der Welt und für alle räumlichen Maßstäbe zugesprochen. Das Globale erscheint als übergreifender Raum, den Niederungen der Ebene enthoben. Und nur das Globale sei letztlich weltweit wirkungsvoll. Diese Macht-Geometrie neoliberaler Globalisierung ist eine – ganz parallel zum Orientalismus – auf die Maßstäblichkeit der Welt bezogene imaginative

Geografie. Es wird hier ein spezifisches, wertendes Machtverhältnis zwischen den unterschiedlichen Maßstabsebenen suggeriert.

In der Praxis hat die neoliberale Globalisierung ihr Gesicht vor allem in der Verbreitung überall ähnlicher Konsumformen und Produktionsmuster, Werte, Waren und Kommunikationsweisen gezeigt. Paradigmatisch hierfür sind Global Player wie McDonalds, CNN oder Apple. Der Erfolg dergestalt global agierender Unternehmen mit ihren überall gleichen Produkten scheint vordergründig tatsächlich den Siegeszug einer neoliberalen, reduktionistischen Globalisierung zu signalisieren. Durch Indikatoren, wie den »Big-Mac-Index«, der die Kaufkraft unterschiedlicher Währungen anhand der Preise eines Burgers bei McDonalds bemisst, wird die Unausweichlichkeit dieses Prozesses ebenso plakativ dargestellt wie die vermeintliche Überlegenheit der westlichen Moderne.

Dabei ist diese Macht-Geometrie der Moderne in mindestens zweierlei Hinsicht inkorrekt. Erstens ruht diese Art der neoliberalen Globalisierung tatsächlich kaum auf einer wahrhaft globalen Entwicklung, als vielmehr auf der Dominanz spezifischer lokaler bzw. nationaler Errungenschaften. Weder CNN, Apple noch McDonalds sind wirklich globale Phänomene, sondern zuerst und zuvorderst US-amerikanische Erfindungen. Und sie tragen auch eine dementsprechend gehörige Portion US-amerikanischer Werte und Lebenskultur in sich. Das gleiche trifft zu auf Sony und Siemens, nur mit anderer Herkunft: Auch sie sind lokale Produzenten einer neoliberalen Globalisierung. Massey (2005: 102) spricht deshalb von einer »zwangsläufig lokalen Produktion globaler Mittel«. Neben der Produktion von Gütern lässt sich dies auch auf Handlungsmuster, Wertesysteme, Regierungslogiken, Kommunikationsformen usw. übertragen. Dass Globalisierung im neoliberalen Gewand somit eine »Reorganisation der Räume« bedeutet (Löw 2001: 106), die nicht wirklich auf das Globale zielt, sondern von der Hegemonie spezifischer lokaler bzw. nationaler Strukturen und Prozesse zehrt, hat Saskia Sassen eindrücklich herausgearbeitet. In ihrer zum Klassiker avancierten Studie über *global cities* (Sassen 1991) zeigt sie empirisch, wie sehr die Steuerung der Weltmärkte von sehr konkreten, spezifischen und vor allem lokal begrenzten, städtischen Räumen abhängig ist. Die von ihr als »Kommandozentralen der Globalisierung« bezeichneten Städte, zum Beispiel London, Tokio und New York, sind die lokale *conditio sine qua non*, die unabdingbare Voraussetzung einer neoliberalen Globalisierung. Damit läuft diese Art der Globalisierung faktisch auf das »Aufzwingen partikularer nationaler For-

men« zu, also die McDonaldisierung der Welt (Sassen 2001: 262). Globalisierung in diesem Sinne ist demnach gerade nicht globaler Herkunft, sondern tatsächlich die kulturelle Herrschaft über und wirtschaftliche Ausbeutung der zu Peripherien gemachten Weltregionen.

Das vermeintlich Globale in der neoliberalen Globalisierung hat in Wirklichkeit immer einen lokalen oder regionalen bzw. nationalen Ursprung, wie die Arbeiten von Sassen eindrucklich im Feld der Wirtschaft zeigen. Schon in den 1990er-Jahren entwickelte sich eine ausgereifte Kritik an der asymmetrischen und vermeintlich unversöhnlichen Gegenüberstellung von »global« versus »lokal« im Macht-Geometrie-Paradigma der Moderne. Roland Robertson (1995, 1998) entwarf das Kunstwort der »Glokalisierung« als neuen Terminus, der sich zusammensetzt aus den beiden Wörtern Globalisierung und Lokalisierung. Hierdurch versucht er zu beschreiben, dass erst im Miteinander von globalen und lokalen Dynamiken letztlich das entsteht, was dann ein weltweit verbreitetes Phänomen wird. Lokale und globale Kräfte wirken in seinem Denken letztlich gemeinsam und bedingen sich wechselseitig. Geraldine Pratt und Victoria Rosner (2012: 16) schlagen deshalb vor, den klassischen, hierarchischen Dualismus »global-lokal« per se aufzulösen und bewusst Forschungsstrategien zu wählen, die Globalisierung mit der Brille ungewöhnlicher und überraschender Paarungen untersuchen. Sie verdeutlichen die große Tragfähigkeit einer solchen feministischen Wissenschaftsstrategie, die durch die Dekonstruktion von Dualismen stets Brüche und Machtverhältnisse aufspürt. Durch ihre Studie zur Verbindung des Globalen mit dem Intimen werden falsche Dualismen theoretisch gezielt und empirisch fundiert entlarvt.

Darüber hinaus hat die neoliberale Globalisierung nie wirklich umfassend bzw. gleichermaßen Waren- wie Menschenströme, die Freiheit des Handels und die Freiheit der Wanderung je erfasst oder ermöglicht. Das Modell der neoliberalen Globalisierung, in deren Namen bestimmte Unternehmen aus bestimmten Herkunftsländern sich international ausbreiten und vernetzen konnten, hat zugleich immer schon scharfe Grenzziehungen gegenüber der Bevölkerung vorgenommen. Es ist ein Leichtes von Europa aus auf dem Kapitalmarkt in eine US-amerikanische Firma zu investieren etwa durch den Kauf von Aktien. Hingegen ist schon der Versuch der Beantragung einer sechsmonatigen Arbeitserlaubnis für die Vereinigten Staaten von Amerika ein Unterfangen, das intensiver Prüfung, langer Wartezeiten und vieles mehr bedarf. Es gibt also zwei selbst-evidente Wahrheiten in der

neoliberalen Globalisierung: die freie, grenzenlose Mobilität des Kapitals und die restriktive Begrenzung der Mobilität der Menschen. Es sind starke soziale Ungleichheiten eingeschrieben in den Prozess der neoliberalen Globalisierung, der eben nicht allen nützt. Es sei eine »doppelte Imagination«, sagt Massey (2005: 86), wenn einerseits ein grenzenloser Raum suggeriert werde und in Form von Handelsabkommen gefordert wird, zugleich aber starke Abgrenzungen vorgenommen werden, um internationale Migration zu verhindern. Der globale Süden ist eingeladen, seine Tore zu öffnen für die Investitionen »globaler« Korporationen mit Hauptsitz in zum Beispiel London, Tokio, Peking, München oder New York. Der globale Süden ist aber weitgehend ausgeladen, wenn es um europäische Debatten um Zuwanderung, Festung Europa und internationale Arbeitskräftemigration geht. Der Philosoph Alain Badiou spricht im Hinblick darauf davon, dass die Globalisierung eine Scheinwelt im Sinne des Weltmarktes generiere:

»[D]ie Welt der Globalisierung [ist] einzig eine Welt der Objekte und der monetären Zeichen [...]: die Welt des Weltmarktes. [...] Aber daß in dieser Welt menschliche Subjekte frei existieren, ist nicht wahr. Sie haben, um damit anzufangen, gar nicht erst das Recht, zu zirkulieren und sich niederzulassen, wo sie wollen. Die Frauen und Männer dieser angeblichen Welt, der Welt der Waren und des Geldes, haben in ihrer überwältigenden Mehrheit keinerlei Zugang zu dieser Welt. Sie sind außerhalb eingesperrt, dort, wo es für sie sehr wenig Waren und überhaupt kein Geld gibt.« (Badiou 2008: 59)

Insgesamt, so wird deutlich, ist neoliberale Globalisierung weder ein Zufallsprodukt noch eine Zwangsläufigkeit der Geschichte: neoliberale Globalisierung ist ein normatives Projekt. Als machtvolleres Metanarrativ der Moderne suggeriert es, es wäre nur eine Frage der Zeit, bis alle Erdteile einformig und gleichermaßen globalisiert seien (Massey 2005: 82f.). Tatsächlich ist dieses Narrativ hoch normativ und damit politisch, weil es nur bestimmten (ökonomischen) Interessen dient. Zu diesem Zweck werden Macht-Geometrien des Globalen versus Lokalen entworfen in einem vermeintlich abstrakten globalen Raum.

Wie fatal dieser anhaltend neoliberale Globalisierungsprozess ist, wurde vielfach beschrieben. So arbeitet Achille Mbembe (2001) für den afrikanischen Kontinent heraus, welche völlige Ignoranz gegenüber den lokalen, autochthonen Lebensformen und Imaginationen von Raum mit dem einsei-

tigen Ressourcenblick der KolonisatorInnen einherging. Auch hat die Wissenschaft weitgehend – im Einklang mit den Kolonialherren – endogene Wissens- und Lebensformen, Räumlichkeiten, Weltbeziehungen und Territorialitäten einfach kategorial übersehen (Lorde 2007). Die Vielzahl der Formen an Territorialität und die Überlappungen von Autoritäten, Räumen und Zugehörigkeiten in Afrika seien viel komplexer, als dass wir es mit unserem eurozentrischen zum Beispiel nationalstaatlichen Containerraumdenken überhaupt begreifen könnten, so Mbembe (2001: 27). Und auch in der Stadtforschung beginnen wir erst langsam, zart tastend zu verstehen, was eine indigene Konzeptionalisierung von »Märkten« als Zentren der Städte zum Beispiel im westafrikanischen Raum wirklich bedeuten könnte – nämlich etwas vollkommen anderes, als EuropäerInnen den Markt seit Max Weber gelernt haben zu denken: als Inbegriff und Ursprung von (europäischer) Urbanität im Kapitalismus (Asante/Helbrecht 2020). Wir warten also dringend darauf, indigene Globalisierungsprozesse in Afrika beschreiben zu können, die nicht auf kolonialer Autorität, Machtausübung und neoliberaler Durchsetzung des Marktes beruhen. In den Worten Mbembes (2001: 39) ist Afrika zu einem »strategischen Ghetto« geworden, das die Ressourcenbedürfnisse neoliberaler Wirtschaftspolitiken und internationaler InvestorInnen bedient – während zugleich die afrikanische Bevölkerung selbst international kaum mobil sein kann. Und was der aus Kamerun stammende Historiker hierfür als ursächlich sieht, gleicht in gewisser Hinsicht dem geografischen Argument von Massey, wonach die bisher dominante Form der Globalisierung auf spezifischen Macht-Geometrien von Raum und Zeit basiert:

»Ausgehend von dem, was fälschlicherweise als die Ränder der Welt angesehen wird, sanktioniert die Globalisierung den Eintritt in eine Ordnung, in der Raum und Zeit, weit davon entfernt, einander entgegengesetzt zu sein, dazu neigen, eine einzige Konfiguration zu bilden. Die Domestizierung einer globalen Zeit vollzieht sich durch die materielle Dekonstruktion bestehender territorialer Rahmenbedingungen, durch die Beseitigung konventioneller Grenzen und durch die gleichzeitige Schaffung mobiler und umschließender Räume, welche die Mobilität der als überflüssig erachteten Bevölkerungen einschränken sollen.« (Mbembe 2001: 51, Übers. d. A.)

Bruno Latour unterstützt diese Fundamentalkritik und spricht von »Verwüstungen der Globalisierung« (Latour 2018: 21). In seinen Augen gibt es

zwei Formen der Globalisierung. Die eine nennt er *Plus-Globalisierung* und diese müsste eigentlich eine Bereicherung bedeuten. Denn wenn man in der Lage ist, von einem lokalen Standpunkt aus »zu einem globalen bzw. weltumgreifenden zu wechseln, sollte [es] eigentlich bedeuten, dass man die Gesichtspunkte *vermehrt*, dass man eine größere Mannigfaltigkeit erfasst, eine größere Zahl von Wesen, Kulturen, Phänomenen, Organismen und Menschen in Betracht zieht« (Latour 2018: 21, Herv. i. O.). Tatsächlich aber haben ca. 400 Jahre Modernisierung zu einer *Minus-Globalisierung* geführt, in der eine Verarmung der Perspektiven, eine Vereinheitlichung der Sichtweisen, eine Verflachung der Standpunkte stattgefunden hat (Latour 2018: 22).

In dieser Verengung des hegemonialen Globalisierungsdiskurses auf »Politisierung und Ökonomismus, diese beiden Reduktionen in der Wahrnehmung des Ganzen« (Safranski 2003: 67), liegt vielleicht auch ein Grund für die Perspektivlosigkeit der derzeitigen Debatte, in der sich eben niemand am Ende dieses einen neoliberalen Globalisierungsmodells noch andere Globalisierungen vorstellen kann. Das aber genau ist ein zentrales Problem. Unsere Perspektiven haben sich verengt. Wir haben unser Denken verengen lassen auf diese eine Seite reduktionistischer Globalisierung. Wenn Globalisierung nur auf Machtfragen (Politik) und Profitfragen (Wirtschaft) orientiert ist und dabei auch noch die Vielheit der Weltregionen unterschlägt, indem sie gleichgemacht werden, dann fehlt der Sinn dafür, was Globalisierung (noch) sein könnte. Denn, wie Massey verdeutlicht, die Art und Weise wie wir Globalisierung imaginieren, ist zentral dafür, welche Formation sie annimmt (Massey 1999: 16). Was es dafür braucht, ist räumliches Denken, damit wir erkennen können, dass es viele sinnvolle Imaginationen von Globalisierung gibt.

Die Vision: Verräumlichung der Globalisierungen

Es ist nur eine sehr spezifische Form von (neoliberaler) Globalisierung, die sich bis heute durchgesetzt hat. Und es ist diese besondere Form, die manche zurzeit krisenhaft auf ihr »Ende« zulaufen sehen. Wie wir im bisherigen Verlauf dieses Textes dargestellt haben, beruht diese reduktionistische Variante der Globalisierung auf Orientalismen, Ent-Räumlichung, der Negation räumlicher Vielfalt und damit einer Verflachung der Welt.

Was es braucht, um zu einem anderen Verständnis von Globalisierung zu gelangen, hat niemand so früh und trefflich formuliert wie Massey (1999, 2005). Ihr zentrales Argument lautet: Wir brauchen ein neues Verständnis von Globalisierung, das tatsächlich verräumlicht ist. Denn Globalisierung ist ein inhärent räumlicher Prozess, der (zu) lange als un-räumlich beschrieben und konzeptionalisiert wurde. Die Verbreitung von Fortschrittmustern, Waren, Handelsbeziehungen, Menschen, Geldströmen und Medien wurde temporalisiert. Und die globale Maßstabebene wurde dabei essentialisiert als eine fixe, aber abstrakte, blutleere Skala des »Weltweiten«. Im Kern der Frage der Globalisierung steckt der Raum: Was ist der Raum und was sind Maßstabebenen für uns? Wir müssen lernen, Skalen, Räume und Globalisierungen anders zu denken. Es braucht ein »genuin räumliches Narrativ« (Massey 2005: 89, Übers. d. A.), um der Einbahnstraße und dem Reduktionismus neoliberaler Globalisierung zu entkommen. Das Raumverständnis muss zentral gestellt werden, um einer anderen Sichtweise auf Globalisierung den Weg zu bahnen. Die postkoloniale Kritik der 1990er-Jahre hat hierzu schon Wesentliches beigetragen, um die Moderne zu verräumlichen und Europa zu dezentrieren.

Raum ist hierbei nicht zu verstehen als eine glatte Oberfläche, sondern als die »Sphäre der Koexistenz von einer Mannigfaltigkeit an Bewegungs- und Entwicklungsmöglichkeiten« (Massey 2005: 63, Übers. d. A.). Räume werden geschaffen und aktiv re-konfiguriert in Begegnungen und Praktiken. Sie erlauben eine Vielzahl von Entwicklungsmöglichkeiten – eben darin liegt ihr politisches Potenzial (vgl. Massey 2005: 83).

In der Sprache von Latour (2018) wäre dies die von ihm sogenannte *Plus-Globalisierung*, also eine Form der Weltaneignung, die die vielfältigen Räume und Räumlichkeiten, Regionen und Territorien auf der Erde als Bereicherung sieht. Hierfür braucht es eine Haltung der Offenheit im Sinne der »Geografien der Begegnung« (Dirksmeier et al. 2011). Eine Sensibilität für die Räumlichkeit der Globalisierung ist hierfür essenziell. Denn Raum bietet immer die Möglichkeit des Nebeneinanders im Jetzt. Und damit auch die Chance auf ein Miteinander, eine Nachbarschaft. Im Raum geht es nach Massey um das Potenzial von Gleichzeitigkeiten. Und die Tatsache, dass man die Gleichzeitigkeiten im Raum und das Nebeneinander im Raum adäquat anerkennt, muss auch bedeuten bzw. verlangt sogar »die Akzeptanz, dass man selbst gleichzeitig auch beobachtet/theoretisiert/evaluiert wird [...] mit möglicherweise vollkommen anderen Bewertungsgrundlagen« (Massey

2005: 89, Übers. d. A.). Nur durch eine Verräumlichung der universalistischen Moderne können ihre (vermeintlichen) Universalismen aufgebrochen und in spezifische, raum-zeitliche Positionierungen verwandelt werden. Solcherart »situierendes Wissen« basiert dann auf »Verortung, Verkörperung und partialer Perspektive« (Haraway 1995: 84). Hierdurch wird eine neue Vielfalt von geografischen Imaginationen möglich, die dezidiert aus der Positionalität der Verortung entsteht und genau diese adressiert.

Ganz ähnlich resümiert Derek Gregory (2004: 261f.): Ein Ende der »kolonialen Gegenwart« kann nur beginnen, wenn wir in neue gedankliche Räume eintreten. Es braucht nicht nur andere Vorstellungen von Geschichte, so Gregory, wie Walter Benjamin es schon gefordert hat. Nein, mehr noch: Es braucht auch andere Geografien. Wenn aus den *imaginativen Geografien*, die, wie Said sagt, den Orientalismus und das machtvolle »Othering« erst möglich machen, *geografische Imaginationen* werden, die unsere Sicht der Welt erweitern, kann die koloniale Gegenwart enden. Es ist also eine Grundvoraussetzung für die Möglichkeit von Politik überhaupt, dass wir »Raum als offen konzeptionalisieren, multipel und relational, unfertig und stets im Werden begriffen, erst dann kann auch die Geschichte wieder offen werden« (Massey 2005: 59, Übers. d. A.). Es ist eben diese Vielheit und Gleichzeitigkeit von Globalisierungsvorstellungen, für die wir uns in unserer empirischen Forschung interessieren (die in diesem Band mit dem Konzept der Refiguration adressiert werden) – und die politischen Potenziale, die in dieser Multiperspektivität enthalten sind.

Geografische Imaginationen von Globalisierungen: Empirische Perspektiven aus Singapur, Vancouver, Berlin

Im Folgenden geben wir anhand von Auszügen aus unserer empirischen Forschung in Singapur, Vancouver und Berlin einen illustrativen Einblick, wie eine Globalisierungsforschung aussehen könnte, die die a-räumliche Variante der neoliberalen Globalisierung hinter sich lässt und einem räumlichen Denken von Globalisierungen den Weg bahnt. Mit Blick auf die 169 qualitativen Interviews, die wir mit Menschen unterschiedlichen Alters (15 bis 70 Jahre) und aus unterschiedlichen sozialen Schichten in den drei Städten geführt haben, wird schnell ersichtlich, dass es eine Vielzahl von Gründen

geben kann, um sich als »Teil von Globalisierungen« zu verstehen und (differenziert) zu verorten.

So sehen sich beispielsweise Jugendliche mit Migrationshintergründen oder Fluchterfahrung, mit denen wir in Berlin gesprochen haben, als Teil der Globalisierung, weil die eigenen Eltern- oder Großelterngenerationen als GastarbeiterInnen nach Deutschland gekommen sind und sie sich deshalb zu Teilen mit den jeweiligen Herkunftsländern und Familienbiografien identifizieren, selbst wenn sie in Deutschland geboren und aufgewachsen sind. Eine Managerin aus Vancouver versteht sich als Teil der Globalisierung, weil sie am Tag unseres Interviews bereits um fünf Uhr morgens aufstehen musste, um mit einem Klienten in einer anderen Zeitzone zu telefonieren. Eine 20-jährige Frau aus Singapurs Oberschicht begreift sich als Teil der Globalisierung, weil sie durch diese die Chance erhält, dem Wettbewerb des lokalen Arbeitsmarkts zu entfliehen. Während zuvor alle sinnbildlich um das gleiche Kuchenstück kämpften, habe sich der Kuchen durch die Globalisierung enorm vergrößert, sagt sie. Genau dieser Aspekt der Globalisierung ist es, der von einem jungen mittellosen Mann, ebenfalls aus Singapur, wiederum als Problem erachtet wird. Für ihn bedeutet, sich als Teil der Globalisierung zu verstehen, dass sein Leben auf einmal klein und unbedeutend wirkt.

Das Problem der unterschiedlichen und teils widersprüchlichen Perspektiven, welche sich als subjektive, raum- und zeitspezifische Deutungskonstruktionen von Globalisierung erweisen, löst sich auch nicht dadurch, dass wir uns konkreteren Teilaspekten der Globalisierung zuwenden. Mit Bezug auf die Frage der »globalen Vernetzung« beispielsweise schildert uns ein Berliner Interviewpartner, dass der stetige Austausch von Menschen dazu führe, dass lokale Kulturen in den Hintergrund treten und sogar zerstört werden, wie er am Beispiel des Massentourismus in der Türkei argumentiert. Dagegen sieht eine junge Frau aus Singapur in der globalen Vernetzung die Möglichkeit für einen offenen Umgang mit sexueller Diversität, etwa hinsichtlich der LGBTQ-Community. Vernetzung bedeutet für sie in erster Linie, festzustellen, dass überall auf der Welt die gleichen Kämpfe um Anerkennung ausgetragen werden, was aus ihrer Sicht dazu führt, für mehr Solidarität über die eigenen Ländergrenzen hinaus einzustehen. Die Widersprüchlichkeit unterschiedlicher Perspektiven ist unübersehbar. Während die globale Vernetzung im ersten Fall dazu führt, Differenzen aufzulösen, steht sie im zweiten Fall sinnbildlich dafür, Differenzen zuzulassen und anzuerkennen.

Gerade wenn es um Fragen der eigenen Positionierung innerhalb der Welt geht, nimmt die Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit der Perspektiven auf Globalisierung nicht ab. So haben wir unsere InterviewpartnerInnen gefragt, ob sie sich als globalen Menschen bzw. *global citizen* bezeichnen würden. Während ein junger Bewohner Vancouvers daraufhin kritisch darüber zu reflektieren beginnt, dass er bisher »nur« in Europa und Nordamerika gelebt habe und deshalb eigentlich nicht davon sprechen könnte, ein Weltmensch zu sein, weil er schließlich nie die Welt als Ganzes gesehen hat, legt uns eine 51-Jährige Interviewpartnerin aus Berlin nahe, dass jede ihrer täglichen Aktivitäten, beim Internet angefangen, sie mit der Welt verbindet. So gäbe es keine Möglichkeit, sich der Globalisierung zu entziehen: »Ob ich Teil der Globalisierung bin, impliziert, ich könnte jetzt auch »nein« sagen und daneben stehen wie ein kleiner Stern, ... ich bin global, kann ich machen was ich will.« (B-I51, 120-125)

Solche empirischen Einblicke verdeutlichen, dass sich hieraus kein einheitliches Bild von Globalisierung ableiten lässt, wie es die These vom »Ende der Globalisierung« nahelegt. Genauer gesagt lässt sich überhaupt nicht von *einem* Bild, *einer* Vorstellung von Globalisierung sprechen, wenn wir die unterschiedlichen und teils widersprüchlichen Aussagen aus unseren Interviews zusammennehmen. Und genau darin liegt der Reiz einer räumlichen Perspektive auf Globalisierungen. Die erste und vielleicht wichtigste Lektion, die es hinsichtlich dessen zu berücksichtigen gilt, ist, nicht zu versuchen, die einzelnen Perspektiven auf Globalisierung als Puzzleteile zu verstehen, die wir zusammensetzen können, um daraus *ein* Bild zu machen. Ein solches Vorgehen wäre nicht zuletzt deshalb problematisch, weil es die Wissenschaft unvermeidlich in die Position erheben würde, die Anzahl der Teile zu bestimmen, welche für die Vollständigkeit des Puzzles notwendig sind. Entgegen dessen verabschiedet sich eine räumliche Perspektive auf Globalisierung von jeder Suche nach Ganzheit und Vollendung und insistiert dagegen auf den Inkohärenzen und Widersprüchen, die das Zusammenspiel der vielfältigen Imaginationen von Globalisierungen auszeichnen. Vor diesem Hintergrund wäre es zu einfach, zu behaupten, unsere Empirie zeige auf, dass die Globalisierung alters-, schicht- und ortsspezifisch (anders) wahrgenommen wird. Vielmehr impliziert ein räumlicher Ansatz, dass Globalisierung überhaupt *nur* alters-, schicht- und ortsspezifisch *existiert* und deshalb stets im Plural begriffen werden muss. Die Fülle an vielfältigen geografischen Imaginatio-

nen von Globalisierungen ist das, was uns in der Globalisierung begegnet, sobald wir beginnen, sie in ihrer Räumlichkeit ernst zu nehmen.

Fazit: Für geografische Imaginationen von Globalisierungen!

Neoliberale Globalisierung ist gegenwärtig in der Krise. Gerade die Krise dieser einen, sehr spezifischen Form von Globalisierung erlaubt es uns, hinter die Kulissen der derzeit vorherrschenden, globalen Vernetzungsprozesse zu schauen, um dahinter eine reale Vielfalt und Komplexität von Globalisierungsformen, Globalisierungsdynamiken und Imaginationen von Globalisierungen zu entdecken. Für ein solch tieferes Verständnis von Globalisierungen braucht es eine dezidiert räumliche Lesart von Globalisierungsprozessen.

Globalisierung ist ein »Schlüsselbegriff« zum Verständnis der Moderne (Werlen 2014: 54). Jedoch tut der bisher vorherrschende Diskurs zu neoliberaler Globalisierung so, als wenn es fixe Maßstabsebenen des Globalen und Lokalen gäbe ebenso wie eine Isomorphie von Raum und Kultur (Kulturerdteile). Wann gab es je voneinander abgeschottete Länder und Nationen? Im Mittelalter der Völkerwanderung oder etwa während des 30-jährigen Krieges? In der Antike des Römischen Reiches? Es ist eine Illusion zu denken, die Grenzen wären je dicht gewesen. Selbst der Eisernen Vorhang zwischen Ost und West war zwar streng von den GrenzsoldatInnen kontrolliert, aber für Waren, TV-Bilder oder sportliche Wettbewerbe durchlässig. Und was jenseits der Mauer lag, auf der jeweils anderen Seite, war nicht nur das exotisierte Fremde, sondern auch konstitutiver Bestandteil der eigenen Identität. Kein Osten ohne Westen, kein Westen ohne Osten, kein Kapitalismus ohne Sozialismus und vice versa. Das eine ist dem anderen das »konstitutive Außen«. Selbst also eine vermeintliche Trennung von Staaten durch Grenzen beendet nicht die Interaktion und relationale Identitätskonstruktion.

Davon auszugehen, dass Globalisierung zu einem Ende gekommen sei, würde bedeuten, dass quasi jetzt erst wieder nationale oder regionale Kräfte am Werke sind. Aber waren sie das etwa vorher nicht? Die Vorstellung, eine Globalisierung könnte anfangen und enden ist monolithisch und eurozentrisch und nur als eine Weiterführung machtvoller westlicher Legitimationsnarrative der Moderne zu verstehen (Massey 1999). Sie rechnet gar nicht (erst) damit, dass es verschiedene, gleichzeitige räumliche Entwicklungen

gibt und stets gegeben hat. Sie negiert auch die Möglichkeit neuer Logiken, die überhaupt erst im Austausch und der Interaktion entstehen (und vielleicht vergehen). Ein solch essentialisierendes Verständnis von Globalisierung ist statisch, machtvoll und nur einer Perspektive verpflichtet. Es nimmt Räume und Orte in ihren Pluralismen und Vielschichtigkeiten gar nicht wirklich wahr. Dem gegenüber steht eine Perspektive der *Plus-Globalisierung* (Latour 2018) als Möglichkeitsraum, der reich ist an Vielfalt, sich gestaltet als kontinuierlicher Begegnungs- und Aushandlungsprozess. Erst solch ein Verständnis von Globalisierung ermöglicht und ruht zugleich auf »Geografien der Begegnung« (Dirksmeier et al. 2011).

Schon Christopher Columbus hat sich gründlich geirrt, als er mit seinen Landkarten aufbrach, die Welt zu entdecken. Mit seinen in Europa gefertigten Weltkarten erreichte er zwar 1492 festes Land. Aber anstatt nach der »langen und mühseligen Reise über den Atlantik« tatsächlich China zu erreichen, was er eigentlich wollte, stieß er auf Inseln in der Karibik (Wallerstein 2010: 12). Auch wir verlaufen und verfahren uns heute in der globalen Welt, wenn wir nur mit unseren eigenen, in Europa gefertigten kognitiven Karten von der Welt andere Regionen verstehen und erreichen wollen. Ein geografisches Denken und Handeln im Kontext der Globalisierung sieht anders aus. Zum Navigieren brauchen wir nicht nur andere Karten, sondern zuallererst ein räumliches Verständnis und Bewusstsein von Globalisierungen. Wir müssen überhaupt erst lernen zu begreifen, dass es Räume sind, die wir durchschreiten – und nicht unterschiedliche Zeitabschnitte auf einem vermeintlich geradlinigen Entwicklungsstrahl. Durch eine Verräumlichung von Imaginationen der Globalisierung und das bewusste Erforschen und Aneignen unterschiedlicher geografischer Imaginationen können wir lernen, uns in dieser Welt zu orientieren, ohne dabei das Andere zu unterdrücken. Denn »es sind nicht unsere Unterschiede, die uns voneinander trennen. Vielmehr ist es unsere Verweigerung, diese Differenzen anzuerkennen«, wie Audre Lorde (2007: 115, Übers. d. A.) zurecht betont.

Dank

Das Forschungsprojekt wurde finanziert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 126 »Re-Figuration von Räumen«. Wir danken Henning Füller für inspirierende Hinweise

in der Frühphase des Projekts. Miro Born, Ylva Kürten, Yannick Ecker und Carlotta Reh unterstützten uns bei der Durchführung der Interviews. Carl-Jan Dihlmann danken wir seine Mitarbeit bei der Literaturrecherche.

Literatur

- Appadurai, Arjun (2001): Grassroots Globalization and the Research Imagination. In: Appadurai, Arjun (Hg.): *Globalization*. Durham/London: Duke University Press, S. 1-21.
- Appadurai, Arjun (2008): *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Asante, Lewis Abedi/Helbrecht, Ilse (2020): Conceptualising Marketplaces in Anglophone West Africa: A Sexpartite Framework. In: *GeoJournal*, Jg. 85, Nr. 1, S. 221-236.
- Badiou, Alain (2008): *Wofür steht der Name Sarkozy?* Zürich: Diaphanes.
- Dirksmeier, Peter/Mackrodt, Ulrike/Helbrecht, Ilse (2011): Geographien der Begegnung. In: *Geographische Zeitschrift*, Jg. 99, Nr. 2-3, S. 84-103.
- Falke, Andreas (2018): Neo-Merkantilismus und Wirtschaftsnationalismus: Die Handelspolitik der Trump-Administration. In: Gellner, Winand/Oswald, Michael (Hg.): *Die gespaltenen Staaten von Amerika*. Wiesbaden: Springer VS, S. 181-197.
- Finkelman, Paul (1997): *Slavery and the Founders. Race and Liberty in the Age of Jefferson*. Armonk, NY: M.E. Sharpe.
- Gerste, Ronald D. (2020): Der Präsident und seine Sklavin. In: *DIE ZEIT* Nr.9/2020 vom 20. Februar, online unter: <https://www.zeit.de/2020/09/sklaverei-thomas-jefferson-us-gruendervater/komplettansicht> (zuletzt aufgerufen: 10. Mai 2020).
- Gilmore, Ruth Wilson (2002): Fatal Couplings of Power and Difference: Notes on Racism and Geography. In: *The Professional Geographer*, Jg. 54, Nr. 1, S. 15-24.
- Gregory, Derek (1994): *Geographical Imaginations*. Oxford: Blackwell.
- Gregory, Derek (2004): *The Colonial Present*. Malden/Oxford/Carlton: Blackwell.
- Haraway, Donna (1995): Situiertes Wissen: Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Haraway, Donna

- (Hg.): *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt/New York: Campus, S. 73-97.
- Harvey, David (1998): The Humboldt Connection. In: *Annals of the Association of American Geographers*, Jg. 88, Nr. 4, S. 723-730.
- Helbrecht, Ilse (2019): Urbanität – Ruralität. Der Versuch einer prinzipiellen Klärung und Erläuterung der Begriffe. In: *derivé – Zeitschrift für Stadtforschung*, Nr. 76, S. 6-13.
- Helbrecht, Ilse/Dobrusskin, Janina/Genz, Carolin/Pohl, Lucas (im Druck): Ontological Security, Globalisation and the Geographical Imagination. In: Million, Angela/Haid, Christian/Castillo Ulloa, Ignacio/Baur, Nina (Hg.): *Spatial Transformations. The Effect of Mediatization, Mobility, and Social Dislocation on the Re-Figuration of Spaces*. London: Routledge.
- Humboldt, Alexander von (1801): ›Der verlorene Weg‹. Während der Überfahrt von Kuba nach Cartagena (Kolumbien), zwischen der Mündung des Río Sinú und Cartagena, März 1801. In: ders.: *Über die Freiheit des Menschen*. Frankfurt a.M./Leipzig: Insel Verlag 1999, S. 136.
- Humboldt, Alexander von (1803): Europäische Kolonien: ›Eine unmoralische Idee‹. Guayaquil (Ecuador), 4. Januar – 17. Februar 1803. In: ders.: *Über die Freiheit des Menschen*. Frankfurt a.M./Leipzig: Insel Verlag 1999, S. 121-125.
- King, Anthony D. (2004): *Spaces of Global Cultures. Architecture Urbanism Identity*. London/New York: Routledge.
- King, Stephen D. (2018): *Grave new world. The end of globalization, the return of history*. New Haven/London: Yale University Press.
- Klude, Carsten (2019): Das Ende der Globalisierung. In: *Capital*, vom 25 Juni 2019, URL: <https://www.capital.de/wirtschaft-politik/das-ende-der-globalisierung> (zuletzt aufgerufen: 8. Mai 2020).
- Latour, Bruno (2018): *Das terrestrische Manifest*. Berlin: Suhrkamp.
- Lorde, Audre (2007): *Sister Outsider: Essays and Speeches*. Berkeley: Crossing Press.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Massey, Doreen (1995): Thinking Radical Democracy Spatially. In: *Environment and Planning D: Society and Space*, Jg. 13, S. 283-288.
- Massey, Doreen (1999): Imagining Globalization: Power-Geometries of Time-Space. In: Brah, Avtar/Hickmann, Mary J./Máirtín, Mac an Ghaill (Hg.): *Global Futures. Explorations in Sociology*. London: Palgrave Macmillan,

- S. 9-23 (ursprünglicher Vortrag gehalten 1998 als Hettner-Lecture: Power-Geometries and the Politics of Space-Time).
- Massey, Doreen (2005): *For Space*. London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage Publications.
- Mbembe, Achille (2001): At the Edge of the World: Boundaries, Territoriality, and Sovereignty in Africa. In: Appadurai, Arjun (Hg.): *Globalization*. Durham/London: Duke University Press, S. 22-51.
- Pratt, Geraldine/Rosner, Victoria (2012): Introduction: The Global & the Intimate. In: Pratt, Geraldine/Rosner, Victoria (Hg.): *The Global & the Intimate*. New York: City University Press, S. 13-24.
- Robertson, Roland (1995): Glocalization: Time-Space and Homogeneity-Heterogeneity. In: Featherstone, Mike/Lash, Scott/Robertson, Roland (Hg.): *Global Modernities*. London: Sage, S. 35-53.
- Robertson, Roland (1998): Glokalisierung: Homogenität und Heterogenität in Raum und Zeit. In: Beck, Ulrich (Hg.): *Perspektiven der Weltgesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 192-220.
- Rugman, Alan (2012): *The End of Globalization. A New and Radical Analysis of Globalization and What it Means for Business*. London: Random House.
- Safranski, Rüdiger (2003): *Wieviel Globalisierung verträgt der Mensch?* München/Wien: Carl Hanser Verlag.
- Said, Edward W. (1977): Orientalism. In: *The Georgia Review*, Jg. 31, Nr. 1 (Frühling 1977), S. 162-206.
- Sassen, Saskia (1991): *The Global City. New York, London, Tokyo*. Princeton, N.J.: Princeton University Press.
- Sassen, Saskia (2001): Spatialities and Temporalities of the Global: Elements for a Theorization. In: Appadurai, Arjun (Hg.): *Globalization*. Durham/London: Duke University Press, S. 260-278.
- Schwab-Trapp, Michael (2001): Diskurs als soziologisches Konzept. Bausteine für eine soziologisch orientierte Diskursanalyse. In: Keller Rainer/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 261-283.
- Wallerstein, Immanuel (2010): *Die Barbarei der anderen. Europäischer Universalismus*. Berlin: Klaus Wagenbach Verlag.
- Werlen, Benno (2014): Globalisierung. In: Lossau, Julia/Freytag, Tim/Lippuner, Roland (Hg.): *Schlüsselbegriffe der Kultur- und Sozialgeographie*. Stuttgart: Verlag Eugen Ulmer, S. 54-66.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Weltzeituhr, Berlin Alexanderplatz. Foto: Joe Mabel | 2018. Online unter: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Berlin_-_Alexanderplatz_-_Weltzeituhr_02.jpg (zuletzt aufgerufen: 24. August 2020).

Abb. 2: Raumtheoretische Prämissen neoliberaler Globalisierung, Darstellung: Ilse Helbrecht | Humboldt-Universität zu Berlin.

Die karibische Banane im deutschen Supermarkt

Über die (Un)Sichtbarkeit des Produktionsnetzwerks und die Materialität der Ware

Linda Hering, Julia Fülling

Einleitung

Die Banane erfreut sich in Deutschland großer Beliebtheit. Mit einem jährlichen Verzehr von durchschnittlich 12,4 kg pro Kopf rangiert sie nach dem Apfel auf Platz zwei der Obstrangliste. Da sie als Südfrucht hierzulande nicht angebaut werden kann, begann man bereits Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Import, sodass schon zu dieser Zeit translokale Handelsrouten mit frischen Gütern entstanden. Aus raum- und sozialwissenschaftlicher Perspektive sind Bananen daher neben ihrer Bedeutung als wohlschmeckender Nährstofflieferant besonders interessant: In diesem Beitrag zeigen wir, wie über die Banane als Ware am Ort des Verkaufs Wissen über globale Produktionsnetzwerke vermittelt und in Wert gesetzt wird. Dabei vergleichen wir, welche Rolle zwei exemplarisch ausgewählte Elemente des Produktionsnetzwerkes, nämlich der Anbauort und die Güterlogistik, dabei in der Kommunikation spielen und inwiefern die daran gekoppelten Raumfiguren (Löw 2020) für die Erklärung der unterschiedlichen Bezugnahmen relevant sind. Wir zeigen, wie eben jene Kontexte (Produktion, Logistik und Verkauf) bzw. die Erwartungen, die durch diese an die Banane gestellt werden, Einfluss auf ihre Materialität nehmen und wie die Banane zugleich auf das Produktionsnetzwerk zurückwirkt. Diesen Prozess an der Schnittstelle von Produktion und Konsum – im Supermarkt – begreifen wir als Polykontextualisierung (Knoblauch/Löw in diesem Band).

Polykontextualität und Raumfiguren

In unserem Beitrag argumentieren wir, dass beim Ein- und Verkauf von Bananen im Supermarkt polykontexturale Situationen entstehen und dass die Polykontexturalisierung selektiv sichtbar (gemacht) wird. Aber was bedeutet Polykontexturalisierung? Martina Löw und Hubert Knoblauch (in diesem Band) haben eine Heuristik entworfen, die die Parallelität zweier zentraler Aspekte des Konzepts akzentuiert. Demnach kommen *erstens* im kommunikativen Handeln zunehmend verschiedene Sinnbezüge zugleich zum Tragen, sodass das Handeln sich gleichzeitig an unterschiedlichen Relevanzsystemen orientiert. *Zweitens* kommt es zu einer Verknüpfung verschiedener Räume und räumlicher Logiken, in welche das Handeln eingebettet wird. Der Begriff der Polykontexturalisierung betont damit, dass in einer konkreten Situation zugleich verschiedene Sinnbezüge und unterschiedliche räumliche Anordnungen zusammenkommen und im Handeln wirksam werden (ebd.).

Wir zeigen, wie die Banane sowohl durch das polykontexturale Zusammenwirken verschiedener am Produktionsnetzwerk beteiligter Institutionen und Akteure in ihrer spezifischen Materialität entsteht und wie dies mit unterschiedlichen Ansprüchen an sie zusammenhängt. Als global produzierte Massenware, die mittels interkontinentaler Lieferketten in die hiesigen Supermärkte transportiert wird, erfährt die Banane unterschiedliche (im)materielle Einschreibungen, die auf verschiedene räumliche wie nicht-räumliche Kontexte und damit verbundene Relevanzstrukturen verweisen (vgl. Henkel 2017). Die Banane kann als Repräsentantin des gesamten Produktionsnetzwerks angesehen werden, in dem sie selbst als Akteur präsent ist und dessen Spuren sie in bzw. an sich trägt (Henkel 2017: 288). Bei den an sie gerichteten Erwartungen bzw. den dahinterliegenden Relevanzstrukturen kann es sich zum Beispiel um gesetzliche Vorgaben, Anforderungen von Transportunternehmen, private Standards globaler Handelsfirmen, Geschmacks- und Frischevorstellungen von KundInnen usw. handeln.

Im komplexen Zusammenspiel dieser am Produktionsnetzwerk Beteiligten wird also ein verdinglichtes Produkt erschaffen, das situationsunabhängig – also in verschiedenen hiesigen Supermärkten und für verschiedene KundInnen – als wiedererkennbare Ware identifiziert und konsumiert werden kann. Diese Ware zeichnet sich zum einen durch physisch-materielle Eigenschaften, also eine spezifische Biologie aus, denen im Zuge ihrer

Lebendigkeit besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden muss (Legun 2015). Darüber hinaus hat die Banane immaterielle, symbolische Eigenschaften, die sowohl durch den Handel als auch die KonsumentInnen in sie eingeschrieben werden. Während für die Vermarktung der Banane unzweifelhaft sowohl der Anbau als auch die Logistik gleichermaßen zentral sind, zeigt sich, dass in der Konstruktion ihres symbolischen Wertes das Produktionsnetzwerk mit seinen verschiedenen räumlichen Ausprägungen nur teilweise repräsentiert wird. Dies möchten wir aus einer raumtheoretischen Perspektive, unter Heranziehung von Raumfiguren, verstanden als verfestigte, aber dynamische Anordnungen zwischen Akteuren, Objekten und den damit verbundenen Objektivierungen und Objektivationen (vgl. Löw 2020), erklären. Die beiden für unsere Banane relevanten Raumfiguren sind der Orts- und der Bahnenraum. Der Ortsraum ist geografisch markiert und klar benennbar. Als homogene Einheit kann er mit spezifischen Bedeutungen versehen und mit Identität aufgeladen werden. Der Bahnenraum hingegen zeichnet sich durch Mobilität und Zirkulation aus, indem er zum Beispiel als Verkehrsinfrastruktur Verbindungen schafft. Anders als der Ort lässt er sich durch seinen fluiden Charakter jedoch weniger gut mit Bedeutungen versehen (ebd.).

Wir werden im Folgenden kurz die unterschiedlichen Bedeutungen der Banane am Ort des Verkaufs herausarbeiten. Anschließend zeigen wir anhand der beiden räumlichen Kontexte Produktion und Logistik ihre unterschiedliche Bedeutung für die Diversifizierung der Banane auf. Ein Vergleich zwischen der besonderen Präsentation des Anbauorts im Supermarkt und der Unsichtbarkeit der containerisierten Seeschifffahrt belegt, dass Transparenz in globalen Produktionsnetzwerken durch die Logik von Raumstrukturen und -ordnungen unterschiedlich hergestellt wird. Abschließend nehmen wir Bezug auf das Konzept der Polykontextualität und dessen Bedeutung für die Analyse translokaler Warenströme.

Banane: Geschichte einer lebendigen Ware

Die Bananenpflanze hat ihren Ursprung im Malaiischen Archipel. Von dort aus verbreitete sie sich über Indonesien nach Madagaskar und schließlich auf den afrikanischen Kontinent. Ab dem 15. Jahrhundert wurde die Banane von spanischen Siedlern auf den Kanarischen Inseln kultiviert und gelangte

von dort aus in die Karibik und nach Mittelamerika, wo sie ab dem 16. Jahrhundert angebaut wurde (Ordóñez et al. 2015). Wenn wir heute eine Banane im Supermarkt kaufen, kostet sie zwischen 99 Cent und 3 Euro und stammt in der Regel aus Ländern Süd- oder Zentralamerikas wie Kolumbien, Costa Rica, Ecuador, aber auch aus der Dominikanischen Republik (Daten Ladeninnenbegehung TP W&W [August 2019]).

Die Standard-Banane, die im Supermarkt angeboten wird, ist die Sorte Cavendish. Diese setzte sich in den 1970er-Jahren aufgrund ihres Geschmacks und der für die Massenproduktion wirtschaftlich besonders günstigen Anbaueigenschaften sowie der Resistenz gegenüber bestimmten Pilzarten durch.¹ Trotz der immer gleichen Sorte gibt es im Supermarkt in der Regel verschiedene Angebote: eine preisgünstige Variante, ein Markenprodukt, zum Beispiel von Chiquita, und eine Variante mit einem oder mehreren Siegeln (z.B. Bio, Fairtrade oder andere Umweltsiegel). Durch diese verschiedenen Varianten desselben Produktes können verschiedene KonsumentInnengruppen angesprochen werden. Sowohl preissensible KundInnen als auch solche, die Wert auf einen nachhaltigen Lebensstil oder die (vermeintlich) hohe Qualität von Markenprodukten legen, finden eine Banane nach ihrem Geschmack. Auf der einen Seite steht hier also ein stark standardisiertes Massenprodukt und auf der anderen Seite die sich immer stärker individualisierenden Wünsche der KonsumentInnen.

Die Banane kann somit einerseits als Trägerin abstrakter symbolischer Bedeutungen charakterisiert werden (Wilke 2004). Andererseits nimmt sie aufgrund ihrer lebendigen Materialität, also in ihrer biologisch-physischen Beschaffenheit, Einfluss auf die materielle wie immaterielle Ausgestaltung von Netzwerken (Schatzki 2016) wie zum Beispiel den Produktionsstätten (vgl. Legun 2015) oder eben den Distributionsmärkten (Hering 2020). Trotz Standardisierung ist jedes Produkt einzigartig in seiner Materialität hinsichtlich Farbe, Reifegrad, Geruch, Nährstoffgehalt oder eben auch Geschmack. Wir argumentieren, dass sich am Ort des Verkaufs die im Laufe der Zeit gewandelten symbolischen Bedeutungen, bzw. noch weiter gefasst, das gesamte Produktionsnetzwerk materialisiert (vgl. Henkel 2017).

1 Neuaufgetretene Pilzarten (TROPICAL RACE 4) stellen heute jedoch ein Problem für die auf Monokultur ausgerichtete Bananenbranche auf der ganzen Welt dar, sodass mittels Gentechnik und Kreuzungen mit Wildbananen nach neuen resistenten Sorten gesucht wird (Ordóñez et al. 2015).

Supermärkte als Vermittler im Spannungsfeld zwischen Standardisierung und Individualisierung

Allgemein unterliegen die heutigen Lebensmittelsysteme starken Tendenzen der Standardisierung (Barlösius 2011). Um den globalen Handel im industriellen Maßstab zu ermöglichen, werden die meisten Produkte, darunter auch Frischwaren wie Obst und Gemüse, im Hinblick auf ihre Sortenvielfalt, Form und Größe stark homogenisiert, um sie so für die aufwendigen Logistikprozesse handhabbar zu machen und am Ort des Verkaufs Produkte in immer gleicher Menge und Qualität anbieten zu können (Campbell 2009: 16; Reiher/Sippel 2015; Spiekermann 2020). Dem gegenüber steht die Kundschaft, die sich immer stärker ausdifferenziert und sehr unterschiedliche und spezifische Wünsche an die Waren hat (Ermann et al. 2018; Kulke 2005). Die Aufladung bzw. Verknüpfung von Waren mit symbolischen Werten hat daher eine besondere Bedeutung gewonnen. Gerade Lebensmittel illustrieren dabei die Gleichzeitigkeit von Versorgungs- und Distinktionsfunktion besonders gut (Barlösius 2011). So sind KonsumentInnen in Deutschland gerade im Bereich der Lebensmittel sehr preissensibel (Rose 2017: 19). Auf der anderen Seite spielen natürlich Geschmack und Qualität eine wichtige Rolle. Hinzu kommt der zunehmende Wunsch nach Transparenz. Zumindest bestimmte KonsumentInnengruppen sind in den letzten Jahren immer sensibler geworden im Hinblick auf die sozialen und ökologischen Folgen ihres Konsums (Grauel 2013; Hinrichs 2000; Stehr/Adolf 2008). Und auch in öffentlichen Debatten wird der Anspruch eines bewussten und verantwortungsvollen Konsums an KonsumentInnen herangetragen (Halkier 2010; Reiher/Sippel 2015: 12f.). In diesem Zusammenhang neu entstandene Angebote wie Fairtrade- oder biozertifizierte Produkte, die in Reaktion auf dieses veränderte Nachfrageverhalten entstanden sind, bieten hier auch neue Identifikationspotenziale (Schenk 2020). Neben einem veränderten Warenangebot reagiert der Lebensmitteleinzelhandel zudem mit einem zusätzlichen Informationsangebot, indem KonsumentInnen im Supermarkt Einblicke in die vorgelagerten Prozesse gegeben werden (Rose 2017: 15).

Der Lebensmitteleinzelhandel ist die zentrale Schnittstelle zwischen Produktion und Konsum (Schenk 2020). Als Übersetzer und *Vermittler* zwischen den verschiedenen Logiken des Produktions- und Konsumkontextes müssen hier Spannungen miteinander in Einklang gebracht werden (Hering/Baur 2019). So trifft die Logik der Standardisierung und Homo-

genisierung der Waren unmittelbar auf die individualisierten Wünsche der KonsumentInnen. Nicht nur einzelne Waren, sondern Einkaufsorte selbst sind mit vielfältigen kulturellen Bedeutungen verknüpft. Die Entscheidung für oder gegen einen Einkaufsort kann damit durchaus zum Distinktionsmerkmal avancieren (Schenk 2020). Davon zeugt nicht zuletzt die Existenz vielfältiger Betriebsformen, welche von preisgünstigen Discountern, über hochpreisige Feinkostgeschäfte bis hin zu länderspezifischen Fachmärkten reicht. Zudem hat der Ort des Verkaufs auch eine wichtige kommunikative und informative Funktion (Fülling 2017). Er fungiert für KonsumentInnen als eine der wichtigsten Quellen für Produkt- und insbesondere nachhaltigkeitsrelevante Informationen (HDE Handelsverband Deutschland 2019) und genießt einen Vertrauensvorsprung, der auf Reputation beruht und für die Produktqualität garantiert (Eden et al. 2008).

Diese verschiedenen Funktionen schlagen sich gerade im Bereich von frischem Obst und Gemüse in der Gestaltung der Ladenfläche, der Warenauswahl und dem dazugehörigen Informationsangebot nieder. So kommt dem Angebot von frischen Waren wie Obst und Gemüse für den Lebensmittel-einzelhandel eine wichtige Rolle zu. In der Branche weiß man um die Bedeutsamkeit eines ansprechenden und vielfältigen Angebots in dieser Sparte. Als Aushängeschild und Profilierungssegment (vgl. Obersojer 2009: 88f.) wird die Frischeabteilung mit dem gesamten Ladengeschäft in Verbindung gebracht. Die Kundschaft kauft gern dort, wo das Obst am besten aussieht (Freidberg 2009: 123).

Neben einem auf die diversifizierten KundInnenwünsche ausgerichteten Warenangebot finden sich zudem vermehrt auch zusätzliche Informationsangebote, die sich unmittelbar auf die frischen Waren beziehen. Dazu gehören Infobroschüren mit Hinweisen zur Herkunft, Lagerung oder Verarbeitung der Produkte, Aufsteller mit Zusatzinformationen oder verschiedene Produktlabels. Ziel ist es hierbei, zum einen der gesteigerten Sensibilität der KonsumentInnen im Hinblick auf Transparenz entgegenzukommen und zum anderen über das Labeln einzelner Produktlinien eine weitere Diversifizierung des Angebotes vorzunehmen.

Um den Transparenzwünschen nachzukommen, könnten die SupermarktbetreiberInnen potenziell das gesamte Produktionsnetzwerk sichtbar machen. Tatsächlich lässt sich in den Auslagen der Supermärkte jedoch nur eine selektive Sichtbarmachung einzelner Kontexte beobachten. Es zeigt sich, dass sehr gezielt bestimmte räumliche Kontexte sichtbar gemacht und

in Wert gesetzt werden, während andere unsichtbar bleiben. Wir vergleichen nun zwei Kontexte etwas genauer und versuchen herauszuarbeiten, warum einer sehr präsent wird und der andere im Verborgenen bleibt.

Der Anbaukontext als Ort: Homogenisierung und Essentialisierung

Wie bereits erwähnt besteht in den letzten Jahren ein wachsendes Interesse von KonsumentInnen an den Hintergründen der Produktion ihrer Konsumgüter. Der Absatz von Fairtrade-Bananen stieg beispielsweise im Zeitraum von 2013 bis 2018 von 31.500 t auf 92.434 t, also um 193 Prozent (TransFair e.V. 2020). Oftmals bezieht sich dieser Wunsch nach Transparenz auch auf die Herkunft von Produkten (Fülling 2017; Haufe 2010). Mit der Information des »Wo« der Produktion verbinden viele Menschen bereits ein gefühltes Wissen über das »Wie« (Hinrichs 2000). Neben der in Deutschland gesetzlich verpflichtenden Angabe des Anbauortes von frischem Obst und Gemüse (DVO [EU] Nr. 1333/2011, Anhang I), finden sich immer öfter auch zusätzliche Angaben und Präsentationen der Herkunft der Produkte am Ort des Verkaufs. So führen viele Supermarktketten mittlerweile hauseigene Regionallabel, zum Beispiel »REWE Regional«.

Dabei können durch den Kauf/Verkauf von Waren mit einer spezifischen Herkunft sowohl die individuelle Ebene des Geschmacks als auch kollektive Ziele, wie ökologische und soziale Nachhaltigkeit, verfolgt und adressiert werden (Barlösius 2011; Ermann 2005: 83).

Im Sinne des wachsenden Bedürfnisses nach Transparenz wird durch diese Präsentation der Herkunft versucht, eine räumliche und soziale Wiedereinbettung von Produkten zu erzielen (Barlösius 2011: 298f.). Oder mit anderen Worten: Dem mit industriellen Normen und Standards bzw. einem industriellen Lebensmittelsystem (Barlösius 2011: 226) assoziierten »food from nowhere« wird eine Alternative, ein »food from somewhere«, gegenübergestellt, das mehr sein soll als ein anonymes, standardisiertes Massenprodukt (Campbell 2009; Ermann et al. 2018: 37).

Diese Strategie lässt sich jedoch nicht nur im Hinblick auf als regional vermarktete Produkte beobachten. Auch Waren aus weit entfernten Anbauländern können über die Präsentation der Herkunft eine Neudeutung erfahren. Dies lässt sich am Beispiel der Verwendung von QR-Codes an Bana-

nen zeigen. Immer häufiger begegnen den KundInnen im Supermarkt verschiedenste Produkte (Fleisch, Milchprodukte, Obst), die mit einem Aufkleber mit QR-Code versehen sind (Abb. 1). Scannt man mit seinem Smartphone den QR-Code auf einer Banane, gelangt man gleichsam »direkt vom Supermarkt aus an den Ort der Produktion«.



Abb. 1: Beispiel für einen QR-Code | REWE.DE. Screenshot: Julia Füllung/Linda Hering | Technische Universität Berlin 2020.

Auf der verlinkten Webseite (Abb. 2) erfährt man, wo und wie groß die Plantage ist, von der die Banane kommt, und welche Zertifikate sie vorweisen kann. In unserem Beispiel wurde die Banane auf einer Plantage in der Dominikanischen Republik angebaut und trägt das Siegel der Rainforest Alliance, den GLOBALGAP Standard und das EU-Bio-Siegel.

Neben diesen Informationen zur Banane findet die Kundin auf der Webseite ein Video, das – untermalt von lateinamerikanischer Musik und mit karibischem Flair – einen Einblick in die Arbeit auf der Plantage gewährt. Es werden weiße Sandstrände nebst einzelnen Verarbeitungsschritten der Banane gezeigt und ein Arbeiter berichtet über seinen Arbeitstag. Im Anschluss daran wird die Bewohnerin eines Dorfes vorgestellt, deren Verbindung zum

Bananenanbau unklar bleibt. Sie berichtet von den Verbesserungen durch ein Trinkwasserprojekt; außerdem kommt ein kleiner Junge zu Wort, der sich über die Förderungen des Fußballvereins in seinem Dorf freut. Beide Projekte wurden aus einem Bananenfonds der Supermarktkette finanziert. Wer aufmerksam zuhört, erfährt, dass beide Projekte in Costa Rica verortet sind und somit in keinem Zusammenhang mit der eigentlichen Herkunft *unserer* Banane stehen, von der der QR-Code stammt. Durch die gemeinsame Darstellung auf der Webseite werden sie jedoch virtuell miteinander verbunden.

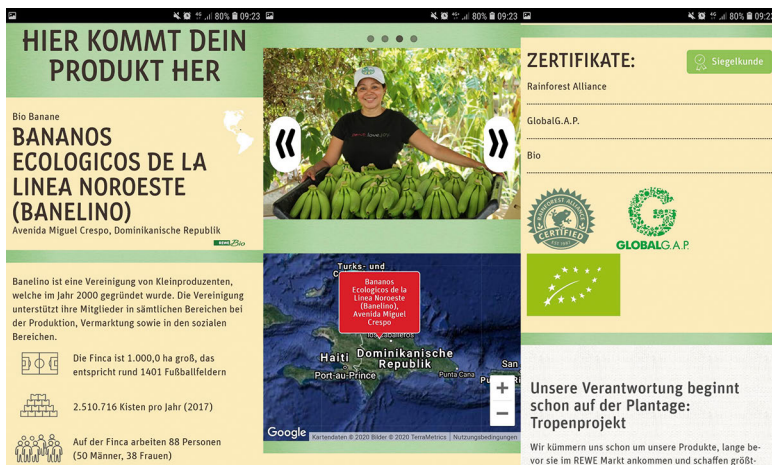


Abb. 2: Virtuelle Reise zum Ort des Anbaus der Banane | REWE.DE.
Smartphone-Screenshot: Julia Fülling/Linda Hering | Technische Universität Berlin 2020.

Über den QR-Code wird dem Kunden zwar ein kleiner Einblick in den Bananananbau gewährt, eine genauere Analyse der Darstellung lässt jedoch Zweifel an der hier suggerierten Transparenz aufkommen.

Ähnlich wie in unserem Beispiel untersucht Caroline Wright (2009) in einer Studie über fair gehandelten Cafédirect – ein Produkt, das explizit zu einer engeren KonsumentInnen-ProduzentInnen-Beziehung beitragen will – die Kommunikation des Unternehmens und deren Auswirkungen auf eben jene Beziehungen. Auf der analysierten Webseite werden ästhetische Landschaftsaufnahmen aus den Produktionsländern mit »Begegnungen« mit den AnbauerInnen kombiniert und sollen zu mehr Transparenz für Kon-

sumentInnen beitragen. Die Autorin kommt zu dem Schluss, dass durch die Darstellung einzelner AnbauerInnen und ihrer Lebensverhältnisse zwar ein symbolischer Mehrwert für die KonsumentInnen geschaffen wird. Sie zeigt jedoch zugleich, wie durch diese Darstellung ungleiche Machtbeziehungen perpetuiert und Menschen und Orte kommodifiziert werden.

Durch die vereinfachende Darstellung wird das Gesicht des einzelnen Produzenten zum Repräsentanten einer »imaginierten Gemeinschaft von Produzenten« (Wright 2009: 146). Seine individuelle Geschichte vom Ende der Armut durch den fairen Handel und die Einbettung in ästhetische Landschaftsaufnahmen werden selbst zur Ware, sodass Wright zu dem Schluss kommt, dass hier ein »voyeuristisches Wissen« (ebd.: 151) produziert wird.

Ihn ähnlicher Weise lässt sich auch die Kommunikation über den QR-Code an unserer Banane betrachten. Es handelt sich nicht nur um einen einseitigen, sondern auch um einen selektierten Einblick in den Kontext der Produktion: Es finden sich keinerlei Hinweise auf die körperlich anstrengende Arbeit auf den Plantagen, die Frage nach Löhnen und Beschäftigungsverhältnissen oder den notwendigen Einsatz von Pestiziden, um die empfindliche Frucht überhaupt als Massenware anzubauen. Durch die gewählte Darstellungsweise – den QR-Code und die dahinterliegende Webseite – werden ausgewählte Orte, Personen und Projekte zu RepräsentantInnen des gesamten Produktionsnetzwerks. Über die Hervorhebung des Produktionsortes, also der »Herkunft« der Banane, und die Reduktion aller anderen Schritte des Anbaus und der Verarbeitung auf die Koordinaten einer Plantage, wird das komplexe und viele Orte und Akteure umfassende Produktionsnetzwerk auf einen angenommenen »Herkunftsort« und einzelne Personen essentialisiert.

Dieser Überbetonung eines einzelnen Ortes steht gleichzeitig das geografisch Unspezifische der vorgestellten Projekte und Personen gegenüber: Zwar kommt unsere Banane aus der Dominikanischen Republik, doch sie wird – genauso wie andere Bananen aus Ecuador oder Kolumbien – mit einzelnen Vorzeigeprojekten in Costa Rica beworben. Diese verschiedenen Herkünfte werden zu einem homogenen Ort, der sich auszeichnet durch weiße Sandstrände, beschauliche Dörfer mit dankbaren, »einfachen« ProduzentInnen, deren Besonderheiten und Unterschiede nicht weiter ins Gewicht fallen. Eine Vielzahl unterschiedlicher Plantagen in verschiedenen Ländern mit jeweils eigenen kontextspezifischen Besonderheiten wird anhand der

digitalen Repräsentation der Webseite zu einem einzelnen homogenen Ort verdichtet.

Noch allgemeiner wird die Komplexität des Produktionsnetzwerks auf einen einzelnen Ort reduziert und damit vermarktbarm gemacht. Einen eher im Hintergrund agierenden, aber gleichsam einen essenziellen Teil der Bananenproduktion übernehmenden Part, die Logistik, möchten wir nun vorstellen.

Containerschiffe, kontrollierte Atmosphäre und industrielle Frische

Die Güterlogistik und vor allem die Handelsschifffahrt spielen in Zeiten, in denen das Ernährungssystem weltweit verflochten ist, eine zentrale Rolle. Aufgaben der Logistik sind Transport, Lagerung, Bereitstellung, Beschaffung und Verteilung von Gütern, Personen, Geld, Informationen und Energie (Meyer 2019). Damit leistet sie eine zielgerichtete Überbrückung von Raum-Zeit-Disparitäten. Generell hat die Zirkulation von Lebensmitteln über weite Strecken massiv zugenommen und so nehmen die vielfältigen Logistikprozesse eine vermittelnde Rolle zwischen Produktion, Vermarktung und schließlich Konsum ein. Sie sind für das Funktionieren des trans-lokalen Produktionsnetzwerks und somit für die Bereitstellung der Waren im Supermarkt unerlässlich. Bei genauerer Betrachtung des Produktionsnetzwerks wird deutlich, wie sich einerseits die Logistik auf die Waren einstellt und andererseits auch sie selbst die Materialität der Waren, also zum Beispiel die Biologie unserer Banane, beeinflusst.

Wie bereits erläutert, stammen die meisten Bananen in deutschen Supermärkten aus Ländern der Karibik oder Süd- und Zentralamerikas. Um sie hier im Supermarkt mit den von den KundInnen gewohnten Eigenschaften in Bezug auf Aussehen, Geschmack und Reifegrad zum Verkauf anbieten zu können, ist ein hohes Maß an Wissen und der Einsatz ausgeklügelter Technologien nötig. Nach drei Monaten Wachstum auf einer Bananenplantage werden die Bananen noch komplett grün geerntet. Zuerst wird der ganze Fruchtstand, das Büschel, mit einer Machete abgeschlagen und von den Erntehelfern vom Feld abtransportiert. Erst dann werden die sogenannten Hände in Handarbeit vom Büschel abgetrennt, gewaschen und in Kartons verpackt (Abb. 3-5). Schließlich werden die Bananenkartons direkt auf Kühl-

schiffe oder in besondere Kühl-Container verladen und nach Deutschland verschifft (Goldscheider o.J.).



Abb. 3-4: Arbeitsschritte der Bananenproduktion auf der Plantage. Foto: Alejandro Linares Garcia | 2012.



Abb. 5: Containerschiff mit Kühlcontainern des Bananenexporteurs Chiquita. Foto: AGF.nl | 2019.

Aufgabe der Güterschifffahrt ist es nicht nur, die Bananen innerhalb von 14 Tagen an ihren Bestimmungshafen zu transportieren, sondern auch sicherzustellen, dass die Bananen dort immer noch grün ankommen. Sollten sie nämlich bereits während des Transports reifen, können sie nicht mehr im Lebensmitteleinzelhandel vertrieben werden.

Um eine vorzeitige Reifung auf der langen Reise zu verhindern, werden spezielle, durch Technologien kontrollierbare Räume in Form von Kühlschiffen oder Kühlcontainern genutzt: Hier werden die grünen Bananen auf eine Temperatur um 13°C heruntergekühlt. Da Bananen zudem das Reifegas Ethylen produzieren, muss zusätzlich durch regelmäßige Luftwechsel (90 mal pro Stunde) die Konzentration des Reifegases niedrig gehalten werden. Die Einhaltung dieser Parameter wird durch eine Überwachungsautomatik sichergestellt.

Wie bereits seit den Anfängen des professionellen Bananenhandels in Deutschland Ende des 19. Jahrhunderts üblich, werden Bananen vom Anbauort per Schiff transportiert, zunächst häufig in den Laderäumen spezieller Kühlschiffe; seit Ende der 2000er-Jahre nutzen die meisten Logistikanbieter allerdings vorrangig Kühlcontainer (Buss 2020). Wenngleich der Seetransport mit Containerschiffen etwas länger dauert als auf Kühlschiffen, domi-

nieren sie heute die Lieferkette². So ersetzte auch einer der wohl bekanntesten Bananenproduzenten der Welt, Chiquita, 2019 seine Kühlschiffe durch Kühlcontainer (Abb. 4). Ein Containerschiff mit 500 bis 600 Kühlcontainern liefert nun einmal in der Woche Bananen und ersetzt zwei Kühlschiffe, die vorher zweimal pro Woche den Hafen anliefen. Anstatt verschiedener Häfen wird nun als alleiniger Anlaufpunkt das niederländische Vlissingen angesteuert, das als Drehscheibe für den durch Chiquita organisierten Bananenimport in Nordeuropa fungiert. Vom Hafen aus werden die für die umliegenden Länder bestimmten Bananen in Europa in entsprechende Reifezentren verteilt, indem die Container per LKW weitertransportiert werden. Dort werden sie gelagert, bis der Groß- oder Einzelhandel sie abrufen. Erst dann wird genau die bestellte Menge Bananen durch den Reifemeister »angegast«, sodass diese nach dem Transport vom Reifezentrum zum Handel den vom Kunden gewohnten Reifegrad erreicht hat (Fruchtimport vanWylick GmbH o.J.).

Neben Kosteneinsparungen verspricht sich Chiquita von dem neuen System vor allem eine höhere Produktqualität. Wurden die Bananen nämlich vorher palettenweise verladen und somit an allen Umschlagpunkten kurzzeitig der Außenluft ausgesetzt, bleiben sie jetzt den Großteil der Transportstrecke fest verschlossen im Kühlcontainer. Die Entnahme der Bananen aus der kontrollierten Atmosphäre der Container wird somit auf den spätestmöglichen Zeitpunkt verlegt (Hollmann 2019). Klaus-Peter Buss (2020) spricht in diesem Zusammenhang von einem Prozess des »doppelten Black Boxing«: Erstens wird beim Transport der *Container* zum *zentralen Gut*, das transportiert wird, und nicht die Ware. Die innenliegenden Bananen sind für die MitarbeiterInnen auf den Containerschiffen und an den Häfen im Prinzip irrelevant. Solange die produktspezifischen Anforderungen durch die technische Kontrolle des Containerraums sichergestellt ist und nichts verdirbt, sind die Bananen also bereits hier unsichtbar. Zweitens werden der Reifungsprozess bzw. die *Biografie* der Banane mit dem Verladen in die Container verlangsamt bzw. *angehalten*, was durch die besonderen technischen Möglichkeiten der Container umgesetzt und kontrolliert wird. Erst am Bestimmungsort wird die Banane schließlich wiederbelebt. Geografische Distanzen sind so im Zuge der *cold revolution* in der industriellen Lebensmittelproduktion, genauso wie Saisonalitäten, zwar nicht gänzlich eliminiert (vgl.

2 Für eine detaillierte Erörterung dieses Wandels vgl. Buss (2020).

Freidberg 2009: 19), aber die Logistikbranche avanciert durch die kontrollierte Überbrückung von Raum-Zeit-Disparitäten zum unsichtbaren Macher des globalen Lebensmittelsystems.

Die Logistik von frischen Lebensmitteln bringt in sich vielfältiges Wissen unterschiedlichster Akteure zusammen. Landwirtschaftliche Kenntnisse und wissenschaftliche wie auch technologische Einsichten werden in die Prozesse der modernen Güterschifffahrt übersetzt und materialisieren sich somit einerseits in den Gebäuden, Schiffen oder der Gestaltung von Organisationsstrukturen der Logistikbranche, und sind andererseits in die Banane selbst eingeschrieben. Diese ist im Laufe der Zeit in ihrer Biologie soweit wie möglich an die Anforderungen der Logistikprozesse angepasst worden, wie wir bereits am Beispiel der Umstellung auf die Cavendish-Sorte gezeigt haben. Anders als der Produktionskontext sind all diese Prozesse jedoch am Ort des Verkaufs nicht mehr sichtbar und werden dementsprechend auch nicht kommodifiziert.

Die (Un-)Sichtbarkeit des Anbaus und der Logistik im Supermarkt

In den vorhergehenden Kapiteln haben wir zwei zentrale Kontexte, die dem Ver- und Einkauf von Bananen vorgelagert sind, vorgestellt: den Anbau und die Logistik. Wir haben gezeigt, dass beide Kontexte für die Erzeugung unserer Banane und ihre Bereitstellung im Supermarkt unerlässlich sind und mit unterschiedlichen räumlichen (An)Ordnungen einhergehen. Zudem nehmen diese Kontexte Einfluss auf die Materialität bzw. Biologie der Banane selbst, also auf ihre Inhaltstoffe, Farbe, Konsistenz und Haltbarkeit. Am Ort des Verkaufs finden sich zwar zahlreiche und vielschichtige Verweise auf den Anbaukontext, jedoch keinerlei Hinweise auf den Logistikkontext. Die (Un-)Sichtbarmachung der verschiedenen Kontexte kann unserem Verständnis nach in Abhängigkeit von drei Aspekten erklärt werden: den privaten und gesetzlichen Vorgaben des Importlandes, dem Potenzial zur In-Wert-Setzung dieser Kontexte (z.B. als ökologisch oder sozial nachhaltig) und den Raumfiguren, durch die sich die Kontexte beschreiben lassen.

Gesetzliche und private Standards des Importlandes

Gesetzliche Anforderungen genauso wie private Standards prägen den Weltmarkt mit frischem Obst und Gemüse maßgeblich (Richards et al. 2013). Sie finden ihren Ausdruck in Vorgaben von großen Supermarktketten ebenso wie in gesetzlich verankerten Vermarktungsnormen, zum Beispiel die der Europäischen Union. Letztere regelt nicht nur die materielle Beschaffenheit, die eine Banane aufweisen muss, um in die EU eingeführt und verkauft werden zu dürfen: »grün [...], ganz, fest, gesund [...], sauber, praktisch frei von Schäden« (DVO [EU] Nr. 1333/2011, Anhang I), sondern auch, welche Kennzeichnungen mindestens auf dem Verpackungskarton vermerkt sein müssen. Dazu gehören neben dem Ursprungsland zum Beispiel Packer/Ab-senderin, Name der Sorte und Handelsklasse (ebd.). Diese und weitere von den Handelsfirmen auferlegte Standards und Normen (u.a. Fairtrade-Zertifizierungen) entfalten über die global organisierten Handelsverkettungen Wirkung am anderen Ende der Welt. Somit haben sie direkt Einfluss auf die Gestaltung der Arbeitsweisen und -räume der ProduzentInnen (Richards et al. 2013), wenn diese ihre Produkte in Europa vermarkten wollen. Normen wie die hier vorgestellten sind Ausdruck des Versuchs, ein lebendiges Produkt innerhalb eines translokal organisierten Ernährungssystems zu standardisieren und daraus kontrollierbare Qualitäten und eine industriell hervorgebrachte Frische zu generieren.

Vermarktbarkeit als Schlüssel zur (Un)Sichtbarkeit

Durch Produktlabels, die Verwendung von Bildern und ergänzende Produktinformationen kann der Wert von Waren durch die Aufladung mit symbolischen Bedeutungen gesteigert werden. Gerade auf gesättigten Märkten wie dem Lebensmittelmarkt dient dies der Produktdifferenzierung und damit der Ansprache verschiedener KundInnengruppen. Wie das Beispiel unserer Banane und ihres QR-Codes zeigen konnte, sind es hier vor allem Bezüge zum Ort des Anbaus, der Landschaft sowie den dort lebenden und arbeitenden Menschen, die zur Produktdifferenzierung genutzt werden bzw. Gegenstand von nachhaltigkeitsrelevanten Anpassungen des Produktionsnetzwerks sind. In der Sortimentsgestaltung und Warenpräsentation finden sich verschiedene Referenzen auf diese Orte, die im Sinne eines Storytellings (und mithilfe digitaler Technologie) eine soziale und räumli-

che Wiedereinbettung der Waren zum Ziel haben (Barlösius 2011: 299). Die Güterlogistik per Containerschiff hingegen ist dort bisher nicht sichtbar. Sie agiert als unsichtbare Branche im Hintergrund (Buss 2020). Obwohl sie zentral ist für das Funktionieren der Warenzirkulation, wird bzw. kann sie durch den Handel (bisher) nicht in Wert gesetzt werden. Die Überwindung der zeitlichen und geografischen Distanz durch die Logistik wird am Einkaufsort nicht präsentiert. Dies hat mit den dargestellten Mechanismen des doppelten Black Boxing zu tun, also mit der Art und Weise, wie Containerlogistik im Allgemeinen organisiert ist.

Im Supermarkt wird den KonsumentInnen die Banane in ihrem möglichst idealen Erscheinungsbild und Reifegrad angeboten. Zusätzlich werden ihr Labels angeheftet, die die Geschichte ihres Heranwachsens auf der Plantage erzählen. Durch diese Inszenierung erhält die Banane einen profitableren Status. Anders ist dies aber im Fall der Güterlogistik. Vom Weg der Banane von der karibischen Plantage in der Dominikanischen Republik mittels eines Kühlcontainers zum niederländischen Hafen – also dem Logistikprozess mit seinen einzelnen Stationen, menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren – wird im Supermarkt momentan zumindest noch nichts berichtet. Der Handel ordert die Reifung der Banane nach Bedarf direkt in den Reifezentren an und präsentiert die Waren schließlich als »erntefrisch« anstatt als Logistikwunder.

Während Fragen der ökologischen und sozialen Nachhaltigkeit im Zusammenhang mit dem Anbau immer häufiger adressiert werden, ist dies im Hinblick auf die Logistik nicht der Fall. Gleichwohl wäre zu beiden Themen etwas zu sagen: So steht die Seeschifffahrt in der Kritik, durch die Nutzung von Schweröl die Meere zu verschmutzen, und könnte Effizienzgewinne, wie sie die Nutzung von großen Kühlcontainern möglich macht, durchaus den KundInnen kommunizieren. Zudem sind die Arbeitsbedingungen in diesem Teilbereich der Branche prekär (Alderton et al. 2004), könnten über Nachhaltigkeitsstandards kontrolliert und verbessert werden, und damit wie schon andere Produkteigenschaften als nachhaltige und faire Logistik honoriert werden. Anders als in der Landwirtschaft sind die ökologischen und sozialen Bedingungen in der Logistik jedoch weder medial noch im Handel ein aktuelles Thema und werden auch branchenintern bislang nur am Rande diskutiert (Psaraftis 2016).

Der Orts- und der Bahnenraum als Raumfiguren des Produktionsnetzwerks

Beide hier diskutierten Kontexte basieren auf räumlich verschiedenartigen Ensembles und zeigen, wie ein scheinbar einfaches Produkt wie die Banane in mindestens zwei sehr komplexe räumliche Logiken eingebunden ist. Beide Kontexte lassen sich über verschiedene Raumfiguren beschreiben und verstehen.

Der Produktionskontext der Banane wird zu einem Ort homogenisiert, mit bestimmten Bildern versehen und mit Identität und symbolischen Werten aufgeladen. Dabei wird die Komplexität dieses Kontextes stark reduziert und die Vielfalt der beteiligten menschlichen und nicht-menschlichen Akteure nur unspezifisch repräsentiert. Diese Betonung des Homogenen, die Konstruktion von Identität und spezifischer Symbolik ist das Essenzielle der Raumfigur des Ortes (Löw 2020). Sie ermöglicht es im Supermarkt, den KundInnen anhand des Storytellings mithilfe von Bildern und Texten spezifische Vorstellungen und Imaginationen über den Produktionsort nahezu legen. Die am anderen Ende der Welt industriell angebaute Banane findet eine räumliche und soziale Wiedereinbettung. Der Produktionskontext, der neben dem Anbauort noch weitere Schritte beinhaltet, wird auf einen zwar spezifisch benannten, aber unspezifisch repräsentierten Herkunftsort verkürzt.

Die Güterlogistik, als Teil eines global organisierten Ernährungsnetzwerks, konstituiert sich über die räumliche Figur des Bahnenraums (Löw 2020). In einem relativ stabilen Geflecht von Plantagen, Häfen, Reifezentren usw. werden Orte und Akteure miteinander verbunden. Die entstehenden Schiffrouten verlaufen meist entlang der Küsten und gleichen vor allem in Meerengen nicht selten hoch frequentierten Fernverkehrsstraßen, begegnen uns im Alltag aber nur sehr selten. Generell macht der von Mobilität und Zirkulation geprägte Charakter der Logistikbranche ihre Inszenierung schwierig. Die institutionalisierten Handelsrouten unterstreichen die »invisible relations at the heart of [...] the ›Food from Nowhere‹ Regime« (Campbell 2009: 112). Sie durchlaufen viele komplexe Stationen mit wechselnden menschlichen wie nicht-menschlichen Akteuren. Und wenngleich die Häfen wiederum im Gesamtnetz als relevante Knoten fungieren und somit zu zentralen Orten bzw. Drehscheiben avancieren, bilden sie im Allgemeinen – unserer Auffassung nach – keine sehr ansprechende, für die Präsentation

von Lebensmitteln geeignete Kulisse. Dasselbe gilt für die Kühlcontainer bzw. Containerräume. In ihnen werden die Bananen, hermetisch abgeschlossen verpackt, zu anonymen Gütern in Black Boxes und können auf diese Weise gut verschifft und verladen werden. Anders als der Ortsraum können weder die besondere Fluidität des Bahnenraums noch die kontrollierte Atmosphäre des Containerraums (bisher) profitabel mit Einbettungsstrategien am Ort des Verkaufs verbunden werden.

Die polykontexturale Banane

Zum Abschluss möchten wir noch einmal auf unsere Banane zurückkommen. Sie wird in komplexen Produktionsnetzwerken produziert, die mittels relativ stabiler Akteurs- und Raumkonstellationen mehr oder weniger stabile relationale räumliche (An)Ordnungen ausbilden, zum Beispiel in Form von institutionalisierten Handelsrouten, priorisierten Absatzmärkten, Anbauorten und -weisen oder auch Arbeitsverhältnissen der Plantagen- und LogistikmitarbeiterInnen. Die beiden von uns vorgestellten Kontexte – der Anbauort und die Güterlogistik – bilden demnach im wechselseitigen Handeln der jeweils beteiligten Akteure und Objekte relativ stabile institutionalisierte Raumanordnungen aus.

Diese sozial wie räumlich unterschiedlich wirkenden Kontexte beeinflussen die Materialität der Banane und erschaffen eine Ware mit spezifischen Eigenschaften. Diese zeichnet sich einerseits durch ein äußeres Erscheinungsbild bzw. den Reifegrad aus, der sich unter anderem in der Farbe und Konsistenz der Banane ausdrückt. Dieses Erscheinungsbild ist zentral dafür, wann die Banane von wem und für welchen Zweck gekauft wird. Gleichzeitig haben aber die frühe Ernte und der lange Transport in der kontrollierten Atmosphäre des Containers Einfluss auf Eigenschaften der Banane, wie zum Beispiel den Geschmack (Freidberg 2009: 125f.). Dies merkt der Kunde spätestens dann, wenn er im Urlaub mal eine vor Ort gereifte Banane gegessen hat. Andererseits werden symbolische Eigenschaften, die ebenfalls zur Konstruktion einer qualitativ besonderen Banane hinzugezogen werden können (Ermann 2005: 77), in diese eingeschrieben und können gleichzeitig auf die Kette zurückwirken, indem neue Anforderungen (z.B. in Form von zusätzlichen Sozial- oder Umweltstandards, die dann von den ProduzentInnen umgesetzt werden müssen) an diese gestellt werden. Beides – das

Erscheinungsbild der Banane und die Geschichte, die über sie erzählt wird – spiegeln die vom Handel antizipierten KundInnenwünsche wider.

Warum nun ist die Banane unserer Auffassung nach eine polykontexturale Verdinglichung? Die Materialität der Banane interpretieren wir als Repräsentation der am Produktionsnetzwerk beteiligten Kontexte und somit als Objektivierung der an sie gestellten Erwartungen (Henkel 2017). Durch ihr materielles Dasein wirkt die Banane aber wiederum ihrerseits auf diese Kontexte zurück und schafft als materielle Verdinglichung eine Verkopplung verschiedener Akteure, Orte und Räume. Durch den Einfluss der unterschiedlichen Kontexte, sei es nun Anbau oder Logistik oder europäische Handelsreglementierungen, werden verschiedene Erwartungen, Regeln, Vorstellungen, gesetzliche und private Standards, ästhetische Ansichten usw. in die Banane eingeschrieben. Sie zirkuliert durch das Produktionsnetzwerk, transportiert dabei Wissen über landwirtschaftliche Anbaumethoden, ökologische und soziale Erwartungen sowie technologische Errungenschaften. Dieses Wissen wird ihr selektiv, zum Beispiel mittels Labels, angeheftet und somit über die Kontexte hinweg vermittelt und übersetzt. Durch diesen komplexen Prozess wird die Banane zu einer materiellen Objektivation, die – so möchten wir argumentieren – polykontextural entsteht und gleichzeitig polykontextural wirkt. Die Banane vermittelt durch ihre Beschaffenheit zwischen den verschiedenen Akteuren und Kontexten, durch die sie geprägt ist. Gleichzeitig werden durch ihre spezifische Materialität die vielfältigen Intentionen, Regeln, aber auch Grenzen, die im kommunikativen Handeln der beteiligten Kontexte entstehen, erst »begreiflich« gemacht (Knoblauch/Steets 2020).

Die Zukunft des Bananenhandels steht wie in vielen anderen Branchen im Zeichen einer voranschreitenden Digitalisierung; inwiefern dadurch die Verschränkung der Kontexte sichtbar wird oder aber undurchsichtig bleibt, wird zu untersuchen sein.

Literatur

- Alderton, Tony/Bloor, Michael/Kahveci, Erol/Lane, Tony/Sampson, Helen/Thomas, Michelle/Winchester, Nik/Wu, Bin/Zhao, Minghuau (2004): *The Global Seafarer: Living and Working Conditions in a Globalized Industry*. Genf: International Labour Office.

- Barlösius, Eva (2011): *Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung*. Weinheim/München: Beltz Juventa.
- Buss, Klaus-Peter (2020): Zur Komplementarität von Warenkette und Lieferkette oder: Wie die Banane in den Container kommt. In: Baur, Nina/Fülling, Julia/Hering, Linda/Kulke, Elmar (Hg.): *Waren – Wissen – Raum. Interdependenz von Produktion, Markt und Konsum in Lebensmittelwarenketten*. Wiesbaden: Springer VS.
- Campbell, Hugh (2009): Breaking New Ground in Food Regime Theory: Corporate Environmentalism, Ecological Feedbacks and the ›Food from Somewhere‹ Regime? In: *Agric Hum Values*, Jg. 26, Nr. 4, S. 309-319.
- Eden, Sally/Bear, Christopher/Walker, Gordon (2008): Mucky Carrots and Other Proxies: Problematising the Knowledge-Fix for Sustainable and Ethical Consumption. In: *Geoforum*, Jg. 39, Nr. 2, S. 1044-1057. doi:10.1016/j.geoforum.2007.11.001
- Ermann, Ulrich (2005): *Regionalprodukte. Vernetzungen und Grenzziehungen bei der Regionalisierung von Nahrungsmitteln*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Ermann, Ulrich/Langthaler, Ernst/Penker, Marianne/Schermer, Markus (2018): *Agro-Food Studies. Eine Einführung*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag.
- Freidberg, Susanne (2009): *Fresh. A Perishable History*. Cambridge: Belknap Press of Harvard University Press.
- Fruchtimport vanWylick GmbH (o.J.): *Banane und Reifung – eine Kunst für sich*. Online unter: <https://vanwylick.de/leistungen/banane-reifung/> (zuletzt aufgerufen: 14. Februar 2020).
- Fülling, Julia (2017): *Geographien der ökologisch-fairen Mode – Räumliche Perspektiven auf die soziale Konstruktion symbolischer Werte*. Master of Science, Freie Universität Berlin. Online unter: <https://refubium.fu-berlin.de/handle/fub188/26655> (zuletzt aufgerufen: 19. Mai 2020).
- Goldscheider, Stefanie (o.J.): *Vom Regenwald in den Supermarkt – Bananen unterwegs*. Online unter: www.bananen-seite.de/Bananen/unterwegs.html (zuletzt aufgerufen: 18. Februar 2020).
- Grauel, Jonas (2013): *Gesundheit, Genuss und gutes Gewissen: Über Lebensmittelkonsum und Alltagsmoral*. Bielefeld: transcript.
- Halkier, Bente (2010): *Consumption Challenged. Food in Medialised Everyday Lives*. Farnham: Ashgate Publishing.

- Haufe, Stephan G. (2010): Die Standardisierung von Natürlichkeit und Herkunft. In: Bauer, Susanne/Bischof, Christine/Haufe, Stephan G./Beck, Stefan/Scholze-Irrlitz, Leonore (Hg.): *Essen in Europa. Kulturelle »Rückstände« in Nahrung und Körper*. Bielefeld: transcript, S. 65-88.
- HDE Handelsverband Deutschland (2019): *Online-Monitor 2019*. Online unter: www.einzelhandel.de/online-monitor (zuletzt aufgerufen: 19. Mai 2020).
- Henkel, Anna (2017): Die Materialität der Gesellschaft. Entwicklung einer gesellschaftstheoretischen Perspektive auf Materialität auf Basis der Luhmannschen Systemtheorie. In: *Soziale Welt*, Jg. 68, Nr. 2-3, S. 279-300.
- Hering, Linda (2020): *Digitales Gemüse – Wie die Materialität der Waren die Organisation des Online-Handel beeinflusst*. Forschungspapier präsentiert im Rahmen des 3. Workshop des Arbeitskreises »Digitalisierung und Organisation«, Technische Universität Berlin, 5. März 2020.
- Hering, Linda/Baur, Nina (2019): Die Verschränkung von Lokalem und Globalem an Einkaufsorten. Das Verhältnis von Forminvestitionen, Intermediären und Raumwirkungen in Produktion, Distribution und Konsum von Lebensmitteln in Deutschland und Thailand. In: Burzan, Nicole (Hg.): *Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen. Verhandlungen des 39. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen 2018*. Online unter: http://publikationen.sozioologie.de/index.php/kongressband_2018 (zuletzt aufgerufen: 19. Mai 2020).
- Hinrichs, Cynthia C. (2000): Embeddedness and Local Food Systems: Notes on Two Types of Direct Agricultural Market. In: *Journal of Rural Studies*, Jg. 16, Nr. 3, S. 295-303.
- Hollmann, Michael (2019): *Alle Chiquita-Bananen jetzt im Container*. In: Deutsche Verkehrs-Zeitung. Online unter: <https://www.dvz.de/rubriken/logistik/lebensmittellogistik/detail/news/alle-chiquita-bananen-jetzt-im-container.html> (zuletzt aufgerufen: 17. Februar 2020).
- Knoblauch, Hubert/Steets, Silke (2020): Von der Konstitution zur kommunikativen Konstruktion von Raum. In: Reichertz, Jo (Hg.): *Grenzen der Kommunikation – Kommunikation an den Grenzen*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 134-148.
- Kulke, Elmar (2005): Räumliche Konsumentenverhaltensweisen. In: Kulke, Elmar (Hg.): *Dem Konsumenten auf der Spur. Neue Angebotsstrategien und Nachfragemuster*. Passau: L.I.S. Verlag, S. 9-26.
- Legun, Katharine A. (2015): Club Apples: A Biology of Markets Built on the Social Life of Variety. In: *Economy and Society*, Jg. 44, Nr. 2, S. 293-315.

- Löw, Martina (2020): In welchen Räumen leben wir? Eine raumsoziologisch und kommunikativ konstruktivistische Bestimmung der Raumfiguren Territorialraum, Bahnenraum, Netzwerkraum und Ort. In: Reichertz, Jo (Hg.): *Grenzen der Kommunikation – Kommunikation an den Grenzen*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 149-164.
- Meyer, Christoph (2019): *Logistik*. Online unter: <https://www.bvl.de/service/zahlen-daten-fakten/logistikbereiche/logistik> (zuletzt aufgerufen: 10. Februar 2020).
- Obersojer, Thomas (2009): *Efficient Consumer Response: Supply Chain Management für die Ernährungswirtschaft*. Wiesbaden: Springer Gabler.
- Ordonez, Nadia/Seidl, Michael F./Waalwijk, Cees/Drenth, André/Kilian, Andrzej/Thomma, Bart P. H. J./Ploetz, Randy C./Kema, Gert H. J. (2015): Worse Comes to Worst: Bananas and Panama Disease – When Plant and Pathogen Clones Meet. In: *PLoS Pathog*, Jg. 11, Nr. 11. Online unter: <https://doi.org/10.1371/journal.ppat.1005197> (zuletzt aufgerufen: 19. Mai 2020).
- Psaraftis, Hariloas N. (2016): Green Maritime Logistics: The Quest of Win-Win Solutions. In: *Transportation Research Procedia*, Nr. 14, S. 133-142.
- Reiher, Cornelia/Sippel, Sarah R. (2015): Einleitung: Umkämpftes Essen in globalen Kontexten. In: Reiher, Cornelia/Sippel, Sarah R. (Hg.): *Umkämpftes Essen. Produktion, Handel und Konsum von Lebensmitteln in globalen Kontexten*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 9-40. Online unter: <https://doi.org/10.13109/9783666301704.9> (zuletzt aufgerufen: 19. Mai 2020).
- Richards, Carol/Bjørkhaug, Hilde/Lawrence, Geoffrey/Hickman, Emmy (2013): Retailer-Driven Agricultural Restructuring – Australia, the UK and Norway in Comparison. In: *Agric Hum Values*, Jg. 30, Nr. 2, S. 235-245. Online unter: <https://doi.org/10.1007/s10460-012-9408-4> (zuletzt aufgerufen: 19. Mai 2020).
- Rose, Karl (2017): Paradigmenwechseln der Discounter – Vertriebsformen im Lebensmittel-Einzelhandel. Teil 3. In: *Zeitschrift für Interdisziplinäre ökonomische Forschung*, Jg. 2017, Nr. 1, S. 13-21.
- Schatzki, Theodore (2016): Materialität und soziales Leben. In: Kalthoff, Herbert/Cress, Torsten/Röhl, Tobias (Hg.): *Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften*. Paderborn: Wilhelm Fink, S. 63-88.
- Schenk, Patrick (2020): Wenn der Supermarkt nicht genügt. Einkaufsorte und soziale Distinktion im Feld des Fairen Handels. In: Baur, Nina/

- Fülling, Julia/Hering, Linda/Kulke, Elmar (Hg.): *Waren – Wissen – Raum. Interdependenz von Produktion, Markt und Konsum in Lebensmittelwarenkette*. Wiesbaden: Springer VS.
- Spiekermann, Uwe (2020): *Die begrenzte Rationalisierung der Produktions- und Absatzketten im späten Kaiserreich: Das Beispiel Obst und Gemüse*. Online unter: <https://uwe-spiekermann.com/2020/01/31/die-begrenzte-rationalisierung-der-produktions-und-absatzketten-im-spaeten-kaiserreich-das-beispiel-obst-und-gemuese/> (zuletzt aufgerufen: 12. März 2020).
- Stehr, Nico/Adolf, Marian (2008): Konsum zwischen Markt und Moral: Eine soziokulturelle Betrachtung moralisierter Märkte. In: Jansen, Stephan A./Schröter, Eckhard/Stehr, Nico (Hg.): *Mehrwertiger Kapitalismus. Multidisziplinäre Beiträge zu Formen des Kapitalismus und seiner Kapitalien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 195-217.
- TransFair e.V. (2020): *FairTrade-Bananen. So funktioniert der faire Handel mit Bananen*. Online unter: <https://www.fairtrade-deutschland.de/produkte-de/bananen/hintergrund-fairtrade-bananen.html> (zuletzt aufgerufen: 16. April 2020).
- Wilke, Kerstin (2004): *Die deutsche Banane. Wirtschafts- und Kulturgeschichte der Banane im Deutschen Reich 1900-1939*. Diss., Universität Hannover.
- Wright, Caroline (2009): Fairtrade Food: Connecting Producers and Consumers. In: Inglis, Davis/Gimlin, Debra (Hg.): *The Globalization of Food*. Oxford/New York: Berg, S. 139-157.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: Beispiel für einen QR-Code | REWE.DE. Online unter: <https://www.rewe.de/nachhaltigkeit/unsere-ziele/projekte/tropenprojekt> (zuletzt aufgerufen: 19. Mai 2020).
- Abb. 2: Virtuelle Reise zum Ort des Anbaus der Banane | REWE.DE. Smartphone-Screenshot: Julia Fülling und Linda Hering | Technische Universität Berlin. Online unter: <https://www.rewe.de/nachhaltigkeit/unsere-ziele/projekte/tropenprojekt> (zuletzt aufgerufen: 19. Mai 2020).
- Abb. 3: Arbeitsschritte der Bananenproduktion auf der Plantage. Foto: Alejandro Linares Garcia | 2012. Online unter: https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Banana_growing_in_Paso_de_Telaya#/media/File:PackingBananas03.JPG (zuletzt aufgerufen: 21. Mai 2020).

Abb. 4: Arbeitsschritte der Bananenproduktion auf der Plantage. Foto: Alejandro Linares Garcia | 2012. Online unter: https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Banana_growing_in_Paso_de_Telaya#/media/File:PackingBananas11.JPG (zuletzt aufgerufen: 21. Mai 2020).

Abb. 5: Containerschiff des Bananenexporteurs Chiquita. Foto: © AGF.nl | 2019. Online unter: [https://photos.agf.nl/9301/Kloosterboer %20\(23\).JPG](https://photos.agf.nl/9301/Kloosterboer%20(23).JPG) (zuletzt aufgerufen: 31. August 2020).

Nebenbei und Nebenan

Vertraute Öffentlichkeit in Berlin und Rotterdam¹

Talja Blokland, Henrik Schultze

Einleitung

Als Georg Simmel »Die Großstädte und das Geistesleben« (1950 [1903]) schrieb, inspirierten ihn die sozialen Folgen des rasanten Wachstums der europäischen Metropolen: Wie wirkte der durch Makro-Prozesse neu entstandene urbane Raum auf soziale Beziehungen? Er sah Anonymität und Blasiertheit als zwei hervorstechende Merkmale dieser Beziehungen, die die urbane Textur des öffentlichen Raumes ausmachten.

Nach wie vor sind europäische Städte Arenen von Transformationsprozessen. Wieder lässt sich fragen, wie sich globale Makroentwicklungen auf lokale Interaktionen auswirken können: Was bedeutet es eigentlich, wenn das Globale in der Nachbarschaft ankommt? Da Globalisierung Polykontextualität bedeuten kann (Löw/Knoblauch 2019) – viele Handlungen erfolgen gleichzeitig in Verflechtungen, die nicht vor Ort platziert sind – wirkt diese auch im lokalen Face-to-Face, weshalb wir in diesem Band das Konzept der Refiguration der Phänomenbeschreibung der Globalisierung vorziehen (vgl. Löw/Knoblauch in diesem Band).

Eine Wirkung betrifft die steigende kulturelle Diversität infolge verstärkter Wanderungsbewegungen. Während Diversität in sozialen Netz-

1 Bei diesem Aufsatz handelt es sich um eine übersetzte und deutlich überarbeitete Version eines Beitrages, der 2018 im Sammelband »Moving Cities – Contested Views on Urban Life«, herausgegeben von Lúcia Ferro; Marta Smagacz-Poziemska; Victoria M. Gómez; Sebastian Kurtenbach; Patrícia Pereira und Juan José Villalón erschienen ist. Wir danken den HerausgeberInnen für die Genehmigung, diesen Beitrag überarbeitet und übersetzt neu abzdrukken.

werken noch steuerbar ist (Blokland/van Eijk 2010), wird sie im öffentlichen Raum omnipräsent, und wir müssen mit ihr umgehen, wenn wir nicht nur im Privaten bleiben wollen. Mit welchen Konzepten lassen sich diese zeitgenössischen diversen öffentlichen Räume adäquat erfassen? Dazu diskutieren wir zunächst zwei soziologische Ansätze, die mit den Diversitätsdebatten in Verbindung gebracht werden: Konvivialität und Zugehörigkeit. Vor dem Hintergrund unserer empirischen Arbeiten fragen wir, wie Zugehörigkeiten definiert werden und welche Rolle Konvivialität dabei spielt. Im Anschluss stellen wir diesen Ansätzen das Konzept der vertrauten Öffentlichkeit (*public familiarity*) gegenüber. Das Ziel dieses Beitrags ist es zu zeigen, dass flüchtige Begegnungen in einer Nachbarschaft zwischen Menschen, die eigentlich woandershin unterwegs sind, tatsächlich etwas Kollektives produzieren können, dass bisher theoretisch wenig beleuchtet ist.

Die Konzeptualisierung der urbanen Textur: unsere Ziele und Methoden

In den letzten Jahren wurden verschiedene Konzepte entwickelt, um die Aspekte urbanen Lebens zu erfassen, die über persönliche Netzwerke im Sinne spezifischer und konkreter sozialer Beziehungen, welche die soziale Welt von AkteurInnen konstituieren (vgl. z.B. Wellman 1988), hinausgehen und Städte im Kontext rasanter Transformationen analysieren (Amin 2008). Konvivialität, *elective* und *selective belonging* stellen drei solcher Konzepte dar. Aus unseren empirischen Arbeiten entwickeln wir jedoch den theoretischen Gedanken, dass Konvivialität und Zugehörigkeit StadtsoziologInnen zwar mit wichtigen theoretischen Werkzeugen ausstatten, aber zu wenig Raum lassen für die Ambivalenz flüchtiger Begegnungen in öffentlichen Räumen und das daraus folgende gegenseitige Erkennen (wobei Anerkennung möglich ist, jedoch nicht zwangsläufig stattfindet).

Globalisierungsprozesse haben Wanderungsbewegungen verstärkt. Diese Bewegungen implizieren Konflikte und Ambivalenzen, wenn das *Erkennen* zu einer Frage des *Anerkennens* wird und der verfügbare Platz knapp ist. Während Interaktionen und diskursive Konstruktionen von *place* eine dominante Ortsidentität kreieren können, können sie auch die Erfahrung von Exklusion und *uncommunity* (Williams 1989) oder Nicht-Zugehörigkeit (oder Dis-Identifikation; vgl. Blokland 2017: 57ff.) provozieren. Dies sieht

man deutlich, wenn infolge von rasanten Transformationen die symbolische Konstruktion der Nachbarschaft mit vielfältigen Interpretationen der Bedeutungen von sozialen und materiellen Symbolen einhergeht. Diese Konstruktion ist, wie wir unten weiter ausführen werden, situativ und normativ. Wir argumentieren, dass lokale Infrastruktur und Interaktionen eine vertraute Öffentlichkeit bieten, in der die Ambivalenz hinsichtlich Ortsidentität, Identifikation und Zugehörigkeit beheimatet ist.

Empirisch lässt sich dies am Beispiel der sozialen und räumlichen Zugehörigkeiten im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg (Schultze 2017) ablesen. Prenzlauer Berg, im Wesentlichen ab dem Ende des 19. Jahrhunderts erbaut, liegt nördlich der Berliner Mitte. Da die Wohnungspolitik der DDR andere Prioritäten setzte, blieben Investitionen in alte Gebäude generell aus. Diese Vernachlässigung schaffte die Möglichkeit für einen alternativen kulturellen Raum, der nicht der offiziellen DDR-Realität entsprach. Ab den späten 1970er-Jahren wurde Prenzlauer Berg bekannt als ein Refugium für Unangepasste, unter denen sich Literaten, Musiker, bildende Künstler usw. befanden. Im Laufe der Zeit entwickelten diese Gruppen subkulturelle Infrastrukturen, wie illegale Kneipen und Tanzklubs, organisierten Lesungen, Konzerte und Ausstellungen, oftmals in Wohnungen. Solche Aktivitäten produzierten über die Stadtgrenzen hinaus das Image eines Hotspots für Bohemians. Jedoch blieb Prenzlauer Berg gemischt: die sich als Subkultur definierende Gruppe lebte inmitten von ArbeiterInnen, RentnerInnen und Angestellten.

Prenzlauer Berg durchlief ab Beginn der 1990er-Jahre drei einander überlappende Entwicklungen. Mit dem Fall der Mauer wurde der größte Teil der Mietshäuser an ihre einstigen Eigentümer rückübertragen. Die neuen Eigentumsverhältnisse wurden flankiert von staatlichen Zuschüssen zur Modernisierung und besserverdienende AkademikerInnen entdeckten ab etwa 2002 den sanierten Prenzlauer Berg als Wohnort. Diese Zugezogenen kannten die subkulturelle Reputation der Nachbarschaft wie auch die Kritik an ihrem Zuzug als Bedrohung für den Kiez. Noch später zogen MigrantInnen mit amerikanischem und westeuropäischem Pass zu, während der Anteil nicht-europäischer Migration niedrig blieb. Henrik Schultze führte 35 *in-depth*-Interviews sowohl mit BewohnerInnen, die nach 2002 zuzogen, als auch mit jenen, die seit Längerem in Prenzlauer Berg leben und sich der Subkultur zuordnen. Diese Interviewten unterschieden sich weniger in ihrem kulturellen Kapital, wohl aber in Einkommen und Wohndauer.

Die Frage der Ortsidentität, Zugehörigkeit und Identifikation ist immer auch eine Frage der Sicherheit (Blokland 2009). Wir beziehen uns deswegen auch auf Forschungsergebnisse zu Zugehörigkeit und Sicherheit in vier Nachbarschaften Rotterdams, zwei Vorkriegs- und zwei Nachkriegsquartiere. Hier wurden 100 Surveys pro Nachbarschaft und 80 qualitative Interviews durchgeführt (für Details: ebd.). Die zwei älteren Quartiere wurden in der Hochphase der Industrialisierung zu Beginn des 20. Jahrhunderts für zugezogene LandbewohnerInnen errichtet. Die anderen beiden Quartiere entstanden in den boomenden Nachkriegsjahren der 1950er und frühen 1960er-Jahre. Alle vier Nachbarschaften hatten einen Anteil von über 50 Prozent an Sozialwohnungsbau. Drei Quartiere hatten relativ hohe Armutsraten. Hier hatten über 60 Prozent der BewohnerInnen eine ausländische Nationalität oder einen Migrationshintergrund.

Globalisierung produzierte an diesen Orten nahezu Kontrastfälle: Im Gegensatz zu Prenzlauer Berg entwickelten sich die Nachbarschaften in Rotterdam von weißen Arbeiterklassequartieren zu Armutsquartieren mit hoher Arbeitslosigkeit und bis zu 68 Nationalitäten. Wie in der Untersuchung in Prenzlauer Berg wiesen die Interviewten auch hier eine unterschiedliche Wohndauer auf, zum Großteil ähnliche Bildungsabschlüsse, niedrige bis mittlere Einkommen und ähnliche Nutzungsmuster der urbanen Infrastrukturen – jedoch nutzten sie gänzlich andere Infrastrukturen als die der Subkultur von Prenzlauer Berg. Sie schätzten die urbanen Annehmlichkeiten wie Einkaufsmöglichkeiten, Stadtteilzentren, Parks und Spielplätze – eben nicht Clubs, Bars und Cafés.

Wir verknüpfen diese Studien als eine induktive Übung: Können in beiden – sehr unterschiedlichen – Fällen, ähnliche symbolische und praktische Nachbarschaftsnutzungen auftreten? Kann das Konzept der vertrauten Öffentlichkeit dabei helfen, diese Nachbarschaftszugehörigkeit unter Wandlungsbedingungen konzeptionell einzuordnen?

Belonging, Konvivialität

Seit den frühen soziologischen Zeitdiagnosen, etwa dem durch Urbanisierung herbeigeführten »Ende der Gemeinschaft« (Tönnies 1887) oder der Stadt als Gebilde, das die Menschen von erdrückenden Lasten befreit (Simmel 1950 [1903]; für einen vollständigeren Überblick vgl. Mazlish 1989;

Nisbet 1993; Blokland 2003), wurden diverse Bemühungen unternommen, Zusammenhalt und den sozialen Charakter urbanen Lebens und urbaner Nachbarschaften zu fassen. So haben in den letzten Jahren SoziologInnen zunehmend damit begonnen Zugehörigkeit (*belonging*) als begriffliche Alternative zu Gemeinschaft zu verwenden (Savage et al. 2005; Savage et al. 2010; McKenzie 2012; Andreotti et al. 2013, 2015). Als *elective belonging* begreifen Mike Savage et al. (2005: 12) die Verbindung zwischen BewohnerInnen und Ort durch ihre biografischen Narrative über diesen selbst gewählten Ort:

»Belonging should be seen neither in existential terms (as primordial attachment to some kind of face-to-face community), nor as discursively constructed, but as a socially constructed, embedded process in which people reflexively judge the suitability of a given site as appropriate given their social trajectory and their position in other fields.«

Diese »*elective belongs*« müssen keine frühere Bindung zu ihrem jetzigen Wohnort haben. Sie ziehen dorthin, wo sie Möglichkeiten zum Ausleben ihres Lebensstils sehen. Die Konzeptualisierung von Zugehörigkeit in mobilen Gesellschaften muss auch unser Verständnis von Gemeinschaft, das lange durch eine inhärente Verbindung mit einem spezifischen Ort geprägt war (ebd.: 29), verändern. Savage et al. (2005) helfen uns daher auch zu verstehen, wie Menschen klassenbasierte Identitäten mit ihrem Wohnort verbinden. Das Konzept des (*elective*) *belonging* wurde von einer Reihe unterschiedlicher AutorInnen aufgegriffen und empirisch fruchtbar gemacht (McDowell et al. 2006; Phillipson 2007; Antonsich 2010; Arp Fallov et al. 2013). Für urbane Mittelschichten sind Wohnortentscheidungen Ausdruck eines entsprechenden Habitus (Savage et al. 2005) und zugleich konstitutiv für einen spezifischen Habitus (Benson 2014). Michaela Benson argumentiert, dass die Zugehörigkeit, welche Menschen mit der Zeit entwickeln, sowohl eine Anpassung des Habitus an den Ort als auch eine Anpassung des Ortes an den Habitus sei. Ähnlich wie Tim Butler und Garry Robson (Butler 2003; Butler/Robson 2003) oder Rowland Atkinson (2006) dokumentiert eine wachsende Anzahl von Studien, wie GentrifiziererInnen Zugehörigkeit in »*bubbles*« oder »*Oasen*« (Watt/Smets 2014) kreieren, um städtische Unannehmlichkeiten zu umgehen (Watt 2009, 2013). Für Paul Watt zeigen sie eine selektive, anstatt einer frei gewählten Zugehörigkeit.

Über Zugehörigkeit zu einem Ort zu sprechen, sagt jedoch nichts darüber aus, wie Zugehörigkeit in Interaktionen und während der tatsächlichen Nutzung der Nachbarschaft als Performanz gelebt wird: »People do not merely select a place to live that matches their habitus; rather, places are made through repeated everyday interactions and interventions that work both on the neighbourhood and on the individual« (Benson/Jackson 2013: 794). Die Praktiken in einer Nachbarschaft, nicht nur die Argumente und Motive für Wohnortentscheidungen, gestalten Zugehörigkeit.

Aber wie kann die praktische Nutzung der Nachbarschaft mit der symbolischen Nutzung derselben bzw. den verschiedensten Bedeutungen, die Menschen dieser zuschreiben, verknüpft werden? (Blokland 2003: 157) Wenn Zugehörigkeit performativ ist, durch welche Arten von Bindungen, Interaktionen oder Begegnungen kommt sie zustande? Welche urbanen Räume sind »geeignet« für diese Performanz? Klassischerweise wurden solche Dynamiken als räumliche Aneignungskonflikte und Exklusionsprozesse zwischen Etablierten und Außenseitern beschrieben (Elias/Scotson 1965). Was aber, wenn unklar ist, wer Etablierter und wer Außenseiter ist? Wenn, sozusagen, die ganze Welt in unserer Straße angekommen ist?

Die Frage, wie Sozialität in Zeiten von Diversität möglich ist, beantwortet die Diskussion um Konvivialität. Konvivialität, so Magdalena Nowicka und Tilmann Heil (2015), wurde als Erstes von Ivan Illich (1973) verwendet, um institutionelle Möglichkeiten zu diskutieren, Zusammenhalt in urbanen Industriegesellschaften zu stärken. Illich verwendete den Begriff im Sinne eines humanen Gesellschaftsideals, als Gegenentwurf zu umgreifenden kapitalistisch-technokratischen Entwicklungen. Linda Lapiņa (2016: 33) erklärt die Popularität des Konzepts in Migrations- und Diversitätsstudien:

»[A]n emphasis on conviviality, or mundane everyday (or even »successful«) rubbing together and getting along reflects political and politicized research agendas [...], countering dominant narratives of segregated neighbourhoods [...] and [...] falling in line with interventions that aim to facilitate social cohesion.«

Paul Gilroys – die Literatur stark prägende – Beschreibung von Konvivialität (vgl. Lapiņa 2016) lautet: »a social pattern in which different metropolitan groups dwell in close proximity but where their racial, linguistic and religious particularities do not – as the logic of ethnic absolutism suggests they

must – add up to discontinuities of experience or insuperable problems of communication« (Gilroy 2006: 40). Für Gilroy beschreibt Konvivialität die Produktion von urbanen Räumen, in denen Unterschiede nicht essentialisiert und reifiziert werden, aber koexistieren: »small (local), counter-narrative to dominant racializing discourses, spontaneously occurring and descriptive rather than normative« (zit.n. Lapiņa 2016: 35). Obwohl viele WissenschaftlerInnen den analytischen Wert des Konzeptes betonen, suggeriert es ein reibungsloses, gleichberechtigtes Weben von Sozialität (im Gegensatz zum Knüpfen sozialer Netzwerke, vgl. Blokland 2003, 2017) und legt damit nahe, dass sich die Routen der Menschen in ihrem Alltagsleben berühren, aber nicht dauerhaft verbinden (was wiederum wenig Raum für Konfliktanalyse bietet). Konvivialität passt daher zu der Vorstellung, dass das soziale Leben in Städten nicht auf starken oder schwachen Bindungen beruht und betont die Wichtigkeit des »Nebenbei«: kurze Begegnungen auf Straßen, Plätzen, in Shopping Malls oder an Bushaltestellen (Gehl 2018; Felder/Pignolo 2018). Diese kurzen Begegnungen sind jedoch selten »Bindungen« im klassischen soziologischen Sinne. Die Relevanz der Konvivialität für die Stadtforschung liegt in ihrer Kernidee, dass die Art und Weise, in der wir Alltagsbegegnungen für Zugehörigkeit nutzen, durch strukturelle, räumliche und kulturelle Settings vermittelt wird (Wise/Velayutham 2014: 408). Unser *sense of belonging* ist nicht nur eine Frage des Narrativs; es ist ebenso das Produkt solcher Begegnungen und der Raumproduktionen, in denen sie passieren. Problematisch am Konzept ist dennoch, dass es nach bestimmten Typen von Interaktionen sucht, die der Vorstellung von erfolgreichen Begegnungen von Differenz entsprechen (Nowicka/Vertovec 2014; Nowicka/Heil 2015: 12), für die »anhaltende Arbeit« notwendig ist (Nowicka/Heil 2015: 13).

In einer eher Goffman'schen Analogie scheinen wir Konvivialität dort zu finden, wo Interaktionen »ohne Qual« für beide Seiten passieren: Offenbar sind sich alle einig, was situativ und normativ als Normalität gilt (vgl. Miśtal 2001 und unten). Konvivialität gibt uns aber keinen Aufschluss darüber, welche Normalität nach wessen Maßgabe herrscht. Wenn wir inkrementell lernen (McFarlane 2011), was wir in den urbanen Raum hineinlesen und was wir erwarten, wird aber die Frage wichtig, wie situative Normalität entsteht. Wir können wissenschaftlich ebenso wenig zeigen, wie Engagement und kurze Begegnungen in Stadtteilen zu Konvivialität beitragen noch wie sie sie hemmen können. Provokativ lässt sich fragen: Was ist dort, wo Konvivialität nicht ist? Inwiefern dies wichtig ist und wie wir auf den Begriffen Zugehö-

rigkeit und Konvivialität aufbauen könnten, zeigen wir im Folgenden anhand empirischer Vignetten. Daraufhin schlagen wir vor, mit dem Konzept der vertrauten Öffentlichkeit die Debatte einen Schritt weiter zu bringen.

Nicht-Zugehörigkeit in Konvivialität: Beispiele aus Berlin und Rotterdam

Zugehörigkeit und Konvivialität in der bisherigen Literatur suggerierten eine positive Form der individuellen Verbindung zur Nachbarschaft. Während die Idee des (*s*)elective belonging die relativ individuellen, persönlichen Narrative von Zugehörigkeit betonen, verweist die Idee von Konvivialität auf ein reibungsloses »urbanes Ballett«.

Unsere Fallstudien bieten etliche Beispiele, die zur Idee von Konvivialität passen – einer friedlichen Koexistenz, einem »cosmopolitan canopy« (Anderson 2011), einer Diversität, die von BewohnerInnen wie PassantInnen begrüßt wird. Kees, ein gebürtig niederländischer Rentner, formuliert dies für seine Nachbarschaft Pendrecht: Dort gibt es »keinen Grund, ins Stadtzentrum zu fahren«, weil sie »Multikulturalität vor ihrer Haustür« haben:

»Dies ist eine multikulturelle Gesellschaft. Ich denke, das ist wunderbar [...]. Ich war es gewohnt, im Sommer [in die Stadt] zu fahren, weil die Leute dort auf der Straße lebten, aber jetzt muss ich das nicht mehr [...], zum Beispiel, jemand schneidet einem anderen die Haare, als ob er Frisör wäre und dieser tut dies und dieser tut jenes. Und ich sitze hier oben im vierten Stock und überblicke das alles. Und ja, ich denke, das ist wunderbar. Es gibt immer ein Zuwinken und äh ... ein Daumen hoch, so wie: ›Geht's gut?‹ ... tja, so fühlt es sich an.«

Yildiz, etwa Mitte Dreißig und Tochter von aus der Türkei migrierten Eltern, mag die Alltagsinteraktionen in Pendrecht, insbesondere mit Menschen, die türkische Wurzeln haben:

»Dann sagst du gleich: ›Hallo, wie geht's?‹ Mit deiner eigenen Kultur, oder deinen eigenen Leuten. Das ist wirklich schön. Ich gehöre wirklich hier her, ich finde es einfach wirklich nett hier [...].«

Studien zu Konvivialität und *belonging* beschäftigen sich aber wenig mit den Spielregeln, die bestimmen, wie die Dinge in der Nachbarschaft »generell gehandhabt« werden. Wird ein spezifischer Habitus mit einem Habitat verknüpft, dann kann dies auch eine Form des »Nicht-Zuhause-seins« produzieren, besonders, wenn das Konsumieren dieses Habitats dessen Charakter verändert. Die Raumproduktion von anderen können wir als Ausschließung erfahren oder als Anlass, uns zurückzuziehen (vgl. Lettkemann/Schulz-Schaeffer in diesem Band).

In Rotterdam erzählten Menschen aber auch viele Geschichten von Furcht, davon, sich nicht sicher oder sich nicht gerüstet zu fühlen, um soziale Kontrolle auszuüben. Oder sie sprachen über Rassismus, wobei die Diskurse der BewohnerInnen keineswegs immer Mini-Diskurse gegen rassistisch vorherrschende Narrative darstellten. Eine minimale Form des Zusammenlebens ohne ausgedehnte Konflikte wurde in all diesen Gebieten praktiziert. Die Erfahrung und Beschreibung des »urbanen« Charakters, den einige beiläufig beobachteten, waren, ähnlich den Narrativen aus Prenzlauer Berg, allerdings divers. Narrative über die Nachbarschaft dienten auch der Konstruktion einer Form des Nicht-Dazugehörens, von einer Identität durch Negation oder einer Disidentifikation als aktive Performanz.

Zu verstehen, wie Dinge in einem lokalen Kontext ablaufen können, heißt, dass man die Symbole kennt, diesen aber eine andere Bedeutung zuweist als andere lokale NutzerInnen (Blokland 2017). In Prenzlauer Berg tauschten sich BewohnerInnen persönlich über vergangene Zeiten aus. Jene, die sich hier in den späten 1980er und frühen 1990er-Jahren niederließen, sahen die Nachbarschaft als Alternative zur Mainstream-Kultur. Sie suchten nach einer Freiheit in ihren kulturellen Ausdrucksformen, welche das Image der Nachbarschaft als Ort der Bohème wiederum bestätigte und Bewegungen von Zuziehenden, BesucherInnen und – später – TouristInnen bewirkte. Die Idee der »Alternative« begann bereits mit dem Wohnungserwerb, wie Amalia, heute 49, damals 18 Jahre alt, erklärt:

»Und, ähm, damals war ja so die – der Sport, dass man, äh, Wohnung besetzte. Also wenn irgendwo was frei war auf'm Hinterhof, dann is' man, hat man geguckt, ob Gardinen dran sin' oder nicht. Und dann hat man sich halt rein-gesetzt in so 'ne Wohnung.«

Die Kneipen und Kunsträume, die Straßen und insbesondere die Häuserdächer waren Orte, an denen man lernte, wie die Dinge hier »generell liefen« oder was (für die Subkultur) in Prenzlauer Berg zu dieser Zeit situativ normal war. Vieles davon blieb unsichtbar für jene, die von außen hineinsahen. Und wenn nicht alles unsichtbar blieb, so verstanden Außenstehende die Symbole anders. Wie viele andere junge Menschen mit einer kulturellen Orientierung abseits des Mainstreams, fand Amalia genau hier ihren Ort, unter dem Radar der allumfassenden Sicherheits- und Kontrollsysteme der DDR: Wohnhäuser hatten freien Zugang zu den Dächern, Mietverhältnissen wurden nicht registriert; es herrschte eine Situation, über die die Wohnungsbehörden der DDR wenig Kontrolle hatten, wie sich Amalia erinnert, wenn sie über die »Frühstücksgesellschaften« auf den Dächern spricht:

»Also es gab da immer so Frühstücksgesellschaften auf jedem – auf jedem Hausdach gab's 'ne andere. [Ein Dach] war ganz besonders schön, weil da war'n so ganz viel Musikstudenten un' die ha'm dann irgendwie sonntags immer Flötenkonzerte off 'm Dach gegeben oder, ähm, es wurden auch so Kinderplanschbecken oben auf die ..., manche hatten auch ihr'n Fernsehapparat oben. Also es war sozusagen eigentlich, ähm, fast wie so'ne (lacht) Kleingartenanlage ohne Kleingärten. [...] Wenn man das heute so sieht diese Fotos, die sagen immer alle, ja un' es hat doch gar keiner gelebt ja. Also es is' ja gar kein Leben auf der Straße, aber es spielte sich also unheimlich viel an Leben in den, in den Häusern und auf den Dächern und in den Hinterhöfen ab.«

Für Amalia und andere war eine der bezeichnendsten Veränderungen, dass die alten Kneipen mit ihrem »subkulturellen« Charakter durch kommerziellere Spots ersetzt wurden. Silvia, Bewohnerin seit über dreißig Jahren, bemerkt:

»[...] Prenzlauer Berg is' eben, weil es is' ja nich' alles so, wie's mal war. Das was ich eigentlich mal hier schön fand, ist ja eigentlich weg so eben mal, so'n bisschen die Partyszene un' die Clubs, gibt's ja alles gar nicht mehr, die Kneipen, is' ja fast alles weg eigentlich, nur noch Schicki-Micki teuer, ne.«

Neuere BewohnerInnen, wie Nicole, 35-jährige Sozialarbeiterin, die 2009 von Köln nach Prenzlauer Berg zog, loben die Sauberkeit und Ordnung in

der Nachbarschaft. Sie loben den Stadtteil für die Dinge, die für Amalia und Silvia »den Charakter zerstörten«:

»Du kannst Dich halt auf der Straße bewegen ohne irgendwie, also da liegt ja kein Müll rum. Das is' ja unglaublich, wie sauber das hier is'. Das kenn' ich aus andern Gegenden, also gerade Köln, wo ich gewohnt hab', das war ja auch Partyecke. Da bin ich raus un' da musst' ich erst mal kucken, dass ich da nich' in Kotze reintrete. So, das is' halt hier nich'. [...] Und ooch so diese ganzen schicken Kneipen. Als ich das zweite Mal hier war zu Besuch bei 'ner Freundin. Ich weiß, ich war total begeistert davon, wie viele schöne Kneipen es hier gibt. Also ich wusste gar nicht, wo geht man jetzt' hier hin. Da is' ja eine Kneipe schöner als die andere und ich wär' am liebsten überall rein un' hätt' 'n Bier getrunken. So, das sin' so Dinge, das kannt' ich vorher so auch gar nich' von 'ner andern Stadt oder überhaupt.«

Im Rotterdamer Stadtteil Tussendijken reflektierten die BewohnerInnen die Veränderungen ihrer Hauptgeschäftsstraße ähnlich. Ältere Bewohner, wie der über 60-jährige Marius und seine Frau, bedauerten das Verschwinden der »hochwertigen« Geschäfte und das Aufkommen der Call-Shops:

»Dort gab es so viele hochwertige Geschäfte und mit der Zeit verschwanden alle. Teilweise, weil sie für diese Nachbarschaft zu teuer waren. Zu wenig Kunden. Was an ihre Stelle kam, waren eine Menge dieser »rommelwinkeltjes' [wörtl.: Kramläden] für Kleidung und Call-Shops. Ich glaube es gibt über zehn davon [in dieser Straße].«

Für Marius steht der Wandel der Qualität der Geschäfte für einen Niedergang der Nachbarschaft. Nanda hingegen, eine Frau in den Zwanzigern, die aus einer Kleinstadt nach Tussendijken gezogen ist, sagt, dass sie sich weder besonders mit ihrer Nachbarschaft verbunden fühlt noch ihre NachbarInnen kennt. Als sie eines Tages nach Hause kam und einer ihrer NachbarInnen ihr erzählte, ihr Freund sei gerade einkaufen gegangen, merkte sie, dass andere sie in das Quartier integriert hatten: »Wow, das ist wie ein Dorf«.

Elisabeth, eine ältere Bewohnerin bemerkt, dass:

»[...] einfach [...] die fremden Menschen generell, die Niederländer auch ein bisschen, immer noch etwas teilen. Sie stehen und plaudern sehr lange in

kleinen Gruppen. Du musst also um sie herum gehen. Sie kommunizieren wirklich noch richtig [...] wenn sie sich begegnen. Das erinnert mich an alte Zeiten, weil ich auch aus dem Dorf stamme. Ich denke, das ist positiv.«

Vergleichbare Alltagsszenen in der Nachbarschaft in Berlin und Rotterdam spielen sowohl für Identifikation und positive Ortsverbundenheit *als auch* für Disidentifikation eine Rolle: Diese Praktiken haben symbolischen Wert, dem unterschiedliche Bedeutungen zugeschrieben werden. In Hillesluis, einem anderen Stadtteil von Rotterdam, sorgen die BewohnerInnen sich um die Veränderungen ihrer Hauptgeschäftsstraße. Sie sehen die Geschäfte, die sie regelmäßig frequentieren, verschwinden – so ähnlich wie Amalia die Kneipen und Clubs, Häuserdächer und die Höfe verschwinden sah, die ihr halfen, ihren Lebensstil zu definieren. Amalia hat keine Kneipe mehr, in die sie gehen will, obwohl es in Prenzlauer Berg früher viele davon gab. Die Hillesluisianer sagen, sie könnten kein richtiges Fleisch mehr kaufen, obwohl es in der Straße *Halal* Fleischereien gibt. In Tussendijken und Hillesluis, wo die Geschäfte die Bedürfnisse spezifischer ethnischer Gruppen bedienen, ordnen die Menschen ihre Erfahrungen des Wandels der situativen Normalität als einen Wandel der ethnischen Dominanz ein. In Prenzlauer Berg sprechen Menschen, die dort schon länger leben, über die Transformationen als Gentrifizierung und den Zuzug Besserverdienender aus anderen Teilen Deutschlands, insbesondere aus dem Südwesten – und konstruieren diese als ethnische Kategorie der »Schwab«n. Während dies politisch unterschiedliche Problematiken sind, findet sich – aus Perspektive einer Simmel'schen Formalen Soziologie² – ein ähnliches Muster: BewohnerInnen hatten Verbindungen zu Orten als »memorialized locales«:

»memorialized locales« [are] small pieces of the public realm that, because of events that happened and/or because of some object [...] that resides within them, take on, for some set of persons, the aura of »sacred places« [...] not all sacred places are in the public realm [...]. But when they are – precisely because of their »publicness« – they can become lightning rods for feelings of »community« and for expressions of conflict.« (Lofland 1998: 65)

2 Vgl. Simmel 1950 (1903). Wir meinen, dass – als eine soziologische Besonderheit von Sozialität – diese Muster vergleichbar sind, obwohl sie für Menschen unterschiedliche Dinge im gesellschaftlichen/politischen Sinn bedeuten.

Call-Shops, in denen man günstig ins Ausland telefonieren oder das Internet nutzen kann und die auch als kleine Lebensmittelgeschäfte fungieren, werden als negativ betrachtet, oft in der Annahme, es gäbe dort Kriminalität. Jedoch zeigt der Vergleich mit Prenzlauer Berg, dass der Hauptpunkt nicht im »Verfall« als solchem in einem Gebiet, das immer eine starke *working-class*-Identität hatte, besteht. Zentral ist vielmehr die Variation von Bedeutungen, die verschiedene Kategorien von BewohnerInnen den Symbolen – ausgedrückt in der gewandelten physischen und kommerziellen Infrastruktur – zuweisen.

Eine Konvivialität des »Seite an Seite« ist nun situativ normal, aber normativ betrachten die Langzeit-BewohnerInnen in Prenzlauer Berg und Rotterdam die neueren Infrastrukturen als Zeichen eines tiefen kulturellen Wandels. Konsumption und Identität sind eng miteinander verbunden (Featherstone 1991: 24). Der Wandel ist vor allem kulturell, weil er aus ihrer Perspektive die Normalität verändert – und wie sie diese Veränderung normativ bewerten, ist ambivalent.

Das Bummeln entlang der Einkaufsstraße in Tussendijken und Hillesluis (Rotterdam), die Interaktionen auf dem zentralen Kollwitzplatz (Berlin), wo man sich traf und den Kindern beim Spielen zusah – LangzeitbewohnerInnen sprechen über diese Praktiken, als ob es sie nicht mehr gäbe. Wer durch diese Nachbarschaften streift, wird aber genau diese Interaktionen sehen: kleine Gruppen von Frauen beim Schaufensterbummel, Mütter mit ihren Kindern auf dem Spielplatz. Diese Praktiken unternehmen BewohnerInnen jetzt aber in einem anderen kulturellen Kontext. Wir finden deshalb in unseren beiden Fällen LangzeitbewohnerInnen irritiert von Müttern, die plaudernd den Bürgersteig »blockieren« und dabei nicht auf andere achten: muslimische Mütter in Rotterdam, »Mittelschichts-Latte-Macchiato-Mütter« in Berlin.

InterviewpartnerInnen äußerten bemerkenswert ähnliche Sichtweisen. Caroline, Rentnerin in Pendrecht, kommentiert, wie der zentrale Platz in der Nachbarschaft sich verändert hat und nicht mehr so »gemütlich wie damals« ist, mit ihrem stereotypisierenden Kommentar über Frauen mit – wie sie vermutete – türkischen Migrationshintergrund:

»Es sind so drei oder vier von denen, die da laufen, alle in ihren langen Kleidern und Kopftüchern. Die müssen das für sich selbst wissen, aber ich meine, pass dich an die Situation an, die hier ist. Dann laufen sie zu viert mit ihren

Kinderwägen und dann [...] biegen sie um die Ecke und man denkt sich, können die bitte einen Schritt zur Seite gehen? Ich kann das auch tun, und oft mache ich es. Aber es irritiert mich. Die haben eine andere Mentalität. So ist diese Nachbarschaft auf dem Weg nach unten.«

Dizzi, 37 Jahre alt, zog 2003 in ihre jetzige Wohnung in Prenzlauer Berg und gehörte der damaligen HausbesetzerInnen- und Alternativszene in Prenzlauer Berg an. Als Mutter eines siebenjährigen Sohnes und einer 20-jährigen Tochter bewegt sie sich oft in ihrer Nachbarschaft, um ihren Sohn vom Training abzuholen. Dabei begegnet sie anderen Müttern:

»[A]lso dis–dis' auch was, wo ich totale Aggressionen kriege, so diese MÜTTER, ne, diese ganzen MÜTTER mit den Kinderwagen. Ich weiß nicht, was die treibt, also ich weiß nicht, ob's mir auch nur so extrem vorkommt, aber, ich glaube, ich glaube dis stimmt, also die ham so was ganz Ignorantes, die ham so was ... also die ham sowas, ähm ... die ham sowas, äh ... Egozentrisches (lacht), also die die die, ne, die, die laufen zu viert mit ihren Kinderwagen neben'ander, is den' scheißegal, ob man da irgendwie vorbei muss oder ob man den' entgegen kommt und durch muss [...].«

Demgegenüber steht Tina, die seit wenigen Jahren in Prenzlauer Berg lebt und dort Mutter wurde. Sie mag die Menschen, die sie dort im öffentlichen Raum *sieht*, obwohl sie diese nicht notwendigerweise kennt:

»Also ich versuch' schon ... 'n Umfeld zu ha'm, was irgendwie nich' ... also wo jetzt' nich' in der Straße, also nich' zu viel Kriminalität, äh ... also 'en Gefühl man hat 'en Spielplatz, der sicher is'. Also man hat da, ähm ... im Umfeld auch an Eltern ... also man, man sieht ja, was hier für Leute, also das sin' ja wieder so Leute, mit denen hätt' ich auch studieren könn'. Also das sin' eigentlich Leute, mit denen, die mir irgendwie auf 'ne Art und Weise vertraut sind.«

Die Normalität, die Tina feststellt, ruft in Uli, der sich der alten Subkultur verbunden fühlt, Entfremdung hervor. Er kommentiert bezüglich der »Zugezogenen«:

»Ick hab den Eindruck, die ham keinerlei Selbstzweifel ... zumindest treten se so auf, ja und ... kann ich nich' nachvollziehen, is nich' meins [...].«

Interviewer: »Woran merkt man dis?«

»Na indem se mit ... einer absoluten Überzeugung ihre Sachen eben rüberbringen, ja, dit Beispiel mit den Kinderwagen mein ick jetztz ooch. [...] »wir ham Kinder ... uns gehört der Gehweg. Wir ham Rechte, Sonderrechte im Notfalk [...].«

Wieder zeigen sich Gemeinsamkeiten mit den Rotterdam-Interviews, zum Beispiel in Hillesluis, wo BewohnerInnen einen Konflikt wegen der Nutzung eines Spielplatzes hatten und über einige Jugendliche gesagt wurde, sie hätten den älteren Frauen gesagt, dass sie den Ort bald »regieren würden«. Oder wenn Lena aus Lombardijen – der einzigen etwas besser situierten Nachbarschaft – die Nutzung des Parks kommentiert:

»They are simply there barbequing. That's where the foreigners are in charge. Because it is a cosy park. A cosy park to take a stroll. But I would not think of it! That's where the foreigners rule.«

Johanna, eine ältere, alleinlebende Frau in Tussendijken konnte keine Beispiele dafür geben, warum sie »kein Recht« darauf habe, »Zeit draußen zu verbringen«, da der öffentliche Raum von anderen »übernommen« wurde:

»I don't have examples, but you see them walk together, simply. Like the Turkish people from next door, there are Turkish women coming there, you can tell because they wear that scarf... [They go] visit. Dutch people don't go visit there, well, they don't ask either.«

Bei flüchtiger Betrachtung herrschte hier Konvivialität. Letztendlich fanden alle einen Weg, einander grundsätzlich reibungslos zu umgehen. Aggressionen blieben generell im Verborgenen, die Aneignung des Raumes passierte subtil, und Diversität war allgegenwärtig. Doch das Teilen des Raumes – so offensichtlich konvivial – konstituierte exakt den Moment der Ambivalenz und den Moment der Performanz des Urbanen, mit dem auch Nicht-Zugehörigkeit verbunden ist. Obwohl das erste Zitat von Caroline weiter oben leicht als rassistisch und als Ausdruck der Unfähigkeit der alteingesessenen BewohnerInnen eines ehemaligen Arbeiterviertels, sich der globalen multikulturellen Welt anzupassen, interpretiert werden kann, zeigt das zweite Zitat, dass ein linker, »alternativer« Hintergrund Dizzi nicht davor bewahrt,

eine ähnliche Kategorisierung der »Anderen« vorzunehmen und mit ihrer Grenzziehung »die Anderen« als jene mit einer anderen Mentalität zu kennzeichnen.

Die praktische Nutzung der Nachbarschaft – die tatsächliche Nutzung von Infrastruktur, Straßen, Plätzen und die damit (unvermeidlichen) Interaktionen – erzeugt gegenseitiges Erkennen, nicht notwendigerweise aber ein Anerkennen im normativen Sinne. Gemeinsames, praktisches Nutzen bedingt nicht gemeinsames symbolisches Nutzen und die Relevanz der lokalen Praktiken, Interaktionen und Materialität ist auch nicht für alle AkteurInnen gleich. Die – vermeintlich ignorante – Rauman eignung von Mittelschichtsmüttern mit ihren Kinderwagen und das Zusammentreffen von Müttern mit Migrationshintergrund vor der türkischen Fleischerei werden von anderen RaumproduzentInnen als Element einer Nicht-Zugehörigkeit konzipiert. In dieser Kategorisierung steckt beides: Was die Nachbarschaft ist, wie sie sich verändert hat und wie dieser Wandel die eigene Beziehung zum Ort beeinflusst. Diese Interpretation der (urbanen) Praktiken Anderer in der unmittelbaren Umgebung heißt nicht, dass die Gemeinschaft oder die lokale Identität zugunsten von Anonymität verschwunden ist. Im Gegenteil: Die in flüchtigen Begegnungen wiederkehrenden Beobachtungen der Praktiken anderer BewohnerInnen konstituieren die vertraute Öffentlichkeit. Die vertraute Öffentlichkeit macht diese Nicht-Zugehörigkeit überhaupt erst möglich.

Situative und normative Normalität

Individuen weisen Symbolen nicht immer Bedeutungen entlang der kategorischen Linien Gender, Ethnizität, Alter oder Klasse zu. Dennoch, BewohnerInnen, die über eine längst vergangene situative Normalität reden und diese mit einer normativen Normalität verknüpfen, die sie ebenso als vergangen erfahren (generell hin zum Schlechteren), ähneln sich in einer starken praktischen Nutzung der Nachbarschaft. Für den Habitus einiger scheint das Habitat nur als Dekor zum Ausleben ihres Lebensstils relevant, wie bei Nanda und Nicole, die als Beispiele von *elective belongs* oder Menschen mit einem metropolitanen Habitus gesehen werden können (Butler 2002; Webber 2007).

Für andere ist die symbolische Nutzung der Nachbarschaft verbunden mit *memorialized locales*, die authentisch und nirgendwo anders zu haben sind. Für diese BewohnerInnen scheint die Erfahrung der Zugehörigkeit die größte Herausforderung in einer sich wandelnden Nachbarschaft. Dies drückt sich in ihren Reflexionen über lokale Alltagspraktiken aus, die nicht zu ihrer Selbst-Identität passen, aber auch darüber, warum die Nachbarschaft nicht (*mehr*) ihre ist. Dass ihren Narrativen Stereotypen und andere Formen des »Otherings« innewohnen, wird verständlich, wenn wir – wie Barbara Misztal (2001: 313) – beachten, dass Normalität sich am besten darüber definiert, was sie nicht ist. Ohne Vorstellung von Normalität gerät unsere Fähigkeit, zukünftige Situationen zu bewerten unter Druck (ebd.: 314). Was wir als normal erachten, hängt von der Häufigkeit des Auftretens ab, aber auch von der Bewertung, ob dieses »normal« den Regeln entspricht oder nicht (ebd.). Dass einige BewohnerInnen Nicht-Zugehörigkeit zu ihrem Wohnort konstruieren, passiert nicht, weil sie niemanden mehr kennen oder keinen Gemeinschaftssinn mehr spüren. Sie bewegen sich in lokalen Netzwerken, in denen Diskurse über Verlust und Wandel kreiert, gepflegt und reproduziert werden. Sie machen Bekanntschaft mit kürzlich Zugezogenen, wenn auch flüchtig. Ihre Erfahrungen von Nicht-Zugehörigkeit sind Teil ihrer fortdauernden Identitätsarbeit (als Subkultur in Prenzlauer Berg, als weiße Arbeiterklasse in Hillesluis und Tussendijken). Die Kopräsenz am selben Ort liefert den Stoff, um Identitäten zu markieren und Grenzen zu ziehen. Nebenbei konstituieren sie den Raum beim Einander-Passieren. Konvivialität ist daher nicht mehr das richtige Konzept, um diese Prozesse zu fassen, da es nicht nur Erkennen, sondern auch Anerkennen impliziert.

Vertraute Öffentlichkeit

Der Raum als Nebenbei – produziert im situativen Nebeneinander mit Menschen, welche man normativ ablehnt – erwächst aus den Praktiken und Routinen von Anderen im uns vertrauten öffentlichen Raum. Wir navigieren und performen Urbanität demnach in einem Setting vertrauter Öffentlichkeit. Während Netzwerke Knoten in die urbane Textur knüpfen, ist diese Textur selbst letztendlich aus den Fäden der Menschen auf dem Weg »woanders hin« gewebt. Im Original stammt der Begriff *public familiarity* von Claude Fischer:

»Public familiarity is often taken [...] for private intimacy and public impersonality for private estrangement [...]. But such public familiarity has nothing to do with people's private lives. The friendly greeter on the streets may have few friends, while the reserved subway rider may have a thriving social life.« (Fischer 1982: 61f.)

Mit anderen Worten: Vertraute Öffentlichkeit, oder das Setting, welches das schrittweise Lesen der Anderen bei täglichen Routinen möglich macht, ist nicht dasselbe wie Konvivialität und impliziert auch keine Zugehörigkeit (oder Gemeinschaft, vgl. Blokland/Savage 2008). Vertraute Öffentlichkeit ist ein spezifisches relationales Setting, das beides erlaubt: Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit (Blokland 2017: 90). Dazugehören, frei gewählt oder selektiv, als Teil (der Formierung) des Habitus impliziert Abgrenzung. Abgrenzung wiederum impliziert exkludierende Grenzziehungen – dazu braucht es zunächst ein Wissen über die Anderen.

Vertraute Öffentlichkeit »[...] characterizes a social fabric of the city where due to repeated fluid encounters and durable engagements, individuals are able to socially place others, to recognize them, and even to expect to see them. They provide a setting where symbols can be produced and understood. Public familiarity is distinctive as a concept because it allows for the possibility to talk sociologically about urban life where people understand what is going on and can make sense of the social, but do not have to find it right, justifiable, pleasant, or otherwise positive. It is just one of more relational settings, with the anonymous public and the intimate private as other relational settings into which it fluidly merges« (Blokland 2017: 126, vgl. Blokland 2017 für andere mögliche relationale Settings).

Damit ist vertraute Öffentlichkeit wertfrei: Sie ist niemals erfolgreich oder nicht erfolgreich. Vertraute Öffentlichkeit ist immer ein Setting für In- und Exklusionspraktiken, aber kein Faktor von In- oder Exklusion.

Fazit

Weil vertraute Öffentlichkeit auf die urbane Textur fokussiert, erlaubt sie uns, die inhärente Ambivalenz des umfassenden Verstehens von Alltagserfahrungen trotz aktiver Nicht-Zugehörigkeit oder der Entfremdung im normativen Sinne (wie bei Émile Durkheim [1951] und nicht wie bei Karl Marx [1968]) zu fassen. Vertraute Öffentlichkeit bietet aber auch Raum für Nicht-Zugehörigkeit, für Distanz zu Praktiken in der Nachbarschaft sowie für normative Entfremdung. Besser als andere Konzepte kann vertraute Öffentlichkeit zwischen dem individuellen normativen Sinn von Zuhausesein einerseits und den kollektiven habituellen Alltagspraktiken andererseits differenzieren.

KonvivialitätsforscherInnen, die fragen, wie ein Mindestmaß an Sozialität möglich wird (Nowicka/Heil 2015: 12), suchen nach einem normativen Typus von Sozialität, als wäre es möglich, *ohne die jeweilige Form* der Sozialität mit anderen zusammen zu sein (vgl. Blokland 2000 für ein Gegenargument). Ein Fokus auf *belonging* kann schnell dazu führen, dass Zugehörigkeit als Standard gewertet wird und ihre Abwesenheit als ein Defizit. Wenn wir alle in Konvivialität leben und alle dazu gehören können, wäre die Welt ein inklusiver, freier und rosiger, von Nachbarschaftsinitiativen und AktivistInnen konstruierter Zufluchtsort, abseits von rassistischem Diskurs, Kapitalismus und anderem hegemonialem Bösen. Städte und Nachbarschaften sind jedoch keine multikulturellen *community gardens* und beinhalten Konflikt und Dynamik in ihrer Definition. Wir brauchen also präzisere Konzepte, um die Rolle der lokalen Interaktionen, Infrastrukturen u. ä. für das zeitgenössische *Kollektive* als urbane Praxis zu verstehen. Es zeigt sich daher, dass, trotz all seiner politischen Attraktivität *selective belonging* und städtische Kämpfe um öffentliche Räume aufzeigen zu können, Konvivialität am Ende doch kein soziologisch so sinnvolles Konzept ist. Ebenso wenig hilfreich ist die Tendenz, fast alle städtischen Transformationen als Gentrifizierung zu behandeln. Gentrifizierung ist vielmehr ein Prozess vielfältiger Formen von Verdrängung infolge von Kapitalismus und Neoliberalismus, in dem symbolische Verdrängung nur eine Form darstellt.

Vertraute Öffentlichkeit bietet ein offenes konzeptuelles Werkzeug, um zu untersuchen, was tatsächlich empirisch *passiert*, ohne Konflikte entweder anzunehmen oder zu ignorieren. Wie oben ausgeführt, werden Symbole der gebauten Umgebung und lokaler Infrastrukturen sowie Interaktionen

und Alltagsbegegnungen auf Straßen und Plätzen unterschiedlich interpretiert. Unsere InterviewpartnerInnen verband eine starke symbolische Nutzung der Nachbarschaften, in denen sie lebten: Einige nutzten ihre Nachbarschaften als ein relationales Setting, in dem sie Habitus und Habitat in Übereinstimmung bringen konnten, während sie – nicht notwendigerweise intentional – andere exkludierten. Andere nutzten ihren Wohnort symbolisch, um das Narrativ der Nicht-Zugehörigkeit zu konstruieren. Für beide Narrative war Wissen über Andere die Vorbedingung, um die situative Normalität im Vergleich zur normativen Normalität zu bewerten. Die praktische und die symbolische Nutzung können also durchaus widersprüchlich und inkohärent sein. Natürlich *können* flüchtige Begegnungen Zugehörigkeit und Konvivialität produzieren, aber – über längere Zeit hinweg, wiederholt in Routinen und auf dem Weg *woanders hin* – produzieren sie *immer* vertraute Öffentlichkeit. Zu bemerken, dass Andere »da sind«, ist nicht dasselbe, wie ihre Gegenwart normativ anzuerkennen.

Literatur

- Amin, Ash (2008): Collective Culture and Urban Public Space. In: *City*, Jg. 12, Nr. 1, S. 5-24.
- Anderson, Elijah (2011): *The Cosmopolitan Canopy. Race and Civility in Everyday Life*. New York: W.W. Norton.
- Andreotti, Alberta/Le Galès, Patrick/Moreno Fuentes, Francisco Javier (2013): Transnational Mobility and Rootedness. The Upper Middle Classes in European Cities. In: *Global Networks*, Jg. 13, Nr. 1, S. 41-59.
- Andreotti, Alberta/Le Galès, Patrick/Moreno Fuentes, Francisco Javier (2015): *Globalised Minds, Roots in the City. Urban Upper-Middle Classes in Europe*. Chichester: Wiley-Blackwell.
- Antonsich, Marco (2010): Searching for Belonging – An Analytical Framework. In: *Geography Compass*, Jg. 4, Nr. 6, S. 644-659.
- Arp Fallov, Mia/Jørgensen, Anja/Knudsen, Lisbeth B. (2013): Mobile Forms of Belonging. In: *Mobilities*, Jg. 8, Nr. 4, S. 467-486.
- Atkinson, Rowland G. (2006): Padding the Bunker: Strategies of Middle-Class Disaffiliation and Colonisation in the City. In: *Urban Studies*, Jg. 43, Nr. 4, S. 819-832.

- Benson, Michaela (2014): Trajectories of Middle-Class Belonging. The Dynamics of Place Attachment and Classed Identities. In: *Urban Studies*, Jg. 51, Nr. 14, S. 3097-3112.
- Benson, Michaela/Jackson, Emma (2013): Place-Making and Place Maintenance. Performativity, Place and Belonging Among the Middle Classes. In: *Sociology* Jg. 47, Nr. 4, S. 793-809.
- Blokland, Talja (2017): *Community as Urban Practice (Urban Futures)*. Malden, MA: Polity Press.
- Blokland, Talja (2000): Unravelling Three of a Kind: Cohesion, Community and Solidarity. In: *Netherlands Journal of Social Sciences*, Jg. 36, Nr. 1, S. 56-70.
- Blokland, Talja (2003): *Urban Bonds*. Cambridge: Polity Press.
- Blokland, Talja (2009): *Oog voor elkaar. Veiligheidsbeleving en sociale controle in de grote stad*. Amsterdam: Amsterdam UP.
- Blokland, Talja/Savage, Michael (Hg.) (2008): *Networked Urbanism. Social Capital in the City*. Aldershot, ON: Ashgate.
- Blokland, Talja/van Eijk, Gwen (2010): Do People Who Like Diversity Practice Diversity in Neighbourhood Life? Neighbourhood Use and the Social Networks of ›Diversity-Seekers‹ in a Mixed Neighbourhood in the Netherlands. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, Jg. 36, Nr. 2, S. 313-332.
- Butler, Tim (2002): Thinking Global but Acting Local: The Middle Classes in the City. In: *Sociology Research Online*, Jg. 7, Nr. 3, S. 50-68.
- Butler, Tim (2003): Living in the Bubble: Gentrification and its ›Others‹ in North London. In: *Urban Studies*, Jg. 40, Nr. 12, S. 2469-2486.
- Butler, Tim/Robson, Garry (2003): Negotiating Their Way In. The Middle Classes, Gentrification and the Deployment of Capital in a Globalising Metropolis. In: *Urban Studies*, Jg. 40, Nr. 9, S. 1791-1809.
- Durkheim, Émile (1951): *Suicide: A Study in Sociology*. Glencoe, IL: Free Press.
- Elias, Norbert/Scotson, John L. (1965): *The Established and the Outsiders. A Sociological Enquiry into Community Problems*. London: Frank Cass & Company.
- Featherstone, Mike (1991): *Consumer culture and postmodernism*. London: Sage.
- Felder, Maxime/Pignolo, Loïc (2018): Shops as the Bricks and Mortar of Place Identity. In: Ferro, Lúcia/Smagacz-Poziemska, Marta/Gómez, M. Victoria/Kurtenbach, Sebastian/Pereira, Patrícia/Villalón, Juan José (Hg.):

- Moving Cities – Contested Views on Urban Life*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 97-114.
- Fischer, Claude S. (1982): *To Dwell Among Friends. Personal Networks in Town and City*. Chicago: Chicago University Press.
- Gehl, Jan (2018): *Leben zwischen Häusern*. Berlin: Jovis Verlag.
- Gilroy, Paul (2006): Multiculture in Times of War. An Inaugural Lecture Given at the London School of Economics. In: *Critical Quarterly*, Jg. 48, Nr. 4, S. 27-45.
- Illich, Ivan (1973): *Tools for Conviviality* (Perennial Library, 308). New York, NY: Harper & Row.
- Lapiņa, Linda (2016): Besides Conviviality: Paradoxes in Being ›at Ease‹ with Diversity in a Copenhagen District. In: *Nordic Journal of Migration Research*, Jg. 6, Nr. 1, S. 33.
- Lofland, Lyn H. (1998): *The Public Realm. Exploring the City's Quintessential Social Territory*. Hawthorne, NY: Aldine de Gruyter.
- Löw, Martina/Knoblauch, Hubert (2019): Die Re-Figuration von Räumen. SFB 1265 Working Paper Series, Nr. 1, Berlin: Technische Universität Berlin.
- Marx, Karl (1968): *Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844*. In: Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hg.): *Marx-Engels-Werke Bd. 40* (MEW Ergänzungsband, 1. Teil). Berlin: Dietz Verlag, S. 465-588.
- Mazlish, Bruce (1989): A New Science. *The Breakdown of Connections and the Birth of Sociology*. New York: Oxford UP.
- McDowell, Linda/Ward, Kevin/Perrons, Diane/Ray, Kath/Fagan, Colette (2006): Place, Class and Local Circuits of Reproduction: Exploring the Social Geography of Middle-Class Childcare in London. In: *Urban Studies*, Jg. 43, Nr. 12, S. 2163-2182.
- McFarlane, Colin (2011): *Learning the City. Knowledge and Translocal Assemblage* (RGS-IBG Book Series, 56). Malden: Wiley-Blackwell.
- McKenzie, Lisa (2012): A Narrative from the Inside, Studying St Anns in Nottingham. Belonging, Continuity and Change. In: *Sociology Review*, Jg. 60, Nr. 3, S. 457-475.
- Misztal, Barbara A. (2001): Normality and Trust in Goffman's Theory of Interaction Order. In: *Sociology Theory*, Jg. 19, Nr. 3, S. 312-324.
- Nisbet, Robert A. (1993): *The Sociological Tradition*. New Brunswick: Transaction Publishers.

- Nowicka, Magdalena/Heil, Tilmann (2015): *On the Analytical and Normative Dimensions of Conviviality and Cosmopolitanism*. Vortrag an der Eberhard Karls University Tübingen, 25. Juni 2015.
- Nowicka, Magdalena/Vertovec, Steven (2014): Comparing Convivialities. Dreams and Realities of Living-With-Difference. In: *European Journal of Cultural Studies*, Jg. 17, Nr. 4, S. 341-356.
- Phillipson, Chris (2007): The ›Elected‹ and the ›Excluded‹: Sociological Perspectives on the Experience of Place and Community in Old Age. In: *Ageing and Society*, Jg. 27, Nr. 3, S. 321-342.
- Savage, Mike/Allen, Chris/Atkinson, Rowland/Burrows, Roger/Méndez/Maria-Luisa/Watt, Paul (2010): Focus Article. In: *Housing, Theory and Society* 27 Jg., Nr. 2, S. 115-161.
- Savage, Mike/Bagnall, Gaynor/Longhurst, Brian (2005): *Globalization and Belonging*. London: Sage.
- Schultze, Henrik (2017): *Die Grenzen sozialer und räumlicher Zugehörigkeit*. Diss., Humboldt-Universität zu Berlin.
- Simmel, Georg (1950 [1903]): The Metropolis and Mental Life. In: Wolff, Kurt H. (Hg.): *The Sociology of Georg Simmel*. New York: Free Press, S. 409-424.
- Tönnies, Ferdinand (1887): *Gemeinschaft und Gesellschaft. Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirischer Culturformen*. Leipzig: Fues.
- Watt, Paul (2009): Living in an Oasis. Middle-class Disaffiliation and Selective Belonging in an English Suburb. In: *Environment and Planning A*, Jg. 41, Nr. 12, S. 2874-2892.
- Watt, Paul (2013): Community and Belonging in a London Suburb. A Study of Incomers. In: Kusenbach, Margarethe/Paulsen, Krista E. (Hg.): *Home. International Perspectives on Culture, Identity, and Belonging*. Frankfurt a.M.: Peter Lang, S. 225-247.
- Watt, Paul/Smets, Peer (Hg.) (2014): *Mobilities and Neighbourhood Belonging in Cities and Suburbs*. Basingstoke, UK: Palgrave Macmillan.
- Webber, Richard (2007): The Metropolitan Habitus: Its Manifestations, Locations, and Consumption Profiles. In: *Environment and Planning A*, Jg. 39 Nr. 1, S. 182-207.
- Wellman, Barry (1988): The Community Question Re-Evaluated. In: Michael P. Smith (Hg.): *Power, Community and the City*. New Brunswick: Transaction Books, S. 81-107.

- Williams, Terry M. (1989): *The Cocaine Kids. The Inside Story of a Teenage Drug Ring*. Cambridge, MA: Perseus Books.
- Wise, Amanda/Velayutham, Selvaraj (2014): Conviviality in Everyday Multiculturalism: Some Brief Comparisons Between Singapore and Sydney. In: *European Journal of Cultural Studies*, Jg. 17, Nr. 4, S. 406-430.

Global-lokaler Alltag unter Bedingungen von Refiguration

Polykontexturales Homemaking in Berliner Unterkünften für geflüchtete Menschen

Anna Steigemann, Philipp Misselwitz

Einleitung: Widersprüchliche Vorstellungen von Zuhause in Berliner Unterkünften für geflüchtete Menschen

An einem sonnigen Nachmittag auf dem ehemaligen Berliner Flughafen Tempelhof (Mai 2018) baute unser Forschungsteam gemeinsam mit den BewohnerInnen der Tempohomes Tempelhofer Feld (einer Containerdorfunterkunft) und Studierenden der TU Berlin Holzbänke und Pflanzkisten für die Außenräume der Flüchtlingsunterkunft¹. Gegen Ende der Veranstaltung begannen immer mehr Kinder und Jugendliche mit den übrig gebliebenen Holzstücken, Werkzeugen und anderen Baumaterialien zu spielen. Ein etwa zehn Jahre altes Mädchen fragte mich, ob sie eine der übrig gebliebenen Tomatenpflanzen »zu ihrem Zuhause« mitnehmen dürfe und ob ich ihr helfen könne, die recht große und schwere Pflanze dorthin zu tragen. Natürlich, sagte ich, und fragte sie, wo sie wohne. Sie zögerte, einen Ort innerhalb des abgeäugten Containerdorfes zu benennen. Stattdessen nahm sie meine Hand und zog mich am Ärmel in die Richtung, in der ich ihren Wohnort vermutete. Plötzlich stürzte sie auf einen der Containerkomplexe zu, zeigte mit dem Finger darauf und rief »das ist mein Zuhause«. Das »Zuhause« bestand aus drei Containern. Unter

1 »Flüchtling« und »Flüchtlingsunterkunft«/»-unterbringung« sind die offiziellen Bezeichnungen des Berliner Landesamts für Flüchtlingsangelegenheiten (LAF, <https://www.berlin.de/laf/wohnen/informationen-zum-betrieb-von-unterkuenften/qualitaetssicherung/>). In unserer Forschung benutzen wir bevorzugt die Terminologie »geflüchtete Menschen«, für die Unterkünfte und Unterbringungspolitikern allerdings die Verwaltungsbegriffe des LAF.

der Überdachung am Eingang im mittleren Container lagerten Fahrräder, Schuhe, Schirme und Spielzeug. Eines der Fenster des rechten Containers hatte einen Spitzenvorhang. Die anderen Fenster waren unbedeckt und erlaubten einen direkten Blick in das Innere. Dort sah ich eine Frau und einen Mann auf zu einem »Sofa« aufgeschichteten Matratzen und Teppichen sitzend, vor einem Fernseher, auf dem eine arabische Telenovela lief. Im Hintergrund befanden sich Etagenbetten, in einer Ecke Besteck und Werkzeuge und in der anderen blaue Müllsäcke mit Kleidung. Der mittlere Container mit der offenen Eingangstür hatte eine fest installierte Küchenzeile mit Herd, Kühlschrank, einem Einbauschrank sowie einem kleinen Tisch. Die Mutter des Mädchens kam auf uns zu und war beim Anblick einer fremden Person in Begleitung ihrer Tochter sichtlich überrascht. Mir war die Situation unangenehm und ich versuchte, mein Erscheinen zu erklären. Das Mädchen übersetzte ins Arabische. Die Mutter schien von der Idee der Tomatenpflanze des Mädchens nicht sonderlich begeistert zu sein. Sie verwies darauf, dass es keinen Platz und keine Verwendung für die (noch unreife) Tomate gäbe. Trotzdem winkte sie mich in die enge Küche, wo es tatsächlich keinen einzigen freien Platz zum Abstellen der Pflanze gab. Am Ärmel zog mich das Mädchen weiter in die seitlichen Container, die als kombinierte Wohn- und Schlafzimmer der Familie genutzt wurden. Nun stand ich inmitten all der persönlichen Güter der Familie, Stapel frischer und Haufen von benutzter Kleidung, Dokumenten, Schulaufgaben, Spielzeug, Bildern. Schnell warf die Mutter eine Decke und ein Handtuch über die Kleidung auf den Stockbetten und dem Boden, um ihre privaten Sachen zu verdecken. Ich entschuldigte mich für meine Anwesenheit und versuchte das Mädchen zu überzeugen, die Tomatenpflanze mit nach draußen zu den Pflanzkästen zu nehmen, für die sie ja eigentlich bestimmt wäre. Widerwillig folgte sie mir und bestand darauf, dass sie die Tomate nicht in die gemeinsamen Pflanzkisten, sondern neben die Eingangstür ihres Hauses pflanzen wolle, »weil es meine Tomate ist und ich die Tomaten zu Hause pflücken möchte«. Als Kompromiss ließ ich die Pflanze auf der Veranda des »Zuhauses« stehen, und das Mädchen eilte sofort nach drinnen, um einen Topf mit Wasser zu füllen, mit dem sie ihre neue »eigene Zimmerpflanze« gießen könnte.

Dieses ethnografische Memo beschreibt eine unserer ersten Begegnungen mit BewohnerInnen des temporären, 2016 eröffneten und 2019 abgebauten Containerdorfes »Columbiadamm« in Berlin-Tempelhof. Es verdeutlicht die Spannung zwischen der Anordnung der modularen Container, die nach strengen Gestaltungsrichtlinien, vordefinierten Standards und Regeln gebaut und gemanagt wurden, und den Versuchen der BewohnerInnen, diese Anordnungen

ihren individuellen Bedürfnissen anzupassen, neu zu arrangieren, zu gestalten und zu beleben. Aufgrund der normativ geregelten Ordnung für das Zusammenleben und Wohnen im Containerdorf muss diese Aneignung ständig neu von den BewohnerInnen verhandelt werden. Das Memo zeigt auch, dass der Begriff »Zuhause« mit all seinen Ambiguitäten und seinen je nach Kontext und Akteur differierenden Normativitäten mehrdimensional verschiedene Bedeutungen umfasst und dabei subjektiv immer wieder neu konstruiert und verhandelt wird. Dennoch scheint »Zuhause« und »sich ein Zuhause einrichten« eine zentrale Rolle einzunehmen – trotz der extremen Ungewissheit der Bleibemöglichkeiten der BewohnerInnen. Dabei wird deutlich, dass das Verständnis und das praktische Gestalten von Zuhause in diesen extremen Lebensumständen besonders translokal, polykontextual und durch mehrere temporäre Gleichwertigkeiten geprägt ist und ausgehandelt wird.

Konzeptualisierungen von Zuhause und SichEinrichten als konkrete räumliche Praktiken

Dieser Beitrag versucht, ein besseres Verständnis des komplexen, durch konkrete räumliche Praktiken konstituierten Prozesses des Sich-Einrichtens und Sich-ein-Zuhause-Machens Geflüchteter unter Bedingungen von Refiguration anhand ausgewählter ethnografischer Beispiele zu entwickeln. Hierbei werden zeichnerische Dokumentationen der praktischen Aneignungen als architektonische Forschungsmethoden genutzt, um die bereits bestehenden und sehr lebhaft diskutierten sozialwissenschaftlichen Debatten zum Begriff Zuhause (als *home* und *homemaking*) über den Fokus auf soziale Netzwerke und Beziehungen, Zugehörigkeit und Kohäsion hinaus zu erweitern (vgl. hierzu Weidenhaus/Korte und Blokland/Schultze in diesem Band). Unsere Arbeit baut dabei auf den folgenden Annahmen auf:

Erstens definieren wir Zuhause weder als Gefühl noch als Zustand oder soziale Einbindung (z.B. über die Familie), noch setzen wir ein Zuhause mit einem konkreten Gebäude, räumlichen Konfiguration oder Ort gleich. Stattdessen gehen wir von einem praxisorientierten Begriff aus, in dem Zuhause durch konkrete räumliche Praktiken (vgl. Mallet 2004: 62) operationalisiert wird: »home starts by bringing some space under control« (Douglas 1991: 289). Somit versuchen wir auch eine dichotome Unterscheidung von »Zuhause« und »unterwegs« zu vermeiden. Mit Sara Ahmed (1999) und Doreen Massey

(1992, 1994) begreifen wir Zuhause nicht unbedingt als fixiert, sondern als Zustand der räumlichen Zugehörigkeit, auch wenn er zugleich Mobilitäten und die Anwesenheit von Fremden einschließt. Das Zuhause kann so gleichzeitig als fremd und vertraut erlebt werden. Nach Ahmed (1999) kann das Zuhause in temporären Flüchtlingsunterkünften prozessual konzeptualisiert werden und umfasst immer auch soziale Begegnungen zwischen denen, die dort sind, die ankommen, die gehen, und denen, die abwesend sind. Dieser Ansatz baut auch auf früheren Forschungen zu Prozessen des sozialen, kulturellen und materiellen Ankommens in Flüchtlingsunterkünften auf (Sanyal 2012, 2014; Misselwitz 2009; Al-Kilani 2014; Achilli 2015). Der Vergleich zwischen Prozessen des Ankommens und des Zuhauseemachens (*homemaking*) ist ebenfalls nicht unüblich (vgl. Brun/Fabós 2015). Wir gehen hierbei allerdings nicht von einer Normalisierung und Routinisierung von prekären Situationen Geflüchteter aus, sondern verstehen diese Praktiken als Stabilisierungsversuche: »normal in the sense that it is what there is most, but it does not become normal in the sense that this is how things should be« (Vigh 2008: 8). Daher interpretieren wir die Normalisierung auch als eine Phase der Re-Subjektivierung und Re-Emanzipation nach einer traumatischen Flucht (Agier 2008, 2010, 2011, 2016).

Zweitens gehen wir davon aus, dass die konkreten räumlichen Praktiken Geflüchteter auch als Objektivierungen von Raumwissen von Zuhause betrachtet werden können. Durch die Analyse der materiellen Konstellationen und wie diese die täglichen Routinen wie Essen, Schlafen oder den Empfang von Gästen strukturieren, lässt sich rekonstruieren, wie sich das Raumwissen Geflüchteter am Ort des Asyls verändert und anpasst und so graduell neue translokale und multikontextuelle Routinen entstehen, die typisch für ein Zuhause an einem temporären Ort sind. Diese betrachten wir wiederum als Resultat eines dynamischen Hybridisierungsprozesses, der auch auf die Routinen an früheren Wohnorten sowie Orten und Erfahrungen entlang der Fluchtrouten verweist. Obwohl die deutsche Stadtforschung begonnen hat, sich mit der sozialräumlichen Verteilung und den Architekturen der sogenannten Gemeinschaftsunterkünfte für Asylsuchende zu befassen (vgl. Dalal et al. 2018; Kreichauf 2014, 2018), ist das räumliche Handlungspotenzial der Geflüchteten und insbesondere ihr Raumwissen bisher noch kaum Forschungsgegenstand: »Refugee spaces are emerging as quintessential geographies of the modern, yet their intimate and everyday spatialities remain underexplored.« (Sanyal 2014: 558) Aus diesem Grund verlagern wir unseren Schwerpunkt auf die Zu-

rückerlangung von Handlungsmacht von Geflüchteten über Alltagsroutinen und »through ›producing spaces‹ both physically and politically« (ebd.: 558). Wir verstehen *homemaking* also als einen Prozess, in dem die Geflüchteten ein Gefühl der Würde, Sicherheit und Geborgenheit durch Selbstversorgungs- und Gestaltungspraktiken erreichen, wenngleich sie so auch nur temporär einer Situation ständiger Überwachung und Kontrolle entkommen.

Drittens betrachten wir die Not- und Gemeinschaftsunterkünfte als Teil offizieller »Ankunftsinfrastrukturen«: »those parts of the urban fabric within which newcomers become entangled on arrival, and where their future local or translocal social mobilities are produced as much as negotiated [...] challenging the dominance of national normativities, temporalities, and geographies« (Meeus et al. 2019: 1f.). Damit wird das Sich-ein-Zuhause-Machen in Flüchtlingsunterkünften als ein permanenter Aushandlungsprozess zwischen dem Handlungspotenzial der Geflüchteten auf der einen Seite und den bestehenden Normen und Regeln, der normativen und physisch strukturierenden Ordnung und den Formen der (materialisierten) Kontrolle auf der anderen Seite – den allgegenwärtigen *care and control*-Regimen mit ihren disziplinierenden, regulierenden und kontrollierenden Impulsen interpretiert (Feldman/Ticktin 2010; Pallister-Wilkins 2015). Die Berliner Notunterkünfte werden so als vorstrukturierte Reibungs- und Konflikt-räume betrachtet, deren räumliche und soziale Analyse die unterschiedlichen Rationalitäten und konfligierenden räumlichen Wissensbestände von AkteurInnen des Migrations- und Versorgungsregimes einerseits und den BewohnerInnen andererseits aufzeigt.

Viertens verwenden wir Catherine Brun und Anita Fabós' (2015) Konzeptualisierung von »home« als triadische Konstellation, um die miteinander verknüpften Implikationen des Sich-Einrichtens unter langwierigen und schwierigen Bedingungen von Flucht und Vertreibung zu beschreiben, die auch als permanenter Zwischenzustand (»permanent temporariness«, Yiftachel 2009) bezeichnet wird. Sie unterscheiden dabei zwischen »home« als alltäglicher Praxis, »Home« als einer Reihe von Werten und Traditionen, Erinnerungen und subjektiven Gefühlen von Zuhause und »HOME« als institutionalisierten Normen und Vorschriften, die bestimmen, wie die BewohnerInnen von Notunterkünften regiert, überwacht und diszipliniert werden. Auch wenn sich die Situation in den Berliner Notunterkünften von den großen Flüchtlingscamps des globalen Südens, die Brun und Fabós untersucht haben, qualitativ und quantitativ unterscheidet, hilft diese Differenzierung

die räumlichen Praktiken der Geflüchteten als das hybride Ergebnis der pragmatischen Aneignung der Bedingungen des neuen Asyl- und Ankunftsorts, entlang der Fluchtroute und der unter Umständen idealen Situation und Konzeption von Zuhause am vorherigen Wohnort vor der Flucht und des Kriegsbeginns zu verstehen. Gleichzeitig verkörpern die räumlichen Praktiken immer auch das jeweilige Aushandeln und Verhandeln mit den Gegebenheiten und Kontrollregimen, mit institutionellen und strukturellen Zwängen, wie sie etwa vom Berliner Verwaltungsregime produziert werden.

Dieser Beitrag führt zunächst kurz in den Kontext der Berliner Flüchtlingsunterbringungspolitik ein. Anschließend analysieren wir drei räumliche Situationen in denen Geflüchtete Unterkünfte in ein »Zuhause« verwandeln und die wir als Objektivierungen hybrider räumlicher Wissensbestände interpretieren, die in Bezug zum Herkunftsort sowie den während der Flucht und dem Ankommen in Berlin gemachten Erfahrungen stehen. Unter Verwendung von Brun und Fabós' Konzept von »home«, »Home« und »HOME« wird im Anschluss dargelegt, wie Geflüchtete ihre neue städtische Umgebung physisch und sozial wahrnehmen, sich an sie anpassen, sie aneignen und verändern und wie diese Prozesse des Sich-Einrichtens mit den humanitären Logiken und technokratischen Notfallmanagementansätzen der (temporären) Orte des Asyls kollidieren. Zuletzt werden die Ergebnisse hinsichtlich ihrer Praxisrelevanz und im Hinblick auf die Theorie der Refiguration (Löw/Knoblach 2019) reflektiert.

Während unserer ersten Feldforschungsphase vom Frühjahr 2018 bis zum Sommer 2019² führten wir sowohl Tiefen- als auch narrative Interviews und in den Alltag eingebundene Gespräche mit mehr als 30 BewohnerInnen in fünf ausgewählten Berliner Unterkünften. Die meisten unserer Interview- und ForschungspartnerInnen kamen nach einer längeren Flucht meist über die Balkanroute aus Syrien 2015 und 2016 in Berlin an. Zudem führten wir bereits seit 2017 Interviews mit Personen³, die zunächst über mehrere Monate in Ankunftszentren und Erstaufnahmeeinrichtungen, dann in Sam-

2 Die Feldarbeit unseres Teilprojekts »Architekturen des Asyls« des DFG Sonderforschungsbereiches 1265 »Re Figuration von Räumen« wurde von den beiden AutorInnen, dem Doktoranden Ayham Dalal, drei studentischen Hilfskräften und Studierenden, die zum Teil auch Arabisch sprechen, durchgeführt.

3 Während wir eng mit Geflüchteten aus Syrien zusammenarbeiteten (die Hälfte beschrieb sich als kurdische und palästinensische SyrerInnen), arbeiteten wir auch mit Menschen aus dem Irak, Iran und Afghanistan zusammen, da sie sich häufig mit den syrischen Geflüchte-

melunterkünften, dann wiederum in den damals neuen Tempohomes und schlussendlich seit 2019 in modularen Unterkünften in der ganzen Stadt untergebracht waren und teils mehrmals zwischen verschiedenen Tempohomes und modularen Unterkünften umziehen mussten oder denen es anschließend gelang, in Einzelwohnungen zu ziehen. Die Forschung konnte allerdings erst nach längerer Verhandlung mit den lokalen Behörden und in enger Zusammenarbeit mit SozialarbeiterInnen und verschiedenen Initiativen beginnen. Dabei wurde versucht, ein Sample zu erstellen, das sowohl verschiedene Bautypologien als auch unterschiedlich strukturierte Wohnumgebungen abdeckt. Die sechs Fallunterkünfte sind sowohl in innerstädtischen ethnisch und sozial gemischten als auch in weniger diversifizierten und eher randstädtisch gelegenen Quartieren angesiedelt. Während der Feldforschung begleiteten wir die BewohnerInnen durch ihren Alltag innerhalb und außerhalb der Unterkünfte und kartierten und zeichneten gemeinsam mit ihnen diejenigen Räume und Orte, die räumlichen Anordnungen und Gegenstände, die für sie und ihr Zuhause und das SichEinrichten wichtig waren. Darüber hinaus sprachen wir mit SozialarbeiterInnen, Sicherheitskräften und den Betreibern, wie auch mit den zuständigen PlanerInnen und ArchitektInnen, um ihre Ideen, Vorstellungen, Visionen und Leitbilder, wie auch damit verbundenes räumliches Wissen, Planungs- und Organisationspraktiken zu analysieren. Ebenso wie die Unterkünfte selbst, wurden auch die InterviewpartnerInnen theoretisch gesampelt; dabei wurde versucht, demografische Auskünfte zu erheben, um stereotypisierende Aussagen und Kategorisierungen zu vermeiden. Aufgrund der hohen Fluktuation in den Unterkünften entschieden wir uns für die iterative *grounded theory* Methode nach Barney Glaser und Anselm Strauss (2017 [1967]), für das Sampling von Standorten und InterviewpartnerInnen, der Datengenerierung, -analyse und -interpretation. Damit wurde methodisch, aber auch forschungsethisch ermöglicht, die subjektiven, räumlichen Praktiken und das subjektive Wissen der Geflüchteten selbst in den Mittelpunkt der Forschung zu stellen. Somit wurden sozialwissenschaftliche qualitative Methoden mit räumlichen Erhebungsmethoden aus der Architektur- und Stadtforschung kombiniert, wodurch die physischen, materiellen, sozialen und symbolischen Aneignungsprozesse der Geflüchteten in ihren global-lokalen Alltag

ten die Unterkünfte und teils auch einzelne Containerunterkünfte teilten und wir sie nicht von unseren Aktivitäten ausschließen wollten.

integriert erhoben und zugleich auch neue hybride Praktiken und Wissensbestände aufgedeckt werden konnten.

Ankommen in Berlin. Die Unterbringungspolitik von Geflüchteten in Berlin seit 2015 und die damit verbundenen Organisations-, Management und Planungsansätze

Seit 2016 wird die Unterkunft und Versorgung von Geflüchteten in Deutschland auf kommunaler Ebene organisiert und verwaltet, wobei die politischen und gestalterischen Reaktionen und Spielräume der einzelnen Städte sehr unterschiedlich ausfallen und ausgelegt werden. In Berlin beginnt die Unterbringung zunächst in Erstaufnahmeunterkünften bzw. »Ankunftszentren«, die vom Landesamt für Flüchtlingsangelegenheiten (LAF) verwaltet werden, welches danach die Neuankommenden den Bezirken und bestimmten Unterkunftsformen zuteilt (LAF 2017). Von den rund eine Million Geflüchteten, die 2015 nach Deutschland kamen, wurden etwa 55.000 in Berlin registriert. 2019 sind nach offiziellen Angaben 77.423 AsylbewerberInnen registriert (Bericht des Berliner Senats, 2018), von denen etwa 22.000 in offiziellen Flüchtlingsunterkünften untergebracht sind (LAF 2019). Seit 2015 wurden die bürokratischen Versorgungsroutinen und Unterbringungsstrategien in Berlin stark weiterentwickelt. Während zu Beginn viele Geflüchtete in Notunterkünften (darunter kommunale Gebäude wie Schulen, Sporthallen, leerstehende Verwaltungs- und Industriegebäude, Hotels, Hostels, Pensionen oder Notzelte) untergebracht wurden, gelang es durch einen organisatorischen Neustart durch Gründung des LAF schließlich, die Unterbringung von Geflüchteten und Asylsuchenden durch temporäre Containerlösungen zu »normalisieren« (LAF Interview 2018). 2016 wurden erstmals Container in sechs sogenannten LaGeSo-Dörfern für 2.200 BewohnerInnen eingesetzt (oft auch als Containerdörfer bezeichnet). Da sich diese Lösung als unzureichend und sehr kostspielig erwies, begann das LAF mit einer weiteren, verbesserten Container-basierten Gestaltungslösung für 18 weitere Standorte – den sogenannten Tempohomes. Im Gegensatz zu den zweistöckigen LaGeSo-Dörfern waren die Tempohomes einstöckig und basierten auf kleinen wohnungsähnlichen Einheiten aus jeweils drei Containern mit integrierter Kochgelegenheit und Bad. Später wurden auch Vordächer und Außeninfrastruktur wie Spielplätze oder Gemeinschaftseinrichtungen zu einem Designstandard. Alle 24 Berliner Standorte sind zudem

von Zäunen umgeben und werden von Sicherheitskräften von unterschiedlichen unabhängigen Dienstleistern mit kurzfristigen Managementverträgen bewacht. Gemäß den Vorschriften für die vorübergehende Nutzung wurden die Standorte zunächst für drei Jahre genehmigt. Während des Erstellens dieses Artikels Anfang 2020 zeigte sich jedoch, dass die Genehmigungen für viele Standorte um weitere Jahre verlängert wurden (LAF Interview 2019), sodass die Zukunft weiterhin ungewiss bleibt. Ein Grund für die Ausnahmegenehmigungen zum Weiterbetrieb liegt darin, dass langlebigere Wohnraumlösungen für Geflüchtete (sogenannte MUFs; Modulare Unterkünfte für Geflüchtete), die bereits seit 2016 konzipiert wurden, deutlich in Verzug gerieten. Die Politik der Abtrennung und Einzäunung sowie die oft dezentralen und schlecht angebundenen Lagen von Flüchtlingsunterkünften wurden in Berlin kontrovers diskutiert. Von AktivistInnen und PlanungsexpertInnen wurde unter Verwendung des Begriffs »campization« (Kreichauf 2018) auf die Spannungen mit den umliegenden Nachbarschaften hingewiesen, die diese Isolation und Exponierung befördere. Tatsächlich gab es am häufigsten Feindseligkeiten an den Standorten, an denen Tempohomes oder LaGeSo-Dörfer in Nachbarschaften von überwiegend einkommensschwachen BewohnerInnen mit Infrastruktur- und Versorgungsmängeln angesiedelt waren. All diese Faktoren trugen deutlich zu dem Zustand der »permanent temporariness« (Yiftachel 2009) bei, der einen einschränkenden und disziplinierenden institutionalisierten Kontext von »HOME« beschreibt (Brun/Fabós 2015).

Homemaking als explizit räumliche Praxis

Im Folgenden ziehen wir die drei Dimensionen »home«, »Home« und »HOME« von Brun und Fabós (2015) zur Analyse von drei konkreten räumlichen Praktiken heran. Im ersten Fall wird analysiert, wie eine geflüchtete Familie die alltäglichen Essensroutinen in einer vormöblierten Containerwohnung im LaGeSo-Dorf Ostpreussendamm aushandelt. Der zweite Fall zeigt verschiedene Praktiken der räumlichen Aneignung, bei der die Eingänge zu den Containerwohnungen im Tempohome in der Wollenberger Straße mit einem Garten, Bänken und Bildschirmen umgestaltet werden. Diese Praktiken des *homemakings* und der persönlichen Aneignung des temporären Zuhauses rufen immer wieder Konflikte mit den Regeln und Vorschriften des Tempohome-Managements hervor, was als Konfliktverschiebung im

Kontext größerer Aushandlungen um Zugehörigkeit und Akzeptanz gedeutet werden kann. Im dritten Fallbeispiel analysieren wir den Versuch von BewohnerInnen im Tempohome Columbiadamm, sich verschiedene Teilräume und Dimensionen des öffentlichen Raums anzueignen, was immer wieder mit den formalen Bestimmungen, Regelwerken und Gestaltungsansätzen für den öffentlichen Raum kollidiert. Alle drei Fälle zeigen, wie räumliches Wissen durch räumliche Praktiken geformt und neu konfiguriert wird.

Wie wird Privatsphäre im global-lokalen Alltag verhandelt? Fallbeispiel Tischroutinen und Essensorganisation

Die Gestaltungsrichtlinien für Tempohomes (LAF 2020) regeln die Aufstellungsanordnung von Containern, sowie die Positionierung von Eingangsportalen, Türen, Fenstern sowie allen Inneneinrichtungselementen. Drei Container sind jeweils zu einer Wohneinheit zusammengefasst, die aus einer Zentraleinheit mit Eingang, Kücheneinrichtungen und Bad/Toilette besteht mit je einer Tür nach links und rechts zu je einem Container, mit Einzel- oder Etagenbetten, einem kleinen Tisch und Metallschränken. Dieser Container-Cluster ist das Resultat eines ersten Lernprozesses der zuständigen Behörden seit 2015 und soll den BewohnerInnen mehr Privatsphäre, Sicherheit und wohnungsähnliches Leben ermöglichen und somit ihren Integrationsprozess fördern. Dieses »HOME« (Brun/Fabós 2015) umfasst strikte Vergaberichtlinien, die festlegen, ob eine Einheit an eine Familie übergeben oder als gemeinsame Einheit von einzelnen Erwachsenen genutzt wird. Diese Regeln legen auch fest, dass alle Möbel innerhalb der Einheit verbleiben müssen, egal ob diese genutzt werden oder nicht. Allerdings gelang es den BewohnerInnen, die Containersettings umzuwandeln und an ihre persönlichen Bedürfnisse, an ein »Zuhause« anzupassen. Einige beschlossen, die Betten in einen Container zu tragen, der so zu einem gemeinsamen Schlafzimmer wurde, und den anderen Container als Wohnzimmer zu nutzen. Den BewohnerInnen wird allgemein von Dekoration und zusätzlichen Möbeln abgeraten, wobei die lokalen Betreiber die Regeln auch jeweils abweichend auslegen, und es finden unangekündigte Kontrollbesuche statt, die in einigen Fällen mit Geldstrafen verbunden sind. Dennoch beobachteten wir räumliche Aneignungspraktiken in Form vielfältiger und ausgefallener Dekoration und Einrichtung.

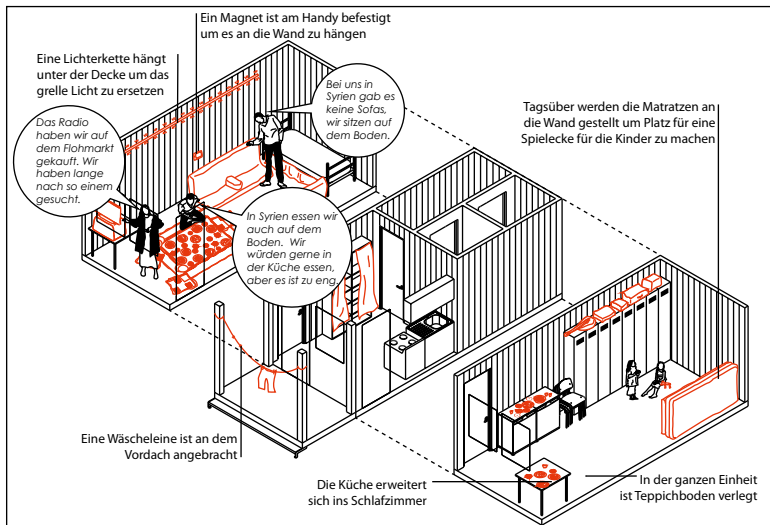


Abb. 1: Räumliche Ausstattung innerhalb eines Tempohomes. Darstellung: Architectures of Asylum Team | Technische Universität Berlin 2019.

Die meisten der beobachteten alltäglichen Aktivitäten finden aus Mangel an adäquaten Möbeln und Platz im Container auf dem Boden oder auf den Stockbetten statt und werden durch Improvisationen und geschicktes Umbauen und Arrangieren mit den räumlichen und materiellen Gegebenheiten durchgeführt (Abb. 1). Dadurch entstehen flexible, räumliche Mehrfachnutzungen: Ein Bett wird zum HausaufgabenMachen, Essen, Plaudern, zum Bügeln und Falten von Kleidung und zum Spielen benutzt; Kleidung und Papiere werden unter Matratzen gelagert oder hängen an den oberen Etagenbetten, als Wäscheleinen werden Zäune und an die Container gespannte Schnüre im Freien verwendet. Soweit es die finanziellen Mittel erlauben, kaufen die BewohnerInnen Vorhänge oder zusätzliches Besteck, Teppiche, (Sitz-)Kissen und andere Möbel und Dekorationsartikel. Was für Außenstehende oft als Räume begrenzter Selbstbestimmung und Autonomie erscheinen mag, kann jederzeit durch unangekündigte Besuche von Sicherheitspersonal oder der Unterkunftsleitung, durch die Verhängung von Bußgeldern und Verboten, mit Demontage von Möbeln oder Dekoration unter Berufung auf die Brandsicherheit oder andere Verstöße gegen das Regelwerk und den Gestaltungscode der Unterkünfte ad hoc dekonstruiert werden. Wie sehr die räumlichen

und gestalterischen Vorgaben und Vorstellungen seitens des Senats, des LAFs und der Betreiber den Alltag der BewohnerInnen wie auch ihr Wohlgefühl negativ beeinträchtigen, zeigt sich darüber hinaus auch an der Dekoration seitens der Betreiber. So beschwerte sich eine Interviewpartnerin:

»Ich mag dieses Bild in meinem Zimmer nicht. Stellen Sie sich vor, dass wir hier nichts ohne die Erlaubnis der Sozialarbeitenden ändern dürfen! Deshalb wickle ich es in Plastikfolie ein, weil ich es nicht gerne sehe ... und wenn ich weiß, dass sie [die Sozialarbeitenden] zu Besuch kommen, entferne ich vorher einfach die Folie.«

Der oft harsche und komplizierte Aushandlungsprozess zwischen den Vorstellungen von »Home« und dem Regelkomplex von »HOME« zeigt sich insbesondere an der Organisation gemeinsamer Mahlzeiten in den Container-einheiten. Gegessen wird oft in größeren Gruppen, häufig lädt die in dem jeweiligen Containerkomplex wohnende Familie auch andere BewohnerInnen der Unterkunft zum Essen ein. Der vom LAF bereitgestellte Tisch ist allerdings nur für zwei Personen ausgelegt, nicht für eine größere Gruppe oder mehrköpfige Familien. Deshalb arrangieren BewohnerInnen in vielen Fällen die Möbel um, um auf dem Boden Platz zum gemeinsamen Essen zu schaffen und verschönern und polstern den Boden mit einem Teppich. Die BewohnerInnen erklären ihre räumliche »Lösung« oft als eine Mischung aus Pragmatismus – »wo sonst können wir essen« – und einer Vorstellung von »Home«, die sich auf ihr Zuhause in Syrien oder im Irak bezieht: »Wir haben früher auf dem Boden gegessen und tun dies auch hier, damit wir uns zu Hause fühlen«. In den Interviews und Besuchen in den Containern während der Essenszeiten äußern sich die BewohnerInnen jedoch auch beschämt und betonen, dass sie »gerne wie Deutsche alle an einem Tisch essen würden«, und versuchen tatsächlich, dies wo immer möglich zu tun. Parallelen zu Routinen und Alltagsleben deutscher Familien werden in den Erzählungen um momentane Einrichtungen und Zukunftsaspirationen über ein Zuhause in Berlin häufig gezogen. In den Interviews werden dabei immer wieder die deutschen Fahnen gezeigt, mit welchen der Container dekoriert ist. Auch betonten die InterviewpartnerInnen, dass sie »früher« immer schon zusammen gegessen haben und frustriert sind, dies im Container nicht tun zu können. In vielen Fällen schienen sich die Essensarrangements täglich oder wöchentlich zu ändern. Wir interpretieren dies nicht nur als einen Konflikt zwischen dem Wunsch nach Selbstversorgung und institutionellen Zwängen, sondern auch hin-

sichtlich der dynamischen, sich immer weiterentwickelnden Vorstellungen von »Home« als destabilisierte hybride Mischung aus vergangenen und neuen Erfahrungen, Erinnerungen, Traditionen und dem Streben nach Emanzipation und Status in der neuen Umgebung. Die konkrete räumliche Organisation von Mahlzeiten wird somit zu einem Prozess, durch den vergangene und gegenwärtige Identitäten miteinander abgeglichen und neu verhandelt werden (Abb. 2). Die Interviews zeigen auch wie sich die räumlichen Praktiken während des gesamten Aufenthalts stark verändert haben und weiter verändern, je nach Grad der (Un-)Gewissheit einer positiven Entscheidung über Asylantrag und Bleibeperspektive, nach Zugehörigkeitsgefühl und nach Aussicht auf eine alternative oder längerfristige Unterbringung in der aktuellen Unterkunft oder an anderen Standorten und Wohnformen in Berlin.



Abb. 2: Familienessen mit dem Tisch im Hintergrund in der Unterkunft Wollenberger Straße. Foto: Anna Steigemann/Philipp Misselwitz | Technische Universität Berlin 2019.

Neustrukturierung von Eingängen als Raumgewinnung und Raumaneignung

Die Container als erste, wenn auch nur zeitlich begrenzte »Wohnungen«, wie auch als erste städtische Teilräume, die von Geflüchteten angeeignet und geprägt werden, stellen mehr als nur Schutz- und Unterbringungsräume dar, da sie zugleich der wichtigste (Ankunfts-)Raum für die Erholung von der an-

strengenden und oft traumatisierenden Flucht und auch erste Berührungsräume/-orte am neuen Asylort sind. Sie sind wichtige städtische Ankunftsinfrastrukturen (vgl. Meeus et al. 2019; Steigemann 2019). Als solche sind sie Räume des ersten informellen sozialen Austauschs mit bereits bekannten oder verwandten, aber auch unbekannten Menschen in mehr oder weniger privater Umgebung. Das soziale Leben in und um die Container prägt den gesamten Ankunfts- und Integrationsprozess: Um dieses umso bedeutsamere soziale Leben in den Containern vor unangemeldeten Besuchen oder vor den neugierigen Blicken von PassantInnen zu schützen, versuchen viele der BewohnerInnen, Vorhänge an der Innenseite der Türen anzubringen, die Fensterläden herunterzulassen oder die Vorbauten zu verschließen. Dieser Sichtschutz ist besonders wichtig für diejenigen praktizierenden Muslima, die nur in privaten sichtgeschützten Räumen das Kopftuch ablegen (Abb. 3-7).



Abb. 3: Räumliche Aneignungen vor einem Tempohome. Foto: Anna Steigemann/Philipp Misselwitz | Technische Universität Berlin 2019.

Die Eingangsbereiche und kleinen Vorbauten vor der Eingangstür der Containerkomplexe, die erst 2017 vom LAF im Rahmen von Designanpassungen angebaut wurden, bieten weitere Möglichkeiten für räumliche Anpassungen und Aneignungen: Viele BewohnerInnen hatten die Vorbauten mit Decken

abgehängt oder Plastikfolien und -planen organisiert, um sie in Übergangsbereiche zwischen der »öffentlichen« Zufahrtsstraße und dem privaten Innenraum ihres Containers zu verwandeln (Abb. 3). Durch diese Raumgewinnungsstrategie werden zusätzliche Funktionsräume geschaffen auf Basis des bestehenden globalen (da an anderen Orten entwickelten) und vor Ort lokal neu entwickelten bzw. weiterentwickelten Raumwissens: glokale Räume.



Abb. 4-6: Raumaneignung durch den Garten mit seinem alten und neuen Standort, bzw. das eingeebnete Gelände nach Entfernung des ersten Gartens. Foto: Anna Steigemann/Philipp Misselwitz | Technische Universität Berlin 2019.



Abb. 7: Räumliche Aneignung durch das Aufhängen von Kleidung. Foto: Anna Steigemann/Philipp Misselwitz | Technische Universität Berlin 2018.

Die Vorstellungen und Erfahrungen mit früheren Zuhause-Orten lassen sich anhand der Umgestaltung und Nutzung der Vorbauten und Eingangsbereiche einerseits als zusätzliche materielle Infrastruktur, aber auch als Symbol von persönlichem Raumgewinn und -aneignung interpretieren: Ein Bewohner der Tempohomes in der Wollenberger Straße verwandelte den Vorbau und die angrenzenden Grünflächen in einen kleinen kunstvoll angelegten und eingezäunten Garten, der ihn an sein Haus in Syrien erinnern sollte. Allerdings verlangten der Sicherheitsdienst und die Verwaltung der Unterkunft die Beseitigung des Gartens unter Hinweis auf die Brandgefahr durch die Versperrung der Tür und das Holzmaterial, das für den Zaun und die verlängerte Pergola verwendet worden war, bereits kurz nachdem er errichtet worden war. Nachdem der Bewohner sich weigerte, seinen mühsam angelegten Garten, der zum Treffpunkt für viele der BewohnerInnen geworden war, zu beseitigen, handelte er mit dem Betreiber der Unterkunft einen Kompromiss aus. Schließlich durfte er seinen Garten einige Meter von seinen Containern entfernt neu aufbauen. Allerdings musste er später selbst auch nochmals innerhalb der Unterkunft umziehen und nochmals verhandeln, dass er seinen Garten neu aufbauen und bepflanzen durfte. Mit jedem Umzug und jeder neuen Aushandlung erhielt der Garten neue Funktionen und Details, auch durch zusätzliche Materialien, die schrittweise an den jeweiligen Standort transportiert werden konnten. Auch aufgrund der zunehmenden Professionalisierung und seiner Funktion als sozialer Treffpunkt wagte es die Unterkunftsverwaltung schlussendlich nicht mehr, den Garten, trotz des Verstoßes gegen offizielle Regularien, infrage zu stellen. Für den Bewohner aber stellte der Bau und die spätere Verteidigung seines kleinen Gartens einen wichtigen Akt der Emanzipation, autarken Handelns, teilweise gewonnener Autonomie und Durchsetzens seiner Bedürfnisse und Rechte dar (Abb. 4-6).

Räumliche Aneignung, Gestaltung und Beanspruchung alternativer und zusätzlicher öffentlicher Räume in den Unterkünften

Das Containerdorf Columbiadamm ist bei Weitem das größte Tempohome Berlins: Hier waren bis Ende 2019 bis zu 1024 Personen in 256 »Container-Appartements« (LAF 2018) untergebracht.⁴ Die meisten BewohnerInnen sind aus Afghanistan, Irak und Syrien geflohen. Das fünf Quadratkilometer große Gelände ist vom benachbarten Erstkunftscenter im ehemaligen Flughafengebäude und dem restlichen Flughafengelände und Feld, das als öffentlicher Park und Sportplatz genutzt wird, abgezaunt (LAF 2017). Durch die angrenzende öffentliche Grünfläche des Tempelhofer Flugfelds sind die Container stark den Blicken der PassantInnen und andern Parkbesuchenden ausgesetzt, weswegen viele der BewohnerInnen versuchten, Schirme und andere Sichtschutzmaßnahmen zu installieren. Die meisten BewohnerInnen empfinden den Zaun als umso mehr das Sozialleben exponierend, als Trennung zwischen drinnen und draußen, zwischen einem »Wir« und »Ihr«, einem »Ausnahmestand« und der »normalen Stadt«, zwischen temporär und langfristig, einem »kontrollierten« und »freien Leben«. Aufgrund der exponierten Lage und Größe hat das LAF spezielle und kostspielige »Innovationen« bewilligt, die umfangreiche Holzterrassen zur Abdeckung von Kabeln sowie Wasser- und Heizungsleitungen zwischen den Containern und Möbel für den öffentlichen Raum wie Pergolen, Sitze und Bänke umfassen. Diese gut gemeinten Gestaltungsinnovationen sollen die Außenräume der Unterkunft humanisieren und neue Aufenthaltsräume außerhalb der Container schaffen, welche jedoch kaum angenommen werden – insbesondere aufgrund des hohen Sichtbarkeitsgrades und dem gefühlten Beobachtet- oder »Angestarrtwerdens«, wie es eine Bewohnerin nennt. Im Vergleich zu anderen sichtgeschützteren Unterkünften werden daher in diesem Containerdorf die neuen Holzverkleidungen und Pergolen auch nur wenig in den Alltag integriert und angeeignet, wie etwa indem Wäsche dort aufgehängt wird oder die Holzbauten als zusätzliche Stauräume umgebaut werden.

4 Ende 2019 wurde das Containerdorf »freigeräumt«. Da dies sehr schnell und ohne lange Vorankündigung geschah, konnten die AutorInnen nur zu einem Teil der InterviewpartnerInnen Kontakt halten, die in verschiedene andere Gemeinschaftsunterkünfte in Berlin verlegt wurden. Größtenteils wohnen sie nun in »Modularen Unterkünften für Flüchtlinge« (MUFs).

Auf die Frage, warum die aufwendig gestalteten Außenräume so wenig angenommen werden, erklärte das Verwaltungsteam, dass Personen, die jetzt in dieser Containersiedlung leben und die in den drei Jahren zuvor in den Notunterkünften keine Tür hinter sich schließen konnten, auch keine Selbstständigkeit und freie Aneignung kennen würden. Laut den interviewten Verwaltungsmitarbeitenden, »verbrachten [sie] Jahre in Notunterkünften und wurden dort zu völlig abhängigen Menschen gemacht«. Der neue Entwurf für die Tempohomes soll dazu beitragen, dass die BewohnerInnen wieder zu »unabhängigen, autonomen und verantwortungsbewussten Menschen [...] gemacht werden sollen«, wie eine Sozialarbeiterin anmerkte. Aber auch in den Tempohomes wird dieses Paradigma der top-down-»Erziehung« und »Sozialisierung« der BewohnerInnen zu »verantwortungsbewussten BürgerInnen« (Sozialarbeiterin) fortgesetzt, wenn auch in räumlich (vermeintlich) humaneren und großzügigeren Designlösungen. Die im Vergleich zu den Erstaufnahmeeinrichtungen klareren und »ansprechenderen« (Verwaltungsmitarbeiterin) Designlösungen ermöglichen den BewohnerInnen zwar zum Teil mehr Rückzug, die Container – die zum Teil mit fremden Personen geteilt werden müssen – intensivieren allerdings auch den Grad an Kontrolle und Disziplinierung im Lager. Wirkliche Räume für Selbstversorgung und Aneignung sind somit weiterhin kaum vorhanden. Plakate und Schilder auf den leeren Plätzen und Podesten auf dem Tempohome-Gelände Columbiadamm listen die allgemeinen Verhaltensregeln und viele Verbote auf. Für jede Art von Dienstleistungen, Schulungen, Weiterbildung, Angeboten, Reisen müssen sich die BewohnerInnen immer wieder neu in den Verwaltungscontainern auf dem Gelände registrieren lassen, oft verbunden mit längeren Wartezeiten. Externe BesucherInnen müssen dort angekündigt und ihre Personalausweis- oder Passnummer im Voraus eingereicht werden, bevor sie das Gelände betreten und die BewohnerInnen in ihren Tempohomes besuchen dürfen. Dies behindert, fragmentiert und unterbricht nicht nur den Alltag inner- und außerhalb der Unterkünfte, sondern macht den BewohnerInnen immer wieder bewusst, dass sie keine »normalen Stadtbewohnenden« sondern »stark kontrolliert und überwacht« sind (Columbiadamm-Bewohner). Dagegen wäre die Möglichkeit, Besuch zu bekommen und zu bewirten für viele BewohnerInnen ein zentraler Bestandteil eines Zuhauses. Nicht nur, dass die Containerkomplexe kaum Raum für Bewirtung und das Empfangen von Gästen ermöglicht, auch die aufwendige

Ankündigung und Dokumentation von Gästen verhindert eine Normalisierung des Alltags und des Zuhause-seins in den Tempohomes.

Während unserer Feldforschung in allen Berliner Unterkünften erfuhren wir durch Beobachtungen und Berichte, wie SozialarbeiterInnen BewohnerInnen belehrten und in deren Alltagsleben mit disziplinierenden Sätzen eingriffen: »... so wird es hier gemacht«, »... so machen wir es hier«, »du musst ... machen ...« oder »du darfst das nicht machen«. Die SozialarbeiterInnen und die Ehrenamtlichen unterstützen die Geflüchteten zwar auch bei der Bewältigung der Papierarbeit, der alltäglichen Versorgung und der Bewältigung des Alltags innerhalb und außerhalb der Unterkunft, aber ihre Präsenz und ihr oftmals pädagogisierender und disziplinierender Ton stören auch die Entwicklung eigener Alltagsroutinen, der Privatsphäre, des Wohlbefindens und der Sicherheit. Die eigentlich gut gemeinten, offen gestalteten, aber leeren und unbelebten »öffentlichen« Räume der Unterkünfte mit ihren Regel- und Verbotsschildern gekoppelt mit der Präsenz und dem disziplinierenden Verhalten der SozialarbeiterInnen und des Sicherheitspersonals generieren so eine stark institutionalisierte Struktur von »HOME« (Brun/Fabós 2015): Ein Zuhause als »HOME« kommt hier als ein disziplinierendes Gestaltungs- und Verwaltungskonzept zum Tragen, das den Spielraum für Selbstversorgungspraktiken erheblich einschränkt. Dementsprechend dienen die Container dann auch als zwar räumlich angeeignetes, aber mit wenig Emotionen und Zugehörigkeit belegtes Zuhause: als wichtige Infrastruktur für die Ankunft in der Stadt, die ein wenig Schutz, Sicherheit, Entspannung und Privatsphäre ermöglicht, aber eben nicht als emotionales Zuhause. Das uneingeschränkte Ankommen auf kognitiver, emotionaler und praktisch-physischer Ebene wird eingeschränkt, obwohl die SozialarbeiterInnen als offizielle »soziale Ankunftsinfrastruktur« gerade ja auch dieses Ankommen und Einleben und vor allem »die Integration« in die Stadt erleichtern und unterstützen sollen (Meeus et al. 2019; Simone 2004, 2009).

Die von offizieller Seite oft genannte »Passivität von traumatisierten UnterkunftsbewohnerInnen« wird an den untergenutzten und leeren Freiräumen der Unterkünfte festgemacht. Dagegen sehen wir die räumlichen Praktiken der Aneignung und resultierenden refigurierten Räume als viel diffiziler und subtiler und eben nicht den ursprünglich von Betreibern und Sozialarbeitenden vorhergesehenen Nutzungen entsprechend. Diese quasi-öffentlichen Räume werden für den Alltag anders genutzt als vorgesehen, nämlich als »private« Erweiterung der Tempohomes oder als funktionale

Zusatzräume jedoch nicht unbedingt für das geplante Sozialleben. So fand zum Zeitpunkt unseres ersten Besuchs im Tempohome Columbiadamm eine lebhaft Diskussions über weitere soziale Treffpunkte in den Unterkünften statt. Die Jugendlichen im Camp forderten eigene Räume und eine jugendgerechtere Infrastruktur: Räume und Orte, um sich auch ohne elterliche Überwachung oder Anwesenheit von Erwachsenen zu treffen, sowie eigene Räume für von ihnen initiierte oder gewünschte Aktivitäten, außerhalb der stark reglementierten und überwachten »öffentlichen« Räume zwischen den Containern. Auf der Suche nach weiterer Unterstützung wandten sich die Sozialarbeitenden und Jugendlichen an uns als ArchitektInnen, was zu einem gemeinsamen Bauworkshop führte. Es wurden Möbel und Pflanzkästen aus Holz für den privaten Gebrauch, für das zu eröffnende Café mit Spielecke sowie für das geplante Jugendzentrum gebaut, das nach Verhandlungen der Jugendlichen mit dem Betreiber am Rand des Geländes, außerhalb des Sichtfelds von Erwachsenen, entstehen sollte. Diese Bauworkshops halfen uns auch die konkreten räumliche Aneignungspraktiken *hands-on* und in Zusammenarbeit mit den BewohnerInnen zu erheben.

Fazit – Homemaking und Ankunftsinfrastrukturen in global-lokalen, temporären und dennoch alltäglichen urbanen Kontexten

Das fortlaufende Neuarrangement und Umbauen, das Dekorieren, das Aushandeln von etablierten und neuen Alltagsroutinen, das Empfangen von Gästen, das Anlegen eines Gartens, das Erkämpfen und Einrichten eines Jugendzentrums zeigen wichtige Aspekte und Dimensionen des Zuhauseemachens in refigurierten Räumen auf. Diese räumlichen Zuhauseemachen- und Sich-Einrichten-Praktiken müssen zugleich als räumliches Wissen, welches in verschiedenen Kontexten (polykontextural) und an unterschiedlichen Orten (translokal) angeeignet wurde, verstanden werden. Dabei stellt die materielle Dimension des Aushandlungsprozesses nicht nur eine Folge der sich verändernden sozialen Beziehungen dar, sondern ist zugleich ein untrennbarer Teil dessen, was wir als konkrete räumliche Praxis bezeichnen. Diese räumlichen Aneignungs- und Anpassungsprozesse spiegeln zudem auch immer die sich verändernden sozialen Beziehungen und Machtkonstellationen innerhalb und außerhalb der Flüchtlingsunterkünfte wider.

Trotz der in die Flüchtlingsunterkünfte materiell und sozial eingeschriebenen Temporalität, refigurieren diese alltäglichen Raumpraktiken der Geflüchteten die Container zu bedeutenden und zum Teil auch langfristigen alltäglichen Räumen (vgl. Hart et al. 2018; Brun/Fabós 2015; Löw/Knoblach 2019). Als routinisierte Räume der Alltagspraxis sind sie immer auch Räume, in denen bestehendes Raumwissen auf neue Erfahrungen stößt, mit diesen abgestimmt werden muss und so ebenfalls refiguriert wird. Oft resultiert dies in sehr hybriden Raumpraktiken, die wiederum den global-lokalen Alltag der Geflüchteten prägen. Die hier diskutierten räumlichen Praktiken lassen sich dann auch als Manipulationen an den grundlegenden Elementen der gebauten Ordnung lesen, die zu mehrdeutigen Anordnungen führen, die als signifikante Räume irgendwo zwischen einem Zuhause und einem vollständig kontrollierten Asylsystem verortet werden können.

In Anlehnung an Michel De Certeau (1985: 142) werden die *homemaking*-Erzählungen von Geflüchteten und die beobachteten räumlichen Praktiken, die sich immer wieder neu aus verschiedenen Fragmenten der globalen und lokalen Welt zusammensetzen und in unterschiedliche Macht- und Wissensordnungen eingebettet sind, als »provisorisch« verstanden: AkteurInnen stützen und berufen sich provisorisch auf eigene urbane und räumliche Erfahrungen und daraus generierte Wissensbestände, auch aufgrund der mangelnden Unterstützung und der offiziellen Ankunftsinfrastrukturen. Diese haben sie als hoch mobile globale und zugleich lokal-urbane Akteure zuvor und zugleich an verschiedenen Orten und in verschiedenen Räumen, und damit polykontextural gesammelt. Wir plädieren daher dafür, dieses oft sehr implizite und unausgesprochene, aber immanent wichtige Stadt- und Raumwissen als zentrale Grundlage für das Ankommen, Zuhause machen, SichEinrichten und damit den Integrationsprozess stärker zu berücksichtigen und zu würdigen.

Die triadische Konstellation von »home«, »Home« und »HOME« (Brun/Fabós 2015), die von uns als konzeptioneller Rahmen benutzt wurde, ermöglicht ein genaueres Verständnis darüber, wie konkrete räumliche Praktiken durch die multiplen und zum Teil ebenfalls polykontexturalen Modalitäten und Dimensionen des Zuhause machens und SichEinrichtens geprägt werden und wie konkrete räumliche Praktiken die Verhandlung von Widersprüchen und Konflikten zwischen diesen Dimensionen des *homemakings* deutlich machen.

Zuhause als »HOME« wird von den oft technokratisch operierenden Dienstleistern des Notfallmanagements ganz anders als aus Sicht der Bewohnenden verstanden, was sich in Maßnahmen, Regelwerken, Statuten, der konkreten Planung, Ordnung und den Regeln und Normen für das Zusammenleben und Wohnen in den Unterkünften widerspiegelt. So prallen die räumlichen Praktiken des *homemakings* der Geflüchteten auch immer wieder mit den »top-down« (Verwaltungsmitarbeiterin) Praktiken und Planungen der staatlichen Akteure aufeinander. Die Praktiken des Sich-Einrichtens und Zuhauseemachens der BewohnerInnen der Unterkünfte entsprechen oft nicht diesen Normen und Regeln und werden illegalisiert. Sie finden oft in Grauzonen statt, die immer wieder von der jeweiligen Toleranz der Betreiber, des Sicherheitspersonals und der Sozialarbeitenden abhängen. Manchmal führen die Einschränkungen des Migrationsregimes auch zu höchst prekären Vorstellungen und Praktiken von »home«, die letztlich in einem stark regulierten und institutionalisierten Raum in einem permanenten Schwebezustand stattfinden (Yiftachel 2009). In Anbetracht dieser Prekarität argumentieren Jason Hart et al. (2018: 377), dass

»home-making in such a setting will [not] necessarily result in acceptable, let alone desirable, long-term living conditions. Accommodation to current circumstances may be the most that is achieved for most. While refugees may reside for years in conditions of permanent temporariness and their lives become routinized, their displacement continues to constitute a situation of chronic crisis.«

In einigen Fällen können Selbstversorgungs- und Anpassungspraktiken helfen, sich auf ein Leben außerhalb der Unterkunft oder des Notfallzuhausees vorzubereiten. Viele InterviewpartnerInnen betonten ihre Fähigkeiten, eigenständig Netzwerke und Zugänge zu Bildung, Sprache, informeller oder formeller Beschäftigung herzustellen und »unternehmerisch« zu denken und zu handeln – wenn man sie nur lassen würde. Das bedeutet, dass die grundlegenden Aktivitäten und Prozesse, die Geflüchteten helfen würden, sich ein Zuhause zu errichten, in Wechselwirkung mit und in starker Abhängigkeit von den Vorstellungen staatlicher Akteure über Ankunft und Zuhause stehen. Beides zusammen bildet das, was wir »Ankunftsinfrastrukturen« nennen: Infrastrukturen, die von Geflüchteten und staatlichen Akteuren gleichermaßen mitproduziert werden und nicht nur die Ankunft

in den Unterkünften, sondern auch die Ansiedlung und Eingliederung in die weitere Stadt prägen (vgl. Meeus et al. 2019, Steigemann 2019).

Die Herstellung und Refiguration von Räumen implizieren immer auch Hierarchien und Distinktionen, was insbesondere bei der Gestaltung und Organisation von Flüchtlingsunterkünften sehr deutlich wird. Wir haben jedoch auch festgestellt, dass die alltäglichen räumlichen Praktiken und der global-lokale Alltag von Geflüchteten diese Hierarchien und Trennungen infrage stellen und verändern und sie sich Räume für, aber vor allem *durch* das alltägliche Leben aneignen. Das *homemaking* in Flüchtlingsunterbringung, als behelfsmäßiges selbst gestaltetes Zuhause durch alltägliche räumliche Praktiken von Geflüchteten, kollidiert also mit dem technokratischen Migrationsregime mit seinen offiziellen stark regulierend-kontrollierenden Architekturen (Cranston 2018). Unsere Forschung zeigt, wie wichtig es ist, die translokale Dimension von Praktiken des *homemakings* zu verstehen, wobei stets verschiedene Bestände von räumlichem Wissen mobilisiert und hybridisiert werden. Weil diese Raumpraktiken auf Raumwissensbestände zurückgehen, die an früheren Wohnorten und in unterschiedlichen Wohnformen entwickelt wurden, wird durch die räumliche Belebung der Container und Unterkünfte ein »Hier« und »Dort«, ein »Nah« und »Fern«, ein »Jetzt« und »Damals« geschaffen. Die meisten InterviewpartnerInnen sprechen von »damals in Syrien, Homs, Aleppo, Damaskus ...«, »damals«, »zu Hause«, »normalerweise«, »wie wir früher«, »wie ich/wir es tun würde/würden, wenn ...«, »früher«, »wir lebten früher wie ...«, wenn sie erklären, wie sie sich in den Unterkünften einrichten (könnten/dürften). Dieser Prozess der Verortung deutet auf eine konkrete Aneignung von Raum hin. Somit schaffen räumliche Praktiken eine mobile Organizität der Umgebung und ermöglichen Kommunikation – mit den anderen Menschen, dem Raum und den Artefakten in der Umgebung. Daher plädieren wir dafür, dass Wohnräume für Geflüchtete – als sehr wahrscheinlich langfristige BewohnerInnen Berlins – auf die räumliche Aneignung dieser ausgerichtet sein sollten, da sie als raum-zeitliche Ankunftsräume wichtige Infrastrukturen darstellen, die Integration und sozialen Zusammenhalt fördern können. Dafür benötigen wir eine genauere Betrachtung der sozialen und räumlichen Praktiken und der Orte, die für das Alltagsleben relevant sind, und müssen diese bei der Gestaltung und Entwicklung von Flüchtlingsunterkünften als inhärent städtische Räume stärker berücksichtigen.

Die räumlichen Aneignungen innerhalb der Berliner Flüchtlingsunterkünfte zeigen, wie diese bereits als »Ankunftsinfrastrukturen« (Meeus et al. 2019; Steigemann 2019) funktionieren, wenn auch in eher unbeabsichtigter und oft konfliktträchtiger Weise. Die in späteren Tempohome-Strukturen sowie in der Unterkunft Columbiadamm eingeführten Gestaltungsinnovationen erhöhen zwar in der Tat die Regeln und Vorschriften und reduzieren die Räume der Selbstversorgung weiter. Wenn wir aber die Möglichkeiten, selbstbestimmt einen »sense of home« (Low/Altman 1992) zu entwickeln, nicht nur als entscheidend für die Wiedererlangung der individuellen Rechte, Würde und Eigenverantwortung ansehen, sondern auch für die Stärkung der sozialen Kohäsion und Inklusion in der Stadt, dann sollten politische EntscheidungsträgerInnen die räumlichen Aneignungen in Unterbringungen nicht als Belästigung und Störung, sondern als einen der entscheidendsten Schritte im Ankunftsprozess anerkennen. Es bleibt dennoch die Frage, wie sich alternative Politik- und Gestaltungsansätze umsetzen ließen. Ein wichtiger Ansatzpunkt kann die aktive Förderung von Raumproduktion anstelle von Unterdrückung und/oder Ästhetisierung von Teilhabe sein. Durch das Pflanzen einer Tomate, durch die Benutzung der Zäune als Wäscheleine, durch das Stapeln von Matratzen zu einem Sofa oder durch das Anlegen eines Gartens vor den Containern machen die BewohnerInnen ihre Wohnräume wohnlich, können normalisierende Alltagsroutinen entwickeln und schaffen sich ein Zuhause – wenn auch nur für eine unvorhersehbare temporäre Zeitspanne. Weniger Kontrolle und Disziplinierung, mehr Freiraum für die Ko-produktion von privaten und öffentlichen Räumen im Rahmen transparenter Regeln könnten die Unterkünfte in produktivere Ankunftsinfrastrukturen verwandeln, die in Einklang mit und nicht im Gegensatz zu den vielfältigen Ankunftsinfrastrukturen stehen, die ohne Planungsgrundlage in der Stadt jenseits eingezäunter und abgegrenzter Flüchtlingsunterkünfte entstehen.

Literatur

- Achilli, Luigi (2015): *Syrian Refugees in Jordan: A Reality Check*. Policy Brief 02, Firenze: EUI Migration Policy Centre.
- Agier, Michel (2008): *On the Margins of the World: The Refugee Experience Today* (engl. Ausgabe). Cambridge: Polity Press.

- Agier, Michel (2010): Humanity as an Identity and Its Political Effects (A Note on Camps and Humanitarian Government). In: *Humanity: An International Journal of Human Rights, Humanitarianism, and Development*, Jg. 1, Nr. 1, S. 29-45.
- Agier, Michel (2011): *Managing the Undesirables: Refugee Camps and Humanitarian Government*. Cambridge: Polity Press.
- Agier, Michel (2016): Afterword: What Contemporary Camps Tell Us about the World to Come. In: *Humanity: An International Journal of Human Rights, Humanitarianism, and Development*, Jg. 7, Nr. 3, 459-468.
- Ahmed, Sara (1999): Home and Away: Narratives of Migration and Estrangement. In: *International Journal of Cultural Studies*, Jg. 2, Nr. 3, S. 329-347.
- Al-Kilani, Saleh (2014): A duty and a burden on Jordan. In: *Forced Migration Review*, Nr. 47, S. 30-31.
- Brun, Catherine/Fabós, Anita (2015): Making Home in Limbo: A Conceptual Framework. In: *Refuge*, Jg. 31, Nr. 1, S. 5-17.
- Cranston, Sophie (2018): Calculating the migration industries: knowing the successful expatriate in the Global Mobility Industry. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, Jg. 44, Nr. 4, S. 626-643.
- Dalal, Ayham/Darweesh, Amer/Steigemann, Anna/Misselwitz, Philipp (2018): Planning the Ideal Refugee Camp? A Critical Interrogation of Recent Planning Innovations in Jordan and Germany. In: *Urban Planning*, Jg. 3, Nr. 4, S. 64-78.
- De Certeau, Michel (1985): Practices of space. In: Blonsky, Marshall (Hg.): *On signs*. Baltimore, MD: Johns Hopkins Press, S. 122-145.
- Douglas, Mary (1991), The Idea of a Home: A Kind of Space. In: *Social Research*, Jg. 58, Nr. 1, S. 287-307.
- Feldman, Ilana/Ticktin, Miriam (2010) (Hg.): *In the Name of Humanity. The Government of Threat and Care*. Durham, NC: Duke University Press.
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm. L. (2017 [1967]): *Discovery of grounded theory: Strategies for qualitative research*. London/New York: Routledge.
- Hart, Jason/Paszkiewicz, Natalia/Albadra, Dima (2018): Shelter as home?: Syrian homemaking in Jordanian refugee camps. In: *Human Organization*, Jg. 77, Nr. 4, S. 371-380.
- Kreichauf, René (2014): *The Fortress European City: The Socio-Spatial Exclusion of Asylum Seekers in Copenhagen, Madrid, and Berlin*, Konferenzbeitrag zur 54th Congress of the European Regional Science Association, St.

- Petersburg, August 2014. Online unter: <https://www.econstor.eu/handle/10419/124217> (zuletzt aufgerufen 3. August 2020).
- Kreichauf, René (2018): From Forced Migration to Forced Arrival: the Campization of Refugee Accommodation in European Cities. In: *Comparative migration studies*, Jg. 6, Nr. 1, S. 7.
- LAF (2017): FAQ zu den Tempohomes auf dem Tempelhofer Feld. Online unter: <https://www.berlin.de/laf/wohnen/allgemeine-informationen/tempohomes-faq/> (zuletzt aufgerufen: 29. Juli 2020).
- LAF (2019): Qualitätssicherung. Online unter: <https://www.berlin.de/laf/wohnen/informationen-zum-betrieb-von-unterkuenften/qualitaetssicherung/> (zuletzt aufgerufen 3. August 2020).
- LAF (2020): FAQ zu Tempohomes. Online unter: <https://www.berlin.de/laf/wohnen/allgemeine-informationen/tempohomes-faq/> (zuletzt aufgerufen 19. Oktober 2020)
- Low, Setha M./Altman, Irwin (1992): Place Attachment. In: Altman, Irwin/ Low, Setha M. (Hg.): *Place Attachment. Human Behavior and Environment*, Bd. 12: Advances in Theory and Research. Boston, MA: Springer, S. 1-12
- Löw, Martina/Knoblauch, Hubert (2019): The Re-Figuration of Spaces. *SFB 1265 Working Paper Series*, Nr. 1. Online unter: https://www.depositonce.tu-berlin.de/bitstream/11303/9871/4/loew_knoblauch_2019.pdf (zuletzt aufgerufen: 29. Juli 2020).
- Mallett, Shelley (2004): Understanding home: a critical review of the literature. In: *The sociological review*, Jg. 52, Nr. 1, S. 62-89.
- Massey, Doreen (1992): A place called home. In: *New formations*, Jg. 17, Nr. 3, S. 3-15.
- Massey, Doreen (1994): Double Articulation: A Place in the World. In: Bammer, Angelika (Hg.): *Displacements: Cultural Identities in Question*. Bloomington: Indiana University Press, S. 110-122.
- Meeus, Bruno/Arnaut, Karel/Van Heur, Bas (2019) (Hg.): *Arrival Infrastructures: Migration and Urban Social Mobilities*. London: Palgrave Macmillan.
- Misselwitz, Philipp (2009): *Rehabilitating Camp Cities: Community Driven Planning for Urbanised Refugee Camps*. Diss., Universität Stuttgart.
- Pallister-Wilkins, Polly (2015): The Humanitarian Politics of European Border Policing. Frontex and Border Police in Evros. In: *International Political Sociology*, Jg. 9, Nr. 1, S. 53-69.
- Sanyal, Romola (2012): Refugees and the city: An Urban Discussion. In: *Geography Compass*, Jg. 6, Nr. 11, S. 633-644.

- Sanyal, Romola (2014): Urbanizing Refuge: Interrogating Spaces of Displacement. In: *International Journal of Urban and Regional Research*, Jg. 38, Nr. 2, S. 558-572.
- Simone, AbdouMaliq (2004): People as Infrastructure: Intersecting Fragments in Johannesburg. In: *Public Culture*, Jg. 16, Nr. 3, S. 407-429.
- Simone, AbdouMaliq (2009): *City Life from Jakarta to Dakar: Movements at the Crossroads*. New York: Routledge.
- Steigemann, Anna Marie (2019): First Arrivals: The Socio-Material Development of Arrival Infrastructures in Thuringia. In: Meeus, B./Arnaut, K./Van Heur, B. (Hg.): *Arrival Infrastructures: Migration and Urban Social Mobilities*. London: Palgrave Macmillan, S. 179-205.
- Vigh, Henrik (2008): Crisis and chronicity: Anthropological perspectives on continuous conflict and decline. In: *Ethnos*, Jg. 73, Nr. 1, S. 5-24.
- Yiftachel, Oren (2009): Theoretical notes on ›gray cities‹: the coming of urban apartheid? In: *Planning Theory*, Jg. 8, Nr. 1, S. 87-99.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: Räumliche Ausstattung innerhalb eines Tempohomes. Darstellung: Architectures of Asylum Team | Technische Universität Berlin 2019.
- Abb. 2: Familienessen mit dem Tisch im Hintergrund in der Unterkunft Wollenberger Straße. Foto: Anna Steigemann/Philipp Misselwitz | Technische Universität Berlin 2019.
- Abb. 3: Räumliche Aneignungen vor einem Tempohome. Foto: Anna Steigemann/Philipp Misselwitz | Technische Universität Berlin 2019.
- Abb. 4-6: Raumaneignung durch den Garten mit seinem alten und neuen Standort. Foto: Anna Steigemann/Philipp Misselwitz | Technische Universität Berlin 2019.
- Abb. 7: Räumliche Aneignung durch das Aufhängen von Kleidung. Foto: Anna Steigemann/Philipp Misselwitz | Technische Universität Berlin 2018.

Rückblick und Ausblick

Interdisziplinarität als polykontexturale Wissensproduktion

Über die Kollaboration zwischen SoziologInnen, ArchitektInnen und PlanerInnen

Séverine Marguin

Einleitung

Zwanzig Jahre nach dem *Spatial Turn* erleben wir im deutschsprachigen Raum das Entstehen eines diversifizierten, aber auch disparaten Feldes für sozialräumliche Forschung und Gestaltung, sei es Stadtforschung, Städtebau, Stadtanthropologie, Stadtplanung, Architekturforschung, Raumsoziologie, Architektursoziologie, Stadtsoziologie, Planungssoziologie, Kulturgeografie usw. Zusätzlich zu diesem subdisziplinären Abzweigungsprozess werden zunehmend Kooperationen zwischen den Disziplinen beobachtet, die SozialwissenschaftlerInnen und GestalterInnen integrativ und symmetrisch involvieren (Marguin 2021b). Im Falle einer solchen *breiten* Interdisziplinarität – im Gegensatz zur *engen* Interdisziplinarität – erweist sich die disziplinäre Integration als komplex, da »disciplines with little or no compatibility, such as sciences and humanities [or design] have different epistemological paradigms and methodologies« (Klein 2017: 34). Ist eine solche Integration zwischen Soziologie und Gestaltung überhaupt möglich? Wie kommt sie zustande? Und vor welche Herausforderungen stellt sie die jeweiligen disziplinären Verständnisse und Wissenskulturen?

In diesem Aufsatz schlage ich vor, dieser Begegnung *empirisch*¹ *wissenschaftstheoretisch* im Sinne von Hubert Knoblauch (2019) nachzugehen. Aus der Untersuchung wird klar, dass es konvergierende Tendenzen gibt, die eine Begegnung für beide Seiten reizvoll macht: seitens der Architektur eine Verwissenschaftlichungstendenz (Kurath 2015; Böhm 2016) und seitens der Soziologie eine Kreativisierungstendenz. Jedoch zeigt die Untersuchung ebenfalls deutlich, wie eine solch kühne Zusammenarbeit die Verständnisse von Wissen und dessen Verhältnis zur Gesellschaft massiv herausfordert. *Wie wollen wir Wissen in der Raumforschung generieren? Für wen? Zu welchem Zweck?* Die Meinungen beider Disziplinen sind an der Stelle gespalten und scheinen unversöhnlich.

Ich möchte zeigen, inwiefern der Begriff der Polykontextualität hier als eine hilfreiche Heuristik dienen kann, um die Aushandlung solcher grundlegenden Dissonanz wissenschaftssoziologisch zu fassen. Polykontextualität wird hier als das Aufeinandertreffen von unterschiedlichen strukturellen Logiken (Bourdieu 2001: 68) im Kosmos eines (hier: interdisziplinären raumforschenden) Subjektes verstanden.² In der Begegnung zwischen Architektur und Soziologie zeigt sich eine herrschende konflikthafte Dualität entlang der Bruchlinie Grundlagenforschung, Theorie, analytisches Denken seitens der Soziologie und Anwendungsforschung, Praxis, synthetisches Denken seitens der Architektur. Die Untersuchung zeigt, wie interdisziplinär Forschende diesen Widerspruch zu überschreiten versuchen, indem sie solche Logiken integrieren und ihre Handlung polykontextual einbetten. Der Aufsatz endet mit einigen feldtheoretischen Reflexionen zu Polykontextualität.

Bevor ich zu konvergierenden Tendenzen und zur Analyse polykontextueller Handlungsstruktur zwischen Architektur und Soziologie komme, möchte ich den Aufsatz mit einer Anekdote einleiten.

1 Als Wissenschaftsethnografin im Sonderforschungsbereich (SFB) 1265 führe ich eine ethnografische Untersuchung über die Zusammenarbeit zwischen ArchitektInnen und SoziologInnen durch (Marguin 2021a).

2 Hier vorab, um jegliches Missverständnis auszuräumen: Ich verstehe Polykontextualität nicht im räumlichen Sinne – dabei bewegt sich dieser Aufsatz sicherlich einen Schritt abseits der anderen Beiträge in diesem Band. Vielmehr interessiere ich mich dafür, wie Wissen im Feld der Raumforschung polykontextual produziert wird.

Ausgangspunkt: Ein Fall ungeklärter Polykontexturalität

Diese wissenschaftssoziologischen und -theoretischen Überlegungen basieren nicht nur auf meinem Terrain am Sonderforschungsbereich (SFB), sondern wurden bereits durch meine vorherige Erfahrung am Exzellenzcluster Bild Wissen Gestaltung der Humboldt Universität zu Berlin motiviert. Dort arbeitete ich bereits als Wissenschaftsethnografin und entwickelte in Kollaboration mit einer Architektin und einem Interaktionsdesigner ein gestaltungs-basiertes, experimentelles Forschungsdesign, um die Wirkung des Raums auf die Forschungspraktiken von ClusterforscherInnen zu analysieren (Marguin et al. 2019a). Es ging uns darum, die Eigenschaften eines kollaborativen, Interdisziplinarität fördernden Habitats herauszuarbeiten (Abb. 1). Ich würde gern anhand einer kurzen Narration zeigen, wie unser Umgang mit dem Adressaten und Zweck unserer interdisziplinären Forschung zwischen unterschiedlichen Logiken pendelte und für alle Beteiligten – Vorgesetzte wie ProjektmitarbeiterInnen – bis zum Ende sehr ambivalent blieb; als ein Fall von ungeklärter Polykontexturalität.



Abb. 1: Die Experimentalzone aus dem interdisziplinären Forschungsprojekt »ArchitekturenExperimente« am Exzellenzcluster Bild Wissen Gestaltung der Humboldt Universität Berlin. Foto: Friedrich Schmidgall | 2018.

Im Rahmen dieser interdisziplinären Zusammenarbeit sind wir stets auf sowohl grundlegende Ähnlichkeiten wie Dissonanzen unserer Vorgehensweisen gestoßen: Wir waren alle darauf ausgerichtet, etwas *Neues* hervorzubringen und erkannten sogleich die fundamentale »Serendipität« des Forschens (Rheinberger 2014: 65ff.), wie die des Entwerfens. Wir teilten eine ähnliche Begeisterung in der Suche nach Strategien, um mit dem Nichtwissen umzugehen und dies in konkrete Ergebnisse zu verwandeln (Marguin et al. 2019b: 6). Allerdings waren unsere Strategien grundverschieden, ob in ihrer Definition, ihrer operativen, praktischen Umsetzung oder in ihrer Zielsetzung. Die Herausforderung bestand darin, einen gemeinsamen Nenner zwischen der soziologischen Raumforschung und der entwurfbasierten Raumgestaltung zu finden.

Ursprünglich wurde das Projekt von den GestalterInnen zusammen mit dem Sprecher aus der Kulturwissenschaft so konzipiert, dass es auf Raumlösungen zielen sollte, um die Produktivität der ForscherInnen im Cluster zu erhöhen. Einer quantifizierenden Logik folgend, sollten wir räumliche Lösungen entwerfen, mit quantitativen Tracking-Messungen erproben und abschließend bewerten. Das Projekt diente als »Schaufenster«-Projekt des Clusters und bekam sehr viel (u.a. hochschul- und forschungspolitischen) Besuch. Als sich das Team formierte, beschlossen wir auf Mitarbeitererebenen, wo wir freie Hand hatten, das Projekt umzuorientieren und mehr in die Richtung einer qualitativen experimentellen Grundlagenforschung mit Momenten der Irritation wie Optimierung über 18 Settings hinweg voranzutreiben. Diese »Problematisierung« wurde von den Vorgesetzten begrüßt – allerdings nur bis zu der Zeit der neuen Antragsstellung für die Clusterfortsetzung, wo sie doch dringend um konkrete Lösungen baten – da zählte für die Evaluierung der erarbeitete methodische sowie theoretische und empirische Beitrag zur Raumforschung nicht. Zwei Jahre später und außerhalb des bereits ausgelaufenen Clusters entschieden wir als Team, eigenständig am Ende unserer ausführlichen Projektpublikation doch noch fünf Statements herauszuarbeiten, die die GestalterInnen von Forschungsräumen adressierten (Marguin et al. 2019a: 186ff.).

Diese Anekdote zeigt die Ambivalenz der Positionierungen, sowohl von den Beteiligten als auch von einem solchen gestaltungsstarken Forschungsprojekt im Rahmen eines DFG-finanzierten Exzellenzclusters. Sie macht die komplexen Bezüge zwischen den Disziplinen sichtbar, zwar innerhalb eines spezifischen Forschungsprojekts und entlang spezifisch individueller

Forschungspraktiken, weist aber auf die strukturelle Einbettung in weitere Verhältnisse oder Felder deutlich hin. Aus dem Grund erscheint es mir im Sinne Pierre Bourdieus wichtig, zu verstehen, wie das Forschungsprojekt als

»sozialer Mikrokosmos [...], der sich selbst in einem Raum befindet, in dem sich andere Laboratorien befinden, die wiederum eine Disziplin bilden (die sich selbst in einem Raum befindet, der ebenfalls hierarchisch ist) und der einen sehr wichtigen Teil seiner Eigenschaften der Position verdankt, die er in diesem Raum einnimmt. Diese Serie struktureller Verschachtelungen zu ignorieren, diese (relationale) Position und die damit verbundenen Positionseffekte zu ignorieren, bedeutet [...], sich in dem Labor der Suche nach Erklärungsprinzipien auszusetzen, die sich außerhalb befinden, in der Struktur des Raumes, in den sie eingefügt sind.« (Bourdieu 2001: 68, Übers. d. A.)

Theoretisch ist es mir also ein Anliegen, mich nicht nur auf die Praktiken des *science in the making* zu beschränken, wie sie gerade überwiegend im Feld der Labor-Studien und STS ethnografisch untersucht werden (Latour/Woolgar 1979; Knorr-Cetina 2001, 2002; Niewöhner 2012), sondern sie zusammen mit strukturellen Bedingungen und normativen Positionierungen von Raumforschenden zu analysieren – im Sinne Bourdieus (1984, 2001; Bernhard/Schmidt-Wellenburg 2012a, 2012b; Gingras 2015; Lenger/Rhein 2018; Schmitz et al. 2019). *Dialektisch* sollen Positionierung sowie Position von interdisziplinären Raumforschenden berücksichtigt werden. Ich möchte also fragen, wie der »praktische Sinn« disziplinärer Handlungspraxis polykontextural wird (Bourdieu 1987).

Konvergierende Tendenzen zwischen Architektur und Soziologie

In einem früheren Aufsatz habe ich die Beziehungen zwischen Architektur und Soziologie seit Entstehung der jeweiligen Disziplinen im deutschsprachigen akademischen Raum aus einer historisch-soziologischen Perspektive betrachtet (Marguin 2021b). Dabei lässt sich das Narrativ rekonstruieren, dass trotz wiederholter Annäherungsversuche – u.a. in den 1930er und 1970er-Jahren – Kooperationen erst Anfang der 2000er-Jahre nachhaltig wurden: Im Zuge des sogenannten *Design Turn* (Mareis 2010; Schäffner 2010) können grundlegende neue Aspekte beobachtet werden, die auf eine Interdisziplinari-

tät auf Augenhöhe hinweisen. Dies kann auf aktuelle konvergierende Tendenzen zurückgeführt werden: Auf der einen Seite als Verwissenschaftlichung der Architektur und auf der anderen Seite als »Kreativisierung« der Soziologie, die einen Interdisziplinarität fördernden Kontext zu bilden vermögen.

(Umstrittene) Verwissenschaftlichung der Architektur

Die Debatte um die Möglichkeit bzw. Notwendigkeit einer Verwissenschaftlichung der Architektur ist keineswegs neu. Vielmehr begleitet sie die Akademisierung des Fachs seit dem 16. Jahrhundert (Marguin 2021b) und hat in unterschiedlichen Phasen stattgefunden: Zuerst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als die Architektur in die Technischen Universitäten integriert wurde (Kostof 1977), dann während der *design methods movements* nach dem zweiten Weltkrieg (Kurath 2015: 84; Maldonado/Bonsiepe 1964), in den 1970er-Jahren im Rahmen der Studentenbewegung (Gribat et al. 2017) und letztlich in den 1990er-Jahren im Zuge der Digitalisierung des Designs (Scott Brown 1999; Weckherlin 2013). Die Ambivalenz zwischen einer freien, künstlerischen und subjektiven Entwurfspraxis und der Sehnsucht nach Systematisierung ist ein wichtiger Bestandteil der Wissenskultur (Keller/Poferl 2018) der ArchitektInnen und ArchitekturforscherInnen.

In diesem Zusammenhang zeigt die ethnografische Untersuchung, dass das Stichwort »Methode« in der Verwissenschaftlichungstendenz der Architekturforschung weiterhin als zentraler Bezugspunkt zirkuliert. Es zeigt sich deutlich, dass sich die Architekturforschenden des Mangels an eigenen Methoden bewusst sind bzw. immer wieder dafür kritisiert werden. Zurzeit können Bemühungen unter ArchitektInnen beobachtet werden, das während der Ausbildung streng systematisch vermittelte und geteilte *tacit* und *embodied knowledge* auszuformulieren und methodologisch zu reflektieren (Heinrich et al. 2021). Allerdings ist dieser Zustand auch das Resultat der Inkorporierung des strukturellen Drucks zur Verwissenschaftlichung seitens der Hochschule. Im Zuge der Bologna-Reform wird eine strukturelle, institutionelle Dynamik beobachtet (Schultheis 2005; Kurath 2015), die den Abgleich der wissenschaftlichen Produktion der Architekturlehrstühle auf das Vorbild anderer, in der Regel (natur-)wissenschaftlicher, Bereiche vorsieht: Die Architekturfakultäten bzw. Institute müssen ebenfalls DoktorandInnen, zitierfähige Publikationen in peer-reviewed Journals und Drittmittelanträge vorweisen können, damit sie auf den unterschiedlichen institutionellen Ebenen des Wissenschaftssys-

tems konkurrenzfähig bleiben (Franck 2010). Und dies geht einher mit dem Messen ihrer Praxis an wissenschaftlichen Standards: Sie brauchen also zitierfähige Methodenartikel, die für die Wissenschaftlichkeit ihres Vorgehens bürgen. Für diesen Kampf um Ressourcen sind an den deutschsprachigen Architekturfakultäten die Nebendisziplinen besser ausgestattet als die Entwurfsdisziplinen. Bei den EntwerferInnen, dem Herz der Architekturfakultät, geht diese Entwicklung gerade los (Flach/Kurath 2016: 73).

Die Etablierung der Designforschung, wie auch der künstlerischen Forschung, ist im deutschsprachigen, akademischen Feld noch umstritten, wenn auch »im historischen Wandel« (Mareis 2010: 13).³ Das Feld der Designforschung, das sowohl Design als auch Architektur umfasst,⁴ ist von einer extremen Heterogenität mit verschiedenen, teilweise widersprüchlichen Sprachspielen geprägt (ebd.), sicherlich weil die Designforschung keine eigene spezifische Forschungstradition hat (Ammon/Froschauer 2013).⁵ Bei ethnografischen Beobachtungen von Sitzungen der DARL (der Dekane- und Abteilungsleiterkonferenz für Architektur, Raumplanung und Landschaftsarchitektur in der Bundesrepublik Deutschland) im November 2019 in Berlin wurde es sehr deutlich, dass sich alle Dekane seit Jahren der Notwendigkeit, diese Debatte zu führen und klare Kriterien zu etablieren, bewusst sind. Der Prozess erweist sich allerdings als schwierig, da es noch für die Bewertung der gestaltungsbasierten Wissensproduktion keine einheitlichen, festen Güte- bzw. Evaluationskriterien in der Peer-Community gibt. Einige AutorInnen haben bereits die Inkompatibilität der Architekturforschung mit »audit-oriented criteria of traditional research disciplines« benannt (Ammon/Froschauer 2013; Lesage/Busch 2007). Dabei spalten sich die Meinungen, ob die klassischen wissenschaftlichen Gütekriterien überdacht, angepasst oder verworfen werden sollen (Dunin-Woyseth et al. 2017: xi). An der

3 »Designforschung« oder »Designwissenschaft« stellen im Kanon der etablierten Wissenschaftsdisziplinen immer noch Randphänomene dar« (Mareis 2010: 13). Und diese Feststellung gilt zehn Jahre später nach wie vor.

4 Spannenderweise sind die Diskurse über die Designforschung bei den DesignerInnen ausgeprägter als bei den ArchitektInnen. Es scheint auch wenig Kontakt zwischen den Feldern (Design und Architektur) zu existieren, obwohl sie mit ähnlichen Herausforderungen konfrontiert sind. Und diese Debatte ist ohnehin viel weniger ausgeprägt als bei den Künsten, wo die Diskurse um »artistic research« zahlreich sind.

5 Ganz anders ausgeprägt sind die Diskurse zum »artistic research«. Für ein umfassendes Literaturreview zu diesem Diskurs vgl. Siegmund 2019: 23ff.

Bartlett School of Architecture, die eine fortgeschrittene Institutionalisierung bzw. Legitimierung der Designforschung vorantreiben konnte (Fraser 2013), wurde beispielsweise die Politik einer leichten Anpassung gefahren, während andere Institutionalisierungsversuche – wie zum Beispiel rund um die Schaffung von PhD-Programmen (Weidinger 2013, 2018; Franck 2016) – viel mehr für die Anerkennung eines *practice-based* PhD plädieren. Grundsätzlich bleibt die Debatte über die Kompatibilität zwischen Entwerfen und Forschen sehr lebendig und die alte Schule, die das Gegenteil behauptet, sehr lebhaft.⁶

Kreativisierung der Soziologie

Parallel zu diesem pluralen Verwissenschaftlichungsprozess der Architektur möchte ich hier in Anlehnung an Claudia Mareis⁷ die These einer *Kreativisierung der Soziologie* ganz im Sinne der gesellschaftlichen Diagnose von Andreas Reckwitz zum »Dispositiv der Kreativität« (2012, 2016) aufstellen. Wesentliche Entwicklungen dazu sind die Hinwendung zu »inventive methods« in den Bereichen Soziologie und Wissenschafts- und Technikforschung (Lury/Wakeford 2012; Marres et al. 2018; Dattatreyan/Marrero-Guillamón 2019) oder Stadtforschung (Wildner 2015) sowie die Entwicklung der »Design-Anthropologie« (Gunn et al. 2013; Estalella/Criado 2018).

Am Exzellenzcluster Bild Wissen Gestaltung war es offenkundig, dass die klassischen Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften sich durch die Integration von Gestaltung *Innovation*⁸ versprochen. Die GestalterInnen, als *Kreative par excellence*, wären diejenigen, die zur Erneuerung der klassischen Wissenschaften, vor allem mittels ihrer visuellen Kompetenzen, aber auch ihres disruptiven Denkens beitragen könnten. Am SFB 1265 »Re-Figuration von Räumen« wird sich ebenfalls erhofft, aus der interdisziplinären Arbeit *neue, innovative* Methoden der Raumforschung zu entwickeln, unter anderem durch die Integration von visuellen Mapping-Methoden aus der

6 Wie bei der Tagung »Perspektiven in der Architekturforschung« an der TU München im August 2019 klar wurde, zumindest im Festvortrag von Thomas Eberle, der die Inkompatibilität als unüberschreitbar dargestellt hat (Graff et al. 2021).

7 Die Autorin spricht von einer Kreativisierung bzw. Ästhetisierung der Wissenschaft (Mareis 2016: 75ff.).

8 Vgl. Text und Interview von Horst Bredekamp und Wolfgang Schäffner (2015, 2017).

Architektur und Planung in die Soziologie hinein⁹ (Baxter et al. 2021; Löw/Marguin 2021; Marguin 2021a, 2021b; Sommer/Baxter 2020; Mélix/Singh in diesem Band; Marguin et al. 2021). Über die Grenzen solcher großen Drittmittelprojekte hinaus sind im deutschsprachigen bzw. Berliner Feld zunehmend Initiativen zu beobachten, wie zum Beispiel an der Humboldt-Universität das *Stadtlabor*, geleitet von Ignacio Farías und Tomás Criado, oder am Wissenschaftszentrum Berlin das Visual Society Program, eine Kooperation zwischen den SozialwissenschaftlerInnen des WZB und den GestalterInnen der Universität der Künste Berlin. Ein weiteres Beispiel sind die zunehmenden alternativen, ungewöhnlichen Formate zur Produktion und Diffusion des soziologischen Wissens, wie zum Beispiel die neu eingeführte *Curation*¹⁰ beim geplanten Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.

Diese Bewegung der Gestaltung hin zur Wissenschaft und der Wissenschaft hin zur Gestaltung kann als eine »Ausweitung der Innovationszone« (Rammert et al. 2016) verstanden werden. Wissenschaft, Kunst, Politik sind historisch gewachsene Felder der Innovation, deren Grenzen allerdings zurzeit in Schwankung geraten (Rammert et al. 2016: 10). Die Integration der Designdisziplinen in die klassischen Wissenschaften kann als eine geplante Konvergenz von Innovations- bzw. Neuheitsbegriffen in den bisher separierten Feldern künstlerisch-gestalterischer und wissenschaftlicher Wissensproduktion verstanden werden.¹¹ Aus den kollektiv und strategisch provozierten Dissonanzen (Stark 2009; Hutter 2015; Hutter et al. 2016: 20ff.) soll zwischen den Disziplinen etwas Neues entstehen.¹²

9 Vgl. die Bemühungen um die Mapping-Methoden mit der Organisation der Tagung »Mappings as Joint Spatial Display« am Haus der Kulturen der Welt im November 2018; die Schaffung einer Arbeitsgruppe zum »Hybrid Mapping Methods« aus der Kooperation zwischen dem SFB 1265 der TU Berlin und dem IRS-Leibnitz Institut Erkner: <https://www.sfb1265.de/forschung/methoden-lab/arbeitsgruppe-hybrid-mapping-methods/>.

10 Vgl. hier das Call for Curation: https://kongress2020.sozioologie.de/fileadmin/kongress/Call_for_Curation_DGS-Kongress_2020.pdf.

11 In der Hinsicht bildet diese Arbeit eine weitere Ergänzung zum empirischen Vorhaben des Graduiertenkollegs Innovationsgesellschaft der TU Berlin, in dem sie die Innovationsfelder zwischen Wissenschaft und Kunst/Gestaltung zu erforschen vorschlägt (vgl. Hutter et al. 2016: 27f.).

12 Hier scheint es wichtig, in Anlehnung an Rammert kritisch zu hinterfragen, ob es sich bei der Kreativisierung der Soziologie/Sozialwissenschaft um »eine imperiale Expansion der ökonomischen Innovationskriterien oder [vielmehr] um eine liberale Erweiterung zu ge-

Polykontextualität als integrative Interdisziplinarität

Trotz konvergierender Tendenzen werden in der alltäglichen interdisziplinären Zusammenarbeit die Fallstricke solcher Kooperation sichtbar. Die empirische Untersuchung zeigt, dass der Versuch, sich die strukturellen Logiken des anderen Feldes anzueignen, zu einem scheinbar unausweichlichen Konflikt führt, insofern als sich die jeweiligen Logiken der akademischen Felder widersprechen.

Eine herrschende Dualität als Sackgasse der Interdisziplinarität?

Ein Austausch zwischen zwei Forschenden des SFBs 1265 »Re-Figuration von Räumen« der TU Berlin zeigt auf exemplarische Weise die Unterschiede in den jeweiligen disziplinären Beweggründen, die ihre Handlungen als Forschende untermauern, und wie sie trotz konvergierender Tendenzen inkompatibel bleiben:

Angela Million (Stadtplanerin): »[...] I am an urban planner by profession. I hear a lot of talks and this is the interdisciplinary exchange that is going on, I always have to stop myself thinking exactly: Ok, how would we put this in j? Like how would we implement theories? How would we transport this into practice? And this is really something I would want to challenge also *transdisciplinary* research [...] I am getting a little tired at times to hear theories [...] Not giving any advice what this would mean for policies or praxis. And I know this is all about »Grundlagenforschung« we are doing. But I think at the end of 12 years, even after four years – I know by my profession – I will be challenged by exactly that. I will be invited – and think Jörg you too as an architect – on conferences, asking us: Ok, you have done all this »Grundlagenforschung«, all this basic research: What would this mean for our praxis of planning cities, of developing cities and so on? How would you put this into action? [...]

Hubert Knoblauch (Soziologe): »Thank you, not sure if I should say something because it is something like a problem. [...] The problem we are facing is not just »inter-« or »trans-« disciplinary, it is a conflict [...] between principles. [...] The transdisciplinary transgression of Mode 2 is a different one than the

sellschaftlichen Innovationen mit differenzierten Bewertungscodes handelt« (Rammert et al. 2016: 4).

epistemological question of ›Grundlagenforschung‹. And our problem, it is not a problem – it is actually that is one of the resources, that we have fields which can be called *applied synthetic sciences* and *analytic sciences*. But I would add to that, and you know that too, that of course we have a division of labour. I do not know if you have to do the ›Grundlagenwissenschaft‹. We have to do it. [...] And by the way, we are doing it and really fighting against people who fight us and say we should do the action. *No, we should not do the action! We should do the foundation science.* [...] So, in a very, in one sense you cannot understand us because your system of relevance is different [...] In 12 years, it will not be abstract anymore and I am pretty sure. And probably we have changed things, you – me not.« [Lachen] (Podiumsdiskussion zum Thema »Interdisziplinarität in der Raumforschung« während der ersten interdisziplinären Tagung des SFB 1265 im Februar 2019, eigene Notizen)

Beide thematisieren ihr Unbehagen an ihrer Entfremdung von ihrer feldspezifischen Praxis. Die Gestalterin zeigt deutlich, dass ihre Teilnahme an einem grundlagenwissenschaftlichen Forschungsprojekt für ihre Feldzugehörigen nicht genügend ist bzw. irrelevant bleibt, insofern, als ihr keine effektive und projektive Übersetzung in die Gesellschaft hinein folgt. Die Folgenlosigkeit oder vielmehr die Zwecklosigkeit des Projekts wirkt wie ein unüberwindlicher Nachteil für die Gemeinschaft der StädtebauerInnen.

Bei den SoziologInnen löst es genau ein gegenteiliges Unbehagen aus: Die Notwendigkeit zur Handlung wird als ein externer Zwang empfunden, der einen Verlust an Autonomie¹³ bedeutet. Eingebettet in seine strukturelle Logik verbindet der Soziologe dies ganz direkt mit den aktuellen Debatten zum neuen Verhältnis bzw. zum »Vertrag zwischen Sozialwissenschaften und Gesellschaft« (Weingart 2008), der nicht mehr von Interesselosigkeit und Unabhängigkeit geprägt, sondern von gesellschaftlich relevanten politischen bzw. wirtschaftlichen Aufträgen geleitet sein sollte. Der Soziologe

13 Autonomie wird hier genuin soziologisch im Bourdieu'schen differenzierungstheoretischen Sinne verstanden, als ein Trennungszustand von bestimmten (hier wissenschaftlichen oder gestalterischen) Tätigkeiten gegenüber anderen gesellschaftlichen Aktivitäten. Laut Bourdieu wird Autonomie am Grad der Anerkennung durch Gleichgesinnte, symbolisch dominante Akteure oder Institutionen, am Respekt vor den Werten des Desinteresses und der autonomen Logik des Feldes sowie an der Unabhängigkeit von politischen und religiösen Forderungen, Märkten und Medien gemessen (Bourdieu 1991, 1992a). Knapp formuliert: die Wissenschaft um der Wissenschaft willen.

pointiert in diesem kurzen Auszug vorhandene Heteronomisierungstendenzen und weist auf die umstrittenen Debatten zur sogenannten Mode 2 oder Triple-Helix der Wissensproduktion hin (Gibbons et al. 1994), die für eine engere Verschränkung von wissenschaftlicher Produktion und gesellschaftlicher Problemlösung plädieren – was wiederum viele, wie der Soziologe hier, als eine Gefährdung der grundlagenwissenschaftlichen Orientierung der Sozialwissenschaft deuten (Gingras/Heilbron 2015).

In dem kurzen genannten Austausch zwischen dem Soziologen und der Gestalterin werden konfliktreiche Polaritäten benannt, in welche die beiden ihre jeweilige Forschungspraxis eingebettet sehen, sowie die größten Widersprüche ihrer Kooperationsversuche: Praxis vs. Theorie, Aktion- bzw. Anwendungsforschung vs. Grundlagenforschung, synthetische vs. analytische Wissenschaft (vgl. Kaldewey/Schauz 2018).

Beide sprechen ebenfalls die Frage der Transdisziplinarität an, ob als Chance oder als Zwang. Begriffe wie Aktion, Anwendung, Praxis, Auftrag werden nahezu gleichgesetzt. Durch das Amalgam entsteht der Eindruck einer klaren Dualität wie einer unversöhnlichen Diskrepanz zwischen den Disziplinen (Abb. 2).

Soziologie	Gestaltung
Grundlagenforschung	Anwendungsforschung
Theorie	Aktion, Praxis
problemorientiert	lösungsorientiert
Autonomie Zwecklosigkeit	Auftragsforschung Zweckhaftigkeit

Abb. 2: Eine herrschende Dualität zwischen Soziologie und Gestaltung.
Darstellung: Séverine Marguin | Technische Universität Berlin.

Die interdisziplinäre Zusammenarbeit kann aufgrund der unterschiedlichen konflikthaften Regeln eine gewisse subjektive Orientierungslosigkeit der Forschenden hervorbringen, indem sie ihre innersten Beweggründe der Forschung (das Wozu) hinterfragt und herausfordert.

Polykontextualität als die Integration struktureller Logiken

Eine gelungene Interdisziplinarität verlangt nach einer Aushandlung eines solchen Widerspruchs. Sie bedeutet, dass die Beteiligten diese prägende Dualität überschreiten und die Spielregeln der anderen Felder verstehen und mit den eigenen kombinieren. Indem sie sich der Polykontextualität ihrer Situation bewusst werden, suchen sie dann nach Integration bzw. Kombinationsmöglichkeit der widersprüchlichen strukturellen Logiken, um die erzeugte Spannung zu lösen. Die empirische Untersuchung zeigt die Bemühungen der interdisziplinären Raumforschenden, die oben dargestellte Polarität zu brechen und komplexer zu denken. Dabei ist ein wiederkehrendes Motiv, Autonomie und Gestaltung näherzubringen.

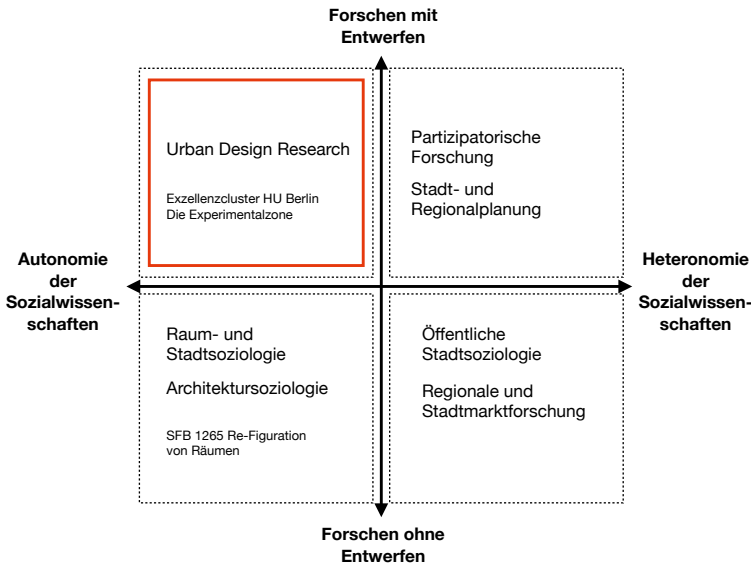


Abb. 3: Modellierung Polykontextualität in der interdisziplinären Raumforschung und -gestaltung durch die Integration struktureller Logiken der soziologischen und Architekturfelder. Darstellung: Séverine Marguin | Technische Universität Berlin.

Dafür schlage ich folgende Modellierung interdisziplinärer Polykontextualität in der Raumforschung und -gestaltung vor. Aus der Analyse der diszi-

plinären, strukturellen Logiken rücken die folgenden zwei Achsen ins Zentrum: Im soziologischen Feld geht es primär um die Frage der Autonomie/Heteronomie der Sozialwissenschaften, während es im Feld der Architekturforschung vielmehr um die Frage der Kompatibilität des Forschens und Entwerfens geht. Die Relationierung dieser unterschiedlichen Elemente ermöglicht es, aus der eindimensionalen eingeschränkten Polarität einen zweidimensionalen Raum interdisziplinärer Raumforschung zu entfalten (Abb. 3).

Daraus entstehen vier unterschiedliche Verständnisse von interdisziplinärer Forschung (autonom mit Gestaltung; autonom ohne Gestaltung; heteronom mit Gestaltung; heteronom ohne Gestaltung). Diese räumliche Modellierung soll keine Idealtypen, sondern vielmehr ein Kontinuum von Forschungsverständnissen zeigen, die relativ mehr autonom bzw. heteronom sind oder relativ viele oder gar keine gestalterischen Aspekte beinhalten. Dies ermöglicht es, eine Forschungspraxis mit gestalterischen Aspekten zu denken, die trotz ihrer Dimensionen der Anwendung, der Praxis oder der Aktion doch autonome Züge in ihrer Orientierung und Ausführung annehmen würde (siehe das rote Quadrat auf dem Diagramm). Auf dem Diagramm wurde eine vorläufige und beispielhafte Platzierung von VertreterInnen des interdisziplinären Feldes der Stadt- und Raumforschung vorgenommen, um die differenzierten Positionierungen zu illustrieren.

Feldtheoretische Überlegungen zur Polykontextualität

Zum Schluss möchte ich gern auf die feldtheoretischen Konsequenzen einer solchen Integration struktureller Logiken kommen. Die Bourdieu'sche feldtheoretische Literatur bietet ausgearbeitetere Gedanken, um das Verhältnis unter den Feldern weiterzudenken, auch wenn viele AutorInnen die Untertheoretisierung eines spezifischen »Außen« bei Bourdieu bemängeln (Schudson 2005; Gengnagel et al. 2017: 396ff.).¹⁴ Es wird von einem machtvollen Verhältnis der Felder zueinander ausgegangen, die »sich in Hierarchien in und zwischen Feldern systematisch in sozialen Ungleichheiten und de-

14 Das Konzept des Feldes der Macht (vgl. Schmitz et al. 2017; Witte/Schmitz 2016) sorgt für eine generalisierte Perspektive auf den sozialen Raum in seiner Gesamtheit und versucht Feldeffekte und -strukturen zu erfassen, die sich nicht auf je feldinterne Mechanismen zurückführen lassen (Gengnagel et al. 2017: 394).

ren Reproduktion und Transformation nieder[schlagen]« (ebd.: 396). In der Tat ist in unserem Beispiel ein starkes Machtverhältnis vorhanden, insofern als das Feld der Soziologie im wissenschaftlichen bzw. akademischen Zusammenhang über deutlich mehr Machtressourcen verfügt als das noch in seinen Anfängen steckende Feld der Architekturforschung.

Bourdieu thematisierte drei unterschiedliche Mechanismen der Bezugnahme zwischen den Feldern (Gengnagel et al. 2017: 396ff.), die erlauben, Einzelheiten einer polykontexturalen Situation der Wissensproduktion im Detail nachzugehen:

- die *strukturelle Homologie* (Bourdieu 1992a: 36ff.) verstanden als die identische Strukturierung zweier sozialer Räume,
- die *Wechselkurse der Kapitalkonversion* (Bourdieu/Wacquant 1996: 146ff.) verstanden als das in einem Feld erzeugte spezifische Kapital, das in einem anderen Feld eingesetzt wird und
- die *Intrusion* (Bourdieu 1998b: 106ff.) verstanden als das erfolgreiche Vordringen der Logik eines Feldes in die Praxis eines anderen.

Ich möchte gern im Folgenden und abschließend auf diese drei Prinzipien einzeln und bezogen auf die Frage der Felder der Architektur und der Soziologie zurückkommen und zeigen, inwieweit sie helfen können, die Verzahnung solcher strukturellen Logik und die daraus folgende Konsequenz zu denken.

Strukturelle Homologie zwischen dem Feld der Architektur und der Soziologie

Eine strukturelle Homologie zwischen den Feldern besagt »das Vorhandensein strukturell äquivalenter – was nicht heißt: identischer – Merkmale in unterschiedlichen Komplexen« (Bourdieu 1992b: 155f.). Es definiert die Entsprechung von Positionen in unterschiedlichen Feldern, wie zum Beispiel von KünstlerInnen in künstlerischen Feldern und Kunstverlagen im publizistischen Feld. Die strukturelle Homologie kommt dadurch zustande, dass die Felder von demselben Prinzip hervorgebracht werden. Dieses Prinzip trägt hier theoretisch wenig bei, um die Verzahnung der Felder zu denken, insofern als es vielmehr deren Parallelität herausstellt. Dies verursacht aber zwei Problembündel, die ich hier gern als offene Frage für die Weiterführung meiner Forschung formulieren würde: Um überhaupt herauszustellen,

ob von einer strukturellen Homologie zwischen dem Feld der Architektur und dem Feld der Soziologie die Rede sein kann, sollte erstmal eruiert werden, ob die Felder von demselben Prinzip hervorgebracht werden. Spannend in dem Zusammenhang ist also die erste Frage, ob es eine *Parallelität zwischen den Autonomie-Verständnissen in der Sozialwissenschaft und in der Architektur* geben kann.¹⁵ Da ich bisher ausschließlich die Autonomie der (Sozial-) Wissenschaften (Bourdieu 1975, 1998a, 2004; Bernhard/Schmidt-Wellenburg 2012a, 2012b) thematisiert habe, gilt es ebenfalls, die Autonomie der Architektur ins Auge zu fassen. Véronique Biau (1997, 1998) und Anita Aigner (2008) folgend, bietet sich tatsächlich die Feldtheorie für die Analyse der Architektur gut an, insofern als sie als Kulturgut begriffen werden kann.¹⁶ Wie Biau es pointiert fasst, »weil die Architektur [...] unter das Paradoxon der »Auftragskunst« fällt und weil sie sich an einem Scheideweg zwischen den Logiken der künstlerischen und intellektuellen Kreise einerseits und denen der technischen und finanziellen Kreise des Bauwesens andererseits befindet, überschneiden und konfrontieren sich dort verschiedene Legitimitäten« (Biau 1998: 7, Übers. d. A.), die die Spannung des Feldes bilden. Spannend bleibt hier in Bezug auf die Autonomie (Zahner/Karstein 2014) die Frage, wogegen sich die ArchitektInnen oder die SozialwissenschaftlerInnen positionieren, ob gegenüber dem Markt¹⁷, dem Staat usw., und ob da Parallelitäten herausgearbeitet werden können.

In der Analyse interdisziplinärer Annäherungen könnte außerdem der zweiten Frage nachgegangen werden, wer sich unter den WissensproduzentInnen (sei es in der Architektur oder in der Soziologie) überhaupt in eine solche polykontexturale Situationen begibt und ob es eine *Homologie zwischen den Positionen der SoziologInnen und ArchitekturforscherInnen* gibt. Weisen die interdisziplinären WissensproduzentInnen ähnliche Kapitalausstattungen, ähnliche Karriereschritte usw. auf?

15 Für diesen Hinweis bedanke ich mich bei meinen SFB-Kollegen Gunter Weidenhaus, Jörg Stollmann und Philipp Misselwitz.

16 Was wiederum von Anderen aufgrund des inhärent wirtschaftlichen Bezugs der ArchitekturproduzentInnen zu Kunden und Auftrag stark bestritten wird (Fariás 2013).

17 Vgl. dazu für die Soziologie die Analysen von Gengnagel, Witte und Schmitz (2017) aber auch von Gingras und Heilbron (2015); vgl. dazu für die Architektur die Analysen von Biau (1997, 2003) und von Aigner (2008).

Die Wechselkurse der Kapitalkonversion

Dies bringt mich zum zweiten Punkt der Wechselkurse der Kapitalkonversion, der tatsächlich einen weniger statischen Prozess beschreibt und versucht, der Mobilität der einzelnen Forschenden zwischen den Feldern nachzugehen. Für das hier behandelte Thema hieße das ganz konkret: Ist das soziologisch-spezifische symbolische Kapital in das Feld der Architektur einsetzbar? Und wiederum ist das architektonisch-spezifische symbolische Kapital in das Feld der Soziologie einsetzbar?

Die empirische Untersuchung zeigt ein ambivalentes Bild für solche Reputationstransfers: Einerseits gibt es Anzeichen für die Emergenz eines akademischen, interdisziplinären Feldes der Raumforschung, in dem sich Subdisziplinen wie Architekturforschung, Architektur- und Raumsoziologie, Stadtplanung, Stadtsoziologie, Urban Design, Urban Studies oder die Sozial-, Kultur- und Stadtgeografie oder auch die Stadtanthropologie über die eigenen disziplinären Grenzen annähern (Marguin 2021b). In einem solchen Feld ist Kapitalkonversion höchst willkommen und wertvoll – allerdings nur bis zu einem gewissen Punkt im Karriereaufbau. Die Untersuchung zeigt nämlich, dass die Aneignung von unterschiedlichen, teils widersprüchlichen strukturellen Logiken zur möglichen Aberkennung in dem ursprünglichen Feld führt. Die Folgen für solche hybriden Profile von WissensproduzentInnen, die auf mehreren Hochzeiten tanzen, sind ein möglicher Outcast-Prozess aus der eigenen Disziplin.¹⁸ Von solchen Ein- und Ausgliederungsprozessen erzählt der emeritierte Soziologe und Planer Harald Bodenschatz von der Technischen Universität Berlin in einem Interview:

»Durch meine Tätigkeit erlebe ich, dass ich absolut Anerkennung finde, in der Welt von Planern und Architekten [...], aber finde überhaupt keine Anerkennung in den Sozialwissenschaften oder werde dort auch gar nicht wahrgenommen, weil da bin ich offensichtlich zu weit weg aus deren Disziplin, aus deren Handlungsritualen [...] und natürlich auch aus deren Institutionen. Das heißt also de facto, da kann ich immer nur schmunzeln, obwohl ich jetzt von

18 Historisch ist dafür der Soziologe Lucius Burkhard ein gutes Beispiel, der eine Professur an der Architekturfakultät in Kassel hatte und dessen Promenadologie bzw. Spaziergangswissenschaft (eng.: *strollology*) nur unter den ArchitektInnen und PlanerInnen wohl bekannt ist und kaum unter den SoziologInnen (Marguin 2021b).

Planern, Architekten immer als Sozialwissenschaftler auch wahrgenommen werde, werde ich eigentlich von Sozialwissenschaftlern gar nicht mehr als Sozialwissenschaftler anerkannt, weil ich schon zu weit bei den Architekten und Planern bin.« (Harald Bodenschatz im Interview, 2019)

Im schlimmsten Fall kann es aber ebenfalls dazu führen, dass man weder Anerkennung im ursprünglichen noch im neuen Feld bekommt und so in einem Zwischenraum stecken bleibt. Auf die Frage wie es für seine Vita ist, als Soziologe bei den Architekten zu arbeiten, hat ein wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Postdoc-Phase wie folgt geantwortet:

»Beschissen. Also ich bin momentan an dem Punkt, wo ich mich hier jetzt gerade für Professuren bewerbe, wo mir im Endeffekt immer dann [gesagt wurde] [...], dass ich – entweder war ich zu stadtplanerisch oder ich war zu soziologisch. Am Schluss wollen Architekten jemanden auf einer Architekturprofessur oder eine Professur, die zwar interdisziplinär sein soll, aber an einem Institut für Architektur ist, wollen jemanden, der einen Architektur-Background hat. Bei der Soziologie ganz genauso. Und bei der Stadtplanung–Stadtplanung ist noch am offensten, würde ich sagen. Also ist wirklich am offensten. Aber da ist eigentlich immer, dass du entweder zu wenig oder zu viel soziologisch bist. [...] Es gibt keinen Arbeitsmarkt für interdisziplinäre Stadtforscher. Das macht mich gerade echt fertig. Also keine Ahnung. Deswegen bin ich auch so angespannt. An sich muss ich trotzdem sagen, dass ich finde, dass man Stadtforschung auch nur interdisziplinär machen kann.« (Interview mit einem Soziologen, Postdoc-Habilitierender, September 2019)

Die disziplinären Logiken sind weiterhin in der Karrierebildung von unheimlicher Relevanz. Eine fremddisziplinär geleitete Aufweichung der eigendisziplinären Spielregeln bringt möglicherweise den interdisziplinären Wissensproduzenten in Bedrängnis und dabei helfen keine Kapitalkonversionen. Eine Lösung für die interdisziplinären WissensproduzentInnen, die uns zum dritten Mechanismus bringt, ist dann die Spielregeln des eigenen Feldes zu beeinflussen, um dabei die Akzeptanz fremder Ansätze zu steigern.

Intrusion

Dies weist auf den Prozess der Intrusion hin, der das erfolgreiche Vordringen der Logik eines Feldes in die Praxis eines anderen Feldes beschreibt und dabei sicherlich der geeignetste Begriff für die hier illustrierten Phänomene ist. Die beschriebenen konvergierenden Tendenzen der Verwissenschaftlichung und der Kreativisierung bilden in dem Sinne Prozesse der *Intrusion*. Auf der methodischen Ebene zeigt es sich zum Beispiel durch die Aufnahme gestalterischer Praktiken in das klassische, methodische, sozialwissenschaftliche Repertoire oder die Erarbeitung wissenschaftlicher, methodologischer Diskurse in der Architektur.

Abbildung 3 ermöglicht es, unterschiedliche Prozesse der Intrusion zu unterscheiden und darüber zu reflektieren, was gerade am Werk ist: ob mehr Forschung in der Architektur oder mehr Gestaltung in der Soziologie. Zu sehen sind Forschungsverständnisse, die in unterschiedlichen Institutionalisierungsgraden bereits zu identifizieren sind. In dem bereits zitierten anderen historisierenden Beitrag habe ich unterschiedliche Formen der Beziehungen und des Transfers zwischen den Disziplinen Architektur und Soziologie gezeigt: In den 1930er und vor allem 1970er-Jahren fanden Inkorporationsprozesse von soziologischem Wissen in das Architekturfeld hinein statt. Die Intrusion war so massiv, dass sie tatsächlich zur Entstehung eines neuen disziplinären Felds aus dem Bündnis von ArchitektInnen und SoziologInnen beigetragen hat: nämlich der Regional- und Stadtplanung (Marguin 2021a). Diese wollten damals gegen die Folgen der Nachkriegsbauten für das städtische Geschehen aktiv werden und wissenschaftlich begründet die Zukunft der Stadt verändern. Heutzutage pflegen die Institute für Stadt- und Regionalplanung weiterhin ein enges Verhältnis zu den Ämtern und Agenturen für Stadtentwicklung. Relativ verbreitet sind die Durchführung von Auftragsforschungen mit gestalterischen Aspekten (Abb. 3 oben rechts) sowie Studien ohne Entwurf (Abb. 3 unten rechts). In jüngerer Zeit hat sich im Zuge des *Spatial Turn* ein Diskurs in der Soziologie und Anthropologie bezogen auf Architektur und Raum gebildet. In dem Zusammenhang geht es primär um Grundlagenforschung, wie sie in den Sozialwissenschaften verstanden wird, ohne gestalterische Outputs (Abb. 3 unten links). Der SFB 1265 »Re-Figuration von Räumen« ist ein gutes Beispiel hierfür. Die Verwebung, die noch wenig entwickelt ist, ist die einer gestalterischen und sozialwissen-

schaftlichen, autonomen Raumforschung (Abb. 3, oben links), die bisher vor allem unter den SoziologInnen feldinternen Widerstand auslöst.

Fazit

In diesem Aufsatz habe ich erste Ergebnisse einer empirischen Untersuchung vorgestellt, die ich derzeit zu den Beziehungen zwischen Gestaltung und Sozialwissenschaften auf der Grundlage einer ethnografischen Untersuchung der Zusammenarbeit zwischen ArchitektInnen, PlanerInnen und SoziologInnen durchführe. Ich habe zunächst die derzeit günstigen Tendenzen zu einer solchen Nähe zwischen diesen Disziplinen vorgestellt, nämlich die einer Verwissenschaftlichung der Architektur und die einer gewissen Kreativisierung der Soziologie, bevor ich die wichtigsten Herausforderungen einer solchen Zusammenarbeit im Hinblick auf das divergierende Verständnis von Wissen und Wissenschaft ansprach. Diese innersten Dissonanzen zur Sinnhaftigkeit des eigenen Handelns führt zu Konflikten bzw. Orientierungslosigkeit bei den Forschenden, die sich auf die Interdisziplinarität einlassen. Indem sich die interdisziplinär Forschenden der Polykontextualität ihrer Situation bewusst werden, suchen sie dann nach einer Integration bzw. Kombinationsmöglichkeit der widersprüchlichen strukturellen Logiken, denen sie unterworfen sind, um die Spannung zu lösen.

Im Fall der Zusammenarbeit zwischen ArchitektInnen, SoziologInnen und PlanerInnen handelt es sich um die widersprüchliche herrschende Dualität zwischen Grundlagen- und Anwendungsforschung, bzw. Theorie und Praxis bzw. analytischem und synthetischem Denken. Eine mögliche Überschreitung dieser Dualität erfolgt in der Relationierung der Hauptkategorie für die jeweiligen Felder: Autonomie und Gestaltung. Feldtheoretisch bedeutet die Stabilisierung der polykontextualen Situation eine gewisse Verzahnung der jeweiligen Felder, die anhand des Bourdieuschen Werkzeugs weitergedacht werden kann (strukturelle Homologie, Wechselkurse der Kapitalkonversion und Intrusion).

Im Kontext einer »transformativen Wissenschaft« bedarf es weiterer stetiger Überlegungen zur Veränderung unseres disziplinären Verständnisses von Wissenschaftlichkeit und unserer Rolle als WissensproduzentInnen. Die Zusammenarbeit zwischen Gestaltung und Wissenschaft, weil sie so

herausfordernd ist, bildet einen starken Motor, um die Grundlagen unseres Tuns zu reflektieren.

Literatur

- Aigner, Anita (2008): *Architektur als Feld. Die Bourdieusche Soziologie als Herausforderung für die Professionsforschung*. Ausgearbeiteter Vortrag, gehalten auf der Tagung »Profession, Habitus im Wandel«. Humboldt-Universität Berlin, 25./26. Oktober 2007.
- Ammon, Sabine/Froschauer, Eva Maria (Hg.) (2013): *Wissenschaft Entwerfen. Vom forschenden Entwerfen zur Entwurfsforschung in der Architektur*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Baxter, Jamie Scott/Marguin, Séverine/Mélix, Sophie/Schinagl, Martin/Sommer, Vivien/Singh, Ajit (2021): Hybrid Mapping: visual methods at the intersection of sociospatial research and design. In: *SFB Working Paper Series*, Nr. 5 (angenommen 2021).
- Bernhard, Stefan/Schmidt-Wellenburg, Christian (Hg.) (2012a): *Feldanalyse als Forschungsprogramm 1. Der Programmatische Kern*. Wiesbaden: Springer VS.
- Bernhard, Stefan/Schmidt-Wellenburg, Christian (Hg.) (2012b): *Feldanalyse als Forschungsprogramm 2. Gegenstandsbezogene Theoriebildung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Biau, Véronique (1997): L'architecture comme champ: un point sur l'état des recherches. In: Toussaint, Jean-Yves/Younès, Chris (Hg.): *Architecte, ingénieur, des métiers et des professions*. Paris: Editions de La Villette (collection Etudes et Recherches), S. 121-128.
- Biau, Véronique (1998): Stratégies de positionnement et trajectoires d'architectes. In: *Sociétés Contemporaines*, Jg. 29, S. 7-25.
- Biau, Véronique (2003): La consécration des »grands architectes«. In: *Regards Sociologiques*, Association Regards Sociologiques. Lieux, espaces, environnement, Nr. 25/26, o. S.
- Böhm, Bernhard (2016): Eine neue Praxis der Architektur. In: *Manege*, Jg. 1, S. 65.
- Bourdieu, Pierre (1975): The Specificity of the Scientific Field and the Social Conditions of the Progress of Reason. In: *Social Science Information/Information sur les Sciences Sociales*, Jg. 14, Nr. 6, S. 19-47.

- Bourdieu, Pierre (1984): *Distinction: A Social Critique of the Judgment of Taste*. Cambridge: Harvard University Press.
- Bourdieu, Pierre (1987): *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1991): *Die Intellektuellen und die Macht*. Hamburg: VSA-Verlag.
- Bourdieu, Pierre (1992a): *Homo academicus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1992b): *Rede und Antwort*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1998a): *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, Pierre (1998b): *Über das Fernsehen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2001): *Meditationen: zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2004): *Science of Science and Reflexivity*. Cambridge: Polity Press.
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc (1996). *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bredenkamp, Horst/Schäffner, Wolfgang (Hg.) (2015): *Haare hören – Strukturen wissen – Räume agieren. Berichte aus dem Interdisziplinären Labor Bild Wissen Gestaltung*. Bielefeld: transcript.
- Bredenkamp, Horst/Schäffner, Wolfgang (Hg.) (2017): *Das Exzellenzcluster verteidigt eine interdisziplinäre Idee von Universität im weitesten Sinn*. Interview, geführt von Nikolic, Ljiljana, 7. Juli 2017. Online unter: https://www.hu-berlin.de/de/pr/nachrichten/archiv/pm1707/nr_170703_00 (zuletzt aufgerufen: 15. Mai 2020).
- Dattatreya, Ethiraj Gabriel/Marrero-Guillamón, Isaac (2019): Introduction: Multimodal Anthropology and the Politics of Invention. In: *American Anthropologist*, Jg. 121, Nr. 1, S. 220-228.
- Dunin-Woyseth, Halina/Janssens, Nel/Nilsson, Fredrik (2017): *Perspectives on Research Assessment in Architecture, Music and the Arts. Discussing Doctorateness*. London/New York: Routledge.
- Estalella, Adolfo/Criado, Tomas Sánchez (2018): *Experimental Collaborations. Ethnography through Fieldwork Devices*. EASA Series, Bd. 34. New York: Berghahn Books.
- Fariás, Ignacio (2013): Heteronomie und Notwendigkeit. Wie Architekt/innen Wettbewerbsbeiträge entwickeln. In: Tauschek, Markus (Hg.): *Kul-*

- turen des Wettbewerbs: Formationen kompetitiver Logiken. Münster: Waxmann Verlag, S. 173-193.
- Flach, Anna/Kurath, Monika (2016): Architektur als Forschungsdisziplin. Ausbildung zwischen Akademisierung und Praxisorientierung. In: *Archithese*, Nr. 2, S. 72-80.
- Franck, Oya Atalay (2010): Architekturforschung und ihre Finanzierung. In: *Werk, Bauen + Wohnen*, Jg. 97, Nr. 11, S. 66-69.
- Franck, Oya Atalay (2016): *Criteria for ›Doctorateness‹ in the Creative Fields: A Focus on Swiss Architecture*. ARENA Journal of Architectural Research, Jg. 1, Nr. 1, S. 3.
- Fraser, Murray (2013): *Design Research in Architecture: An Overview*. London: Routledge.
- Gengnagel, Vincent/Witte, Daniel/Schmitz, Andreas (2017): Die zwei Gesichter der Autonomie. In: Hamann, Julian/Maeße, Jens/Gengnagel, Vincent/Hirschfeld, Alexander (Hg.): *Macht in Wissenschaft und Gesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS, S. 383-423.
- Gibbons, Michael/Limoges, Camille/Nowotny, Helga/Schwartzman, Simon/Scott, Peter/Trow, Martin (1994): *The New Production of Knowledge: The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*. London: Sage Publications.
- Gingras, Yves (2015): Stephen Hawking Evaporated (in an Actor-Network) Hélène Mialet, Hawking Incorporated, (Chicago, The University of Chicago Press, 2012) and Hélène Mialet, À la recherche de Stephen Hawking (Paris, Odile Jacob, 2014). In: *European Journal of Sociology*, Jg. 56, Nr. 3, S. 523-530.
- Gingras, Yves/Heilbron, Johan (2015): La résilience des disciplines. In: *Actes de la recherche en sciences sociales*, Jg. 5, Nr. 210, S. 4-9.
- Graff, Uta/Ludwig, Ferdinand/Voigt, Katharina (2021) (Hg.): Special Issue Research Perspectives in Architecture. In: *Dimensions of Architectural Knowledge*, Jg. 1, Bielefeld: transcript.
- Gribat, Nina/Misselwitz, Philipp/Görlich, Matthias (Hg.) (2017): *Vergessene Schulen. Architekturlehre zwischen Reform und Revolte um 1968*. Leipzig: Spector Books.
- Gunn, Wendy/Otto, Ton/Smith, Rachel Charlotte (2013): *Design Anthropology: Theory and Practice*. London: Bloomsbury Academic.
- Hutter, Michael (2015): Dissonant Translations: Artistic Sources of Innovation in Creative Industries. In: Antal, Ariane Berthoin/Hutter, Michael/

- Stark, David (Hg.): *Moments of valuation: exploring sites of dissonance*. Oxford: Oxford University Press, S. 57-88.
- Hutter, Michael/Knoblauch, Hubert/Rammert, Werner/Windeler, Arnold (2016): *Innovationsgesellschaft heute. Die reflexive Herstellung des Neuen*. In: Hutter, Michael/Knoblauch, Hubert/Rammert, Werner/Windeler, Arnold (Hg.): *Innovationsgesellschaft heute*. Wiesbaden: Springer VS, S. 15-35.
- Kaldewey, David/Schauz, Désirée (Hg.) (2018): *Basic and Applied Research: The Language of Science Policy in the Twentieth Century*. New York/Oxford: Berghahn Books.
- Keller, Reiner/Poferl, Angelika (2018): *Wissenskulturen der Soziologie*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Klein, Julie Thompson (2017): *Typologies of Interdisciplinarity: The Boundary Work of Definition*. In: Frodeman, Robert (Hg.): *The Oxford Handbook of Interdisciplinarity*. 2. Aufl. Oxford: Oxford University Press, S. 21-34.
- Knoblauch, Hubert (2019): *Reflexive Methodologie und empirische Wissenschaftstheorie*. In: Pfadenhauer, Michaela/Scheibelhofer, Elisabeth (Hg.): *Interpretative Sozial- und Organisationsforschung: Methodologie und Methoden, Ansätze und Anwendung in Wien*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 64-79.
- Knorr-Cetina, Karin (2001): *Laboratory studies. The cultural approach to the study of science*. Thousand Oaks: Sage Publications.
- Knorr-Cetina, Karin (2002): *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kostof, Spiro (1977): *The Architect: Chapters in the History of the Profession*. Oxford: Oxford University Press.
- Kurath, Monika (2015): *Architecture as a Science: Boundary Work and the Demarcation of Design Knowledge from Research*. In: *Science & Technology Studies*, Jg. 28, Nr. 3, S. 81-100.
- Latour, Bruno/Woolgar, Steve (1979): *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts*. Beverly Hills: Sage Publications.
- Lenger, Alexander/Rhein, Philipp (2018): *Die Wissenschaftssoziologie Pierre Bourdieus*. Wiesbaden: Springer VS.
- Lesage, Dieter/Busch, Kathrin (Hg.) (2007): *A Portrait of the Artist as a Researcher. The Academy and the Bologna Process*. Antwerpen: MuHKA.
- Löw, Martina/Marguin Séverine (2021): *Eliciting Space. Methodological Considerations in Analysing Communicatively Constructed Spaces*. In:

- Christmann, Gabriela (Hg.): *Communicative Constructions and the Refiguration of Spaces*. London: Routledge (angenommen 2021).
- Lury, Celia/Wakeford, Nina (2012): *Inventive Methods: The Happening of the Social*. London/New York: Routledge.
- Maldonado, Tomás/Bonsiepe, Gui (1964): Wissenschaft und Gestaltung. In: *ulm – Zeitschrift der Hochschule für Gestaltung*, Nr. 10/11, S. 5-42.
- Mareis, Claudia (2010): Entwerfen – Wissen – Produzieren. Designforschung im Anwendungskontext. In: Joost, Gesche/Kimpel, Kora/Mareis, Claudia (Hg.): *Entwerfen – Wissen – Produzieren. Designforschung im Anwendungskontext*. Bielefeld: transcript, S. 9-32.
- Mareis, Claudia (2016): Designerly Ways of Knowing. Potenziale und Zumutungen einer Wissenskultur des Designs. In: Bredekamp, Horst/Doll, Nikola/Schäffner, Wolfgang (Hg.): *+ultra. gestaltung schafft wissen*. Leipzig: E.A. Seemann, S. 75-82.
- Marguin, Séverine (2021a): On the entanglement between sociology and architecture in the field of spatial research. In: *Dimensions of Architectural Knowledge*, Jg. 1, Bielefeld: transcript (angenommen 2021).
- Marguin, Séverine (2021b): Architecture and Sociology: A Sociogenesis of Interdisciplinary Referencing. In: *Forum: Qualitative Social Research (FQS)*, special issue *The Re-Figuration of Spaces and Cross-Cultural Comparison* (im Erscheinen).
- Marguin, Séverine/Rabe, Henrike/Schmidgall, Friedrich (2019a): *The Experimental Zone. An Interdisciplinary Investigation on the Spaces and Practices of Collaborative Research*. Zürich: Park Books.
- Marguin, Séverine/Rabe, Henrike/Schäffner, Wolfgang/Schmidgall, Friedrich (Hg.) (2019b): *Experimentieren. Eine Bestandsaufnahme experimenteller Praktiken in Wissenschaft und Gestaltung*. Bielefeld: transcript.
- Marguin, Séverine/Pelger, Dagmar/Stollmann Jörg (2021): Mappings as Joint Spatial Display. In: Heinrich, Anna Juliane/Marguin, Séverine/Million, Angela/Stollmann Jörg (Hg.): *Handbuch qualitative und visuelle Methoden der Raumforschung*. Stuttgart: UTB-Verlagsgemeinschaft (angenommen 2021).
- Marres, Noortje/Guggenheim, Michael/Wilkie, Alex (2018): *Inventing the Social*. Manchester: Mattering Press.
- Niewöhner, Jörg (2012): Von der Wissenschaftssoziologie zu der Soziologie wissenschaftlichen Wissens. In: Beck, Stefan/Niewöhner, Jörg/Sørensen, Estrid (Hg.): *Science and Technology Studies*. Bielefeld: transcript, S. 77-101.

- Rammert, Werner/Hutter, Michael/Knoblach, Hubert/Windeler, Arnold (2016): Die Ausweitung der Innovationszone. In: Rammert, Werner/Hutter, Michael/Knoblach, Hubert/Windeler, Arnold (Hg.): *Innovationsgesellschaft heute*. Wiesbaden: Springer VS, S 3-14.
- Reckwitz, Andreas (2012): *Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas (2016): Das Kreativitätsdispositiv und die sozialen Regime des Neuen. In: Rammert, Werner/Hutter, Michael/Knoblach, Hubert/Windeler, Arnold (Hg.): *Innovationsgesellschaft heute*. Wiesbaden: Springer VS, 133-156.
- Rheinberger, Hans-Jörg (2014): Über Serendipität: Forschen und Finden. In: Boehm, Gottfried/Alloa, Emmanuel/Budelacci, Orlando/Wildgruber, Gerald (Hg.): *Imagination: Suchen und Finden*. Paderborn: Fink, S. 233-243.
- Schäffner, Wolfgang (2010): The Design Turn. Eine wissenschaftliche Revolution im Geiste der Gestaltung. In: Joost, Gesche/Kimpel, Kora/Mareis, Claudia (2010): *Entwerfen – Wissen – Produzieren. Designforschung im Anwendungskontext*. Bielefeld: transcript, S. 33-46.
- Schmitz, Andreas/Schmidt-Wellenburg, Christian/Witte, Daniel (2017): Geordnete Verhältnisse? Vielfalt und Einheit relationalen Denkens in der Soziologie. In: *Berliner Journal für Soziologie*, Jg. 27, Nr. 3-4, S. 347-376.
- Schmitz, Andreas/Schmidt-Wellenburg, Christian/Witte, Daniel/Keil, Maria (2019): In welcher Gesellschaft forschen wir eigentlich? Struktur und Dynamik des Feldes der deutschen Soziologie. In: *Zeitschrift für theoretische Soziologie*, Jg. 8, Nr. 2, S. 245-276.
- Schudson, Michael (2005): Autonomy from What? In: Benson, Rodney/Neveu, Erik (Hg.): *Bourdieu and the Journalistic Field*. Cambridge, MA: Malden, S. 214-223.
- Schultheis, Franz (2005): Disziplinierung des Design. In: Swiss Design Network (Hg.): *Forschungslandschaften im Umfeld des Designs*. Zürich: Museum für Gestaltung Verlag, S. 65-83.
- Siegmund, Judith (2019): *Zweck und Zweckfreiheit: Zum Funktionswandel der Künste im 21. Jahrhundert*. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Scott Brown, Denise (1999): The Hounding of the Snark. In: Galison, Peter/Thompson, Emily (Hg.): *The Architecture of Science*. Cambridge, MA: MIT Press, S. 375-384.
- Sommer, Vivien/Baxter, Jamie Scott (2020): Hybrid Mapping für die Analyse von Wissen und Praktiken in deutsch-polnischen Grenzräumen. In: Loh-

- meier, Christine/Thomas Wiedemann (Hg.): *Datenvielfalt: Potentiale und Herausforderungen*. Wiesbaden: Springer VS. (angenommen 2020).
- Stark, David (2009): *The Sense of Dissonance. Accounts of Worth in Economic Life*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Weckherlin, Gernot (2013): Vom Betriebscharakter des Entwerfens. Konjunkturen der Verwissenschaftlichung in der Architektur. In: Ammon, Sabine/Froschauer, Eva Maria (Hg.): *Wissenschaft Entwerfen*. München: Wilhelm Fink Verlag, S. 171-204.
- Weidinger, Jürgen (Hg.) (2013): *Entwurfsbasiert Forschen*. Berlin: Universitätsverlag der TU Berlin.
- Weidinger, Jürgen (2018): Das Programm Entwurfsbasierte Promotion PEP der Entwurfssachgebiete Architektur und Landschaftsarchitektur der TU Berlin. In: Berr, Karsten (Hg.): *Landschaftsarchitekturtheorie*. Wiesbaden: Springer VS, S. 187-194.
- Weingart, Peter (2008): Ökonomisierung der Wissenschaft. In: *NTM Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin*, Jg. 16, Nr. 4, S. 477-484.
- Wildner, Kathrin (2015): Inventive Methods. Künstlerische Ansätze in der ethnographischen Stadtforschung. In: *Ethnoscripts*, Jg. 17, Nr. 1, S. 168-185.
- Witte, Daniel/Schmitz, Andreas (2016): Patent, Delegation und Konsekration. Elemente einer Geltungstheorie des Expertenwissens. In: Raab, Jürgen/Keller, Reiner (Hg.): *Wissensforschung – Forschungswissen. Beiträge und Debatten zum 1. Sektionskongress der Wissenssoziologie*. Weinheim Basel: Beltz Juventa.
- Zahner, Nina Tessa/Karstein, Uta (2014): Autonomie und Ökonomisierung der Kunst. Vergleichende Betrachtungen von System- und Feldtheorie. In: Franzen, Martina/Jung, Arlena/Kaldewey, David/Korte, David (Hg.): *Autonomie revisited. Beiträge zu einem umstrittenen Grundbegriff in Wissenschaft, Kunst und Politik*. 2. Sonderband der Zeitschrift für Theoretische Soziologie, S. 188-210.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Die Experimentalzone aus dem interdisziplinären Forschungsprojekt »ArchitekturenExperimente« am Exzellenzcluster Bild Wissen Gestaltung der Humboldt Universität Berlin. Foto: Friedrich Schmidgall | 2018.

Abb. 2: Eine herrschende Dualität zwischen Soziologie und Gestaltung. Darstellung: Séverine Marguin | Technische Universität Berlin.

Abb. 3: Modellierung Polykontexturalität in der interdisziplinären Raumforschung und -gestaltung durch die Integration struktureller Logiken der soziologischen und Architekturfelder. Darstellung: Séverine Marguin | Technische Universität Berlin.

Empirische Wissenschaftstheorie

Wissenschaftsethnografie, experimentelle Methodenentwicklung und Sensitizing Visits im SFB 1265 »Re-Figuration von Räumen«

Séverine Marguin, Hubert Knoblauch

Einleitung

Die Arbeit in einem Sonderforschungsbereich (SFB) bietet gerade in den Sozial- und Kulturwissenschaften ungewohnte Möglichkeiten. So eröffnet dieses von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Format die Chance zur Grundlage, die durchaus auch im internationalen Vergleich herausragt. Durch die sehr enge Kooperation zwischen Forschenden und Forschungsgruppen verschiedener Disziplinen können breite Fragestellungen systematisch erforscht werden. Diese Kooperation ist von besonderer Bedeutung, wenn es sich um inter- oder transdisziplinäre Verbünde handelt – was bei den Sozial- und Geisteswissenschaften durchaus den Regelfall bildet. Das Format des SFB sieht schließlich auch den Transfer in Wirtschaft und Gesellschaft vor; dies kann durch eigene Transferprojekte geschehen, hat aber auch als Öffentlichkeitsarbeit oder Wissenschaftskommunikation zuletzt selbst von der DFG eine besondere Betonung erfahren.¹

Die genannten Vorteile sind natürlich mit einer Reihe von Herausforderungen verbunden. Vor dem Hintergrund unserer Erfahrungen im laufenden SFB 1265 (»Re-Figuration von Räumen«)², aber auch von Erfahrungen

1 Vgl. https://www.dfg.de/dfg_magazin/aus_der_dfg/aktuelles/180105_jubilaeum_50_jahre_sfb/index.html.

2 Der interdisziplinäre SFB unternimmt eine multimethodische empirische Untersuchung gegenwärtiger Veränderungen des sozialen Raums, die er mit dem Begriff der Refiguration erfasst (vgl. Knoblauch/Löw 2020).

in ähnlichen Einrichtungen³ wollen wir diese im Folgenden reflektieren. Da es keine Vorlagen, kein gesammeltes Wissen oder Regeln für die Durchführung von SFBs gibt und jeder SFB zumeist alles praktische Wissen neu erwerben muss, soll damit auch eine Bresche für die methodische Reflexion der Arbeit in einem SFB geschlagen werden. Denn die bestehende Forschung beschränkt sich auf Begutachtungs- und Bewertungsprozesse (Olbrecht/Klein 2011; Klein et al. 2012) und betrachtet nicht die Wissensproduktion selbst (Baur et al. 2016). Es geht hier (a) um die Frage, wie Grundlagenwissenschaft betrieben wird, aber mittlerweile auch, was darunter im Rahmen dieses Forschungsformats verstanden werden kann und darf. Weil es sich um ein im Kern kollaboratives Forschungsformat handelt, geht es (b) auch um die Frage, wie wissenschaftliche Zusammenarbeit, insbesondere im Hinblick auf Theoriebildung, organisiert und realisiert werden kann. Eine besonders relevante Frage (c) zielt auf die Inter- und Transdisziplinarität, also die Zusammenarbeit verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen (vgl. dazu Knoblauch/Löw 2020; Marguin in diesem Band) und auch über die Grenzen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft hinweg, im Sinne partizipativer Verfahren, eines *public understanding of science* oder *citizen science* (Mittelstraß 2003).

Es handelt sich hier keineswegs um nebensächliche oder nur für SFBs spezifische Fragen und wir möchten im Folgenden auf Grundlage unserer vorläufigen Beobachtungen und Erfahrungen die wissenschaftstheoretische Tragweite dieser Fragen bedenken.⁴ Schon der Begriff der Grundlagenwissenschaft ist heute keineswegs mehr unumstritten. Vielmehr werden die Versuche einer für alle WissenschaftlerInnen geltenden Grundlegung von Wissenschaft (in einem gewissen performativen Widerspruch) als Fundamentalismus abgetan, weil diese Kritik selbst unterstellt, dass sie von allen als geteilt verstanden und umgesetzt werden kann (Marchart 2013). Doch auch wenn es mittlerweile eine breite Wissenschafts- und eine fast betriebs-

3 Séverine Marguin kann auf Forschung im Exzellenzcluster »Bild Wissen Gestaltung. Ein interdisziplinäres Labor« der Humboldt Universität zu Berlin zurückgreifen, wo sie als Wissenschaftsethnografin eine raumbezogene Metaforschung über das Exzellenzcluster durchgeführt hat; Hubert Knoblauch hat Erfahrungen in der gesamten Antragstellung des SFB »Literatur und Anthropologie« (Universität Konstanz), des SFB »Affective Societies« (FU Berlin), wo er als Vorstand gewirkt hat, und als Ko-Leiter des SFB »Re-Figuration von Räumen«, TU Berlin.

4 Für eine erste Ausarbeitung der wissenschaftsethnografischen Arbeiten vgl. Marguin in diesem Band.

förmige Hochschulforschung gibt, so hat sich doch die Verbindung zur jahrzehntelang für das Selbstverständnis der Wissenschaft tragenden philosophischen Wissenschaftstheorie aufgelöst.

Um die wachsende Kluft zwischen Wissenschaftsphilosophie und Wissenschaftsforschung zu überwinden, beginnen wir mit dem Konzept einer »empirischen Wissenschaftstheorie«, die empirisch-analytische Wissenschaftsforschung und normative Wissenschaftstheorie verbindet.⁵ Die Besonderheit der Empirie für diese Wissenschaftstheorie besteht darin, dass sie die eigenen Praktiken analysiert und sie durch diese Selbstreflexivität auf die eigenen Handlungen anwendet, also normativ wendet. Auf der Grundlage sozialkonstruktivistisch orientierter Überlegungen (Berger/Luckmann 1969) verfolgen wir den durchaus kritischen Gedanken, dass die wertenden Legitimationen und methodischen Orientierungen eine kritische Korrektur der empirisch zu beschreibenden Praktiken ermöglichen. Diese Kritik ist möglich, weil sich die empirische Analyse des wissenschaftlichen Handelns nicht auf das jeweilige *Was* des Forschens, sondern auf *Wie* und *Wozu* richtet. Die Analyse des Forschens als eines praktischen Handelns bezeichnen wir als reflexive Methodologie (Knoblauch 2018).

Mit Blick auf den SFB 1265 wollen wir uns auf zwei besondere Formen (»Wie«) beziehen, die wir einerseits auf der Grundlage empirischer Daten analysiert haben und mit denen wir andererseits die normativen Forderungen (»Wozu«) nach trans- und interdisziplinärer Kooperation und Kollaboration der Forschung im SFB erfüllen wollen: Zum *einen* geht es um das Instrument der Wissenschaftsethnografien, die sich mit der Analyse der Kooperation und deren Intensivierung durch die eigenständige Entwicklung experimenteller interdisziplinärer Forschungsmethoden beschäftigt. Zum *Zweiten* wollen wir eine besondere kommunikative Form ansprechen, die zur Abstimmung der allgemeineren theoretischen Ziele des SFB mit den besonderen wissenschaftstheoretischen Ausrichtungen einzelner Projektmitarbeitender dienen soll. In Anlehnung an das uns (teilweise) leitende Konzept der »sensitizing concepts« (Blumer 1954) haben wir es »sensitizing visits« genannt. Beide Formen können in diesem knappen Rahmen nur skizziert werden. Doch soll deutlich werden, dass es der empirischen Wissenschaftsforschung nicht nur um eine »Meta-Research« (Hornbostel 2020) geht, sondern um die reflexive Umsetzung der Forderung nach Wissenschaftlichkeit, die

5 Für eine Ausarbeitung dazu vgl. Knoblauch 2018, 2020.

zwar nicht die einzige, selbstverständlich aber eine der zentralen Anforderungen an wissenschaftliche Forschung sein sollte.

Empirische Wissenschaftstheorie und reflexive Methodologie

Die Frage, ob und wie die Wissenschaft einen Wahrheitsanspruch überhaupt noch substanziell erheben kann, ist seit Langem Gegenstand eines Diskurses der wissenschaftlichen Erkenntnistheorie bzw. Wissenschaftstheorie. Genauer handelt es sich um eine Wissenschaftsphilosophie bzw. *philosophy of science*, die sich etwa mit der Bedeutung von Induktion und Deduktion, der Rolle von Erklären oder der Differenz von Sozial- und Naturwissenschaften beschäftigt. Weil sie immer auch Methodologie, also Logik der Forschung, ist, hat sie eine normative Komponente (Mittelstraß 1974): Sie beschreibt nicht nur, wie geforscht wird bzw. werden kann, sondern sie schreibt damit auch normative Wege vor, wie geforscht werden *soll*, was gut und schlecht, bzw. bezogen auf forschendes Handeln, richtig und falsch ist. Nach ihrer Blüte bis zu den 1980er-Jahren wurde Wissenschaftstheorie in der Philosophie zunehmend randständig (Agassi 2011: 280). An ihre Stelle trat ein kultur- und sozialwissenschaftlicher Ansatz, der Wissenschaft empirisch erforscht. Zu diesem Ansatz gehören die Wissenschaftsgeschichte, die *Social Studies of Science* sowie das interdisziplinäre Feld der *Science and Technology Studies* (STS) (Law 2017: 31).

Auch wenn die Wissenschaftsphilosophie weiterhin besteht, bleiben »exchanges between philosophy of science, history of science and science studies [...] rather sparse; in fact, the disciplines have drifted further apart« (Schickore/Steinle 2006: ix). Um die Kluft zwischen der normativen Wissenschaftstheorie und der empirischen Wissenschaftsforschung zu schließen, schlagen wir das Modell der empirischen Wissenschaftstheorie vor. Sie unterscheidet sich von der klassischen Wissenschaftsphilosophie durch ihren *empirisch-analytischen Grundzug*, von der empirischen Wissenschaftsforschung wiederum durch ihren *normativen Grundzug*: Sie will nicht nur beschreiben, was Wissenschaft ist, sie will auch befinden, was (gute) Wissenschaft sein soll. Während die empirische Wissenschaftsforschung im Regelfall beschreibend und erklärend ist, wird sie zumeist nur dort normativ, wo allgemeine gesellschaftliche Probleme ihren Niederschlag auch in der Wissenschaft finden.

In gewisser Weise refiguriert die empirische Wissenschaftstheorie nicht nur das Verhältnis von theoretischer und empirischer Wissenschaftsforschung. Sie bietet auch einen Ausgangspunkt für die Lösung einer Reihe von Problemen und Herausforderungen der Wissenschaft, die auch SFBs betreffen. Wir wollen drei dieser Herausforderungen hier kurz ansprechen, die für unsere konkreten, unten angeführten Lösungsvorschläge eine Rolle spielen.

Auch wenn systemtheoretische Modelle die Wissenschaft als ein eigenständiges »System« ansehen, das von der Politik, der Ökonomie oder anderen institutionellen Akteuren »funktional« genutzt werden kann, stellt gerade diese Nutzung die *Autonomie der Wissenschaft* keineswegs nur theoretisch infrage. Der instrumentelle Einsatz für die unterschiedlichsten konkreten gesellschaftlichen Zwecke (etwa die Lösung von wirtschaftlichen oder politischen Problemen) wirft die grundsätzliche Frage nach den Grenzen der Wissenschaft auf: Gibt es wissenschaftsimmanente Fragen, Methoden und Ziele oder muss Wissenschaft sich nach ihren GeldgeberInnen richten und von ihnen beurteilen lassen, sei das die »Gesellschaft«, die mediale Öffentlichkeit, der Staat oder andere Einrichtungen (vgl. Knoblauch 2020)? Die Frage nach der Abgrenzung der Wissenschaft ist das klassische Thema der Wissenschaftstheorie, die empirisch nach den Unterschieden, aber auch den Überschneidungen gerade in gegenwärtigen Wissensgesellschaften sucht und in der Zeit zunehmender transdisziplinärer Forschung akuter wird (vgl. Maasen 2007; Büchner 2012). Weil sie sich dabei keineswegs nur an »unbewussten« Praktiken und kollektiven Diskursen orientiert, sondern auch an expliziten Handlungsorientierungen und institutionellen Legitimationen, kann sie kritisch-normativ werden und dem Alltag der Wissenschaft ihre eigenen »Ideale« bzw. institutionellen Leitideen vorhalten.

Eine der großen Herausforderungen der Wissenschaftstheorie stellt der »Relativismus« dar, der sich aus dem sozialwissenschaftlichen Nachweis der sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Tatsachen ergibt. Auch wenn die praktische und diskursive Erzeugung von »Daten« durch die Forschenden selbst von positivistisch orientierten Wissenschaftstheorien kaum mehr ignoriert werden kann (Law 2004: 5), stellt sich die Frage, ob die Einsicht in die wissenschaftliche Konstruktion der Daten zu einem Relativismus ihrer Ergebnisse führt. Denn soziale Konstruktion bedeutet ja keineswegs Beliebigkeit; die Standortabhängigkeit des Wissens betont auch eine Standortgebundenheit und ermöglicht durch den Vergleich den Aufweis von Ähnlichkeiten zwischen Standpunkten – eine Leistung, die Karl Mannheim (1985)

als »Relationierung« bezeichnet hat. Diese Relationierung ist deswegen möglich, weil sich die empirischen Wissenschaften durch einen Bezug auf Objektivationen auszeichnen, die, wenn dieser stabilisiert werden kann, einen entsprechend stabilen intersubjektiven Bezug ermöglichen.

Ein drittes Problem ist die *Prozesshaftigkeit* der Wissenschaft und ihrer Epistemologien. Diese Prozesshaftigkeit stellt die Stabilisierung ihrer Produkte infrage, was zuweilen durch substanzialistische Ontologien oder dogmatische Setzungen ausgeglichen wird. Das Problem der Prozessualität kann indessen durch ein sozialkonstruktivistisches Verständnis von Methoden gelöst werden: Wenn wir bestimmte Erkenntnisse durch bestimmte Methoden herstellen, dann sind sie es, mit denen wir Erkenntnisse stabilisieren. Wie die ethnomethodologisch inspirierte Wissenschaftsforschung gezeigt hat (vgl. Latour/Woolgar 1979), schließen Methoden natürlich die unausgesprochenen Handlungspraktiken, das lebensweltliche Wissen und die sozialen Wissenskulturen in der Wissenschaft ein. Der damit verbundene *Practice Turn* (Schatzki et al. 2001) aber löst Wissenschaft vorschnell in eine unbewusste Praxis auf und übersieht, dass gerade wissenschaftliche Methoden bewusst erlerntes Handlungswissen umfassen: Methodenbücher etwa schreiben ausdrücklich vor, wie etwas gemacht werden soll. In dieser Methodizität der Wissenschaft liegt, wie gesagt, auch ihre Normativität begründet. Die Methodizität der Wissenschaft zeichnet sich dadurch aus, dass die Methoden selbst Gegenstand der systematischen Betrachtung sind, da sie nicht nur Erzeugungsweisen, sondern auch Nachweise sind. Sie ist deswegen immer Gegenstand der wissenschaftlichen Diskussion und Kritik. Sie ist es, mit der die Wahrheit der Aussagen nachvollziehbar, begründbar und eben kritisierbar gemacht wird.

Dabei sollten wir die Methodizität keineswegs auf die praktische regulierte Herstellung von Daten und deren Analyse beschränken, die Gegenstand einer reflexiven Methodologie ist. Sie bezieht sich auch auf die Art der Herstellung allgemeiner Aussagen und begrifflicher bzw. formaler Zusammenhänge, die wir Theorie nennen. Auch die Theoriebildung ist, sofern sie kommuniziert wird, ein empirisch beobachtbarer Prozess, also eine »empirische Theorie« (Kalthoff et al. 2008). Sowohl die Methoden der Theorie- als auch der Methodenbildung sind also Gegenstand einer reflexiven Methodologie, die die empirischen Prozesse beschreibt, in denen sie vollzogen werden. Als Teil einer empirischen Wissenschaftstheorie dient die Beschreibung einer Korrektur der wahrgenommenen und beobachteten Probleme,

die in den untersuchten Kontexten und ihren Diskursen die Wissenschaftlichkeit herausfordern/behindern.⁶

Der SFB 1265 als empirischer Fall

In einem sehr grundlegenden Sinne ist die empirische Wissenschaftstheorie davon abhängig, dass sie forschungspraktisch von einer Person durchgeführt wird, die das wissenschaftliche Handeln aus der subjektiven Perspektive kennt. Auch wenn damit gewisse Selbstverständlichkeiten der Praxis und des »impliziten Wissens« möglicherweise nicht ausreichend expliziert werden können, zielt die empirische Wissenschaftstheorie damit nicht nur auf von außen beobachtete Beschreibungen von Praktiken, subjektlosen AkteurInnen oder Netzwerken; ihre Normativität entsteht erst, wenn das Handeln so angeleitet, erprobt und wieder kritisch korrigierend verbessert werden soll, dass es keineswegs unter die Bewusstseinsschwelle dessen fällt, was gemeinhin Praxis genannt wird, sondern vielmehr ausdrücklich formuliert, diskutiert und kritisiert werden kann. Das gilt insbesondere für kommunikative Formate und soziale Rollen bzw. Institutionen, die wir gezielt in diesem SFB erproben.⁷ Denn genau solche Situationen der Interdisziplinarität, so dissonant sie in unserem Fall zwischen Soziologie und Gestaltung sind, bilden »eine Gelegenheit zur Explizierung der impliziten Dispositionen [insofern sie] ein privilegiertes Terrain für die Beobachtung und Objektivierung der praktischen Schemen sind« (Bourdieu 2001: 85, Übers. d. A.).

Hier möchten wir konkret zwei Instrumente der kollektiven Selbstbeobachtung und -reflexion darstellen: die Wissenschaftsethnografin und die *sensitizing visits*.

6 Dieses Konzept der Reflexivität ist Thema des Special Issue »Positionality Reloaded. Dimensions of Reflexivity in the Relationship of Science and Society«, herausgegeben von Marguin et al. (2021a, im Erscheinen).

7 Ein vorzügliches Beispiel dafür ist die Arbeit von Reichertz (2013) über die Gruppeninterpretation bzw. Datensitzung, die sowohl beschreibende wie auch vorschreibende Elemente vereinigt.

Die Wissenschaftsethnografin im Methodenlab

In einer ersten Form wurde die reflexive Methodologie an der Einrichtung einer »Projektnomadin« erprobt, die in einem laufenden sozial- und kulturwissenschaftlichen Sonderforschungsbereich (Kahl 2019) zur Aufgabe hatte, die Unterschiedlichkeiten der methodischen Vorgehensweisen zu erforschen⁸. Die beschreibend-analysierende Aufgabe der Projektnomadin wurde bei der Rollenbeschreibung der Wissenschaftsethnografin im SFB 1265 um eine experimentelle Dimension (Marguin et al. 2019) erweitert, da sich ihre Aufgabe auch auf die eigenständige Entwicklung von Methoden des visuellen Mappings erstrecken sollte. Dafür wurde ihr die Leitung des Methodenlabs übergeben, wo sie gezielt Interventionen und kollektive Formate entwickeln konnte.

Hintergrund war die inter- und transdisziplinäre⁹ Ausrichtung des raumwissenschaftlichen SFBs mit der Involvierung von gestalterischen Disziplinen wie Architektur und Stadtplanung. In der wissenschaftsethnografischen Untersuchung wurden die Aus- und Verhandlung bzw. Umsetzung der Forderung nach Wissenschaftlichkeit an einer solchen transdisziplinären Schnittstelle beobachtet.

Subjektivität und Objektivität

Auf epistemologischer Ebene unterscheidet sich der Umgang mit *Subjektivität* hinsichtlich der Bewertung bzw. Berechtigung des produzierten Wissens. In den Sozialwissenschaften werden Fakten nach anerkannten Methoden auf routinisierte Weise produziert – auch um über die eigene Subjektivität hinauszugehen, selbst wenn ein positivistischer Glaube an Objektivität vermieden wird. In »Soziologie als Beruf« nahmen Pierre Bourdieu, Jean-Claude Chamboredon und Jean-Claude Passeron die Formulierung von Gaston

8 Ähnliche Ansätze finden sich in der quantitativen Forschung, etwa unter dem Label »survey evaluation« bzw. »process quality« im »survey life cycle«. Für diesen Hinweis danken wir Nina Baur.

9 Transdisziplinarität wurde zunächst mit der Koordination interdisziplinärer Forschung zur Innovation und Bildung verstanden, weitete sich aber seit den 1990er-Jahren als Verbindung theoretischer Forschung mit angewandter Forschung und praktischen Anliegen aus (vgl. Bührmann/Franke 2018). Die »transformative Wissenschaft« setzt sich dabei durchaus programmatische, umfassende Ziele, wie etwa den Klimawandel (Schneidwind/Singer-Brodowski 2014).

Bachelard auf, dass »die wissenschaftliche Tatsache gegen die Illusion des unmittelbaren Wissens errungen, daß sie konstruiert und validiert werden muß« (Bourdieu et al. 1991: 31): *errungen* gegen die Illusion der unmittelbaren Einsicht einer vermeintlich spontanen Soziologie; *konstruiert* allein während des Konstruktionsprozesses des Forschungsgegenstandes; und *validiert* in einem Prozess der empirischen Verifizierung. In diesen drei verwobenen Schritten ist der Umgang der Forschenden mit der Subjektivität zentral und bildet weiterhin einen wichtigen Bestandteil dauernd entwickelter methodologischer Diskurse, insbesondere in der qualitativen Forschung. Der Grundton lautet in der Tat, dass »the problem is not whether subjectivity influences perception – it does – but how it frames perception« (Baur/Ernst 2011: 120). In Anlehnung an Reinhard Koselleck (1979) unterscheiden Nina Baur und Stefanie Ernst (2011: 120ff.) deswegen drei Formen von Subjektivität: das Verstehen bzw. die »insider-perspective«, die Parteilichkeit, die es zu vermeiden gelte, und die Perspektivität bzw. »outsider-perspective«.

In der interpretativen Forschung werden kommunikative Formate als Kontrollinstanz der eigenen subjektiven Interpretation bevorzugt, wie zum Beispiel gemeinsame Datensitzungen, die intersubjektive Validierung von Beobachtungen ermöglichen. Dabei gilt es für die Forschenden, Vorurteile und unbewusste Bestimmungen aufzudecken und sich von ihnen zu lösen. In der Tat gilt die implizite Regel: »Anschauungsbilder [*im Original: intuition*] sind sehr wertvoll: Sie dienen dazu, beseitigt zu werden. Indem das wissenschaftliche Denken seine primären Bilder zerstört, entdeckt es seine organischen Gesetze.« (Bachelard 2006: 160)

In den gestalterischen Disziplinen wie der Architektur dagegen besitzt die Intuition einen extrem hohen Stellenwert. Der Entwurf ist ein persönlicher Akt der GestalterIn, eine subjektive Synthese aus individueller Erfahrung, praktischem wie theoretischem Wissen und Vision. Die GestalterIn ist und soll *parteilich sein*, insofern als subjektive Wahrnehmung und Empfinden dabei eine zentrale Rolle spielen:

»Was der Designer weiß, glaubt, fürchtet, wünscht, geht in seine Denkweise bei jedem Schritt des Prozesses ein und beeinflusst seinen Gebrauch der epistemischen Freiheit. Er wird sich – natürlich – den Standpunkten verschreiben, die zu seinem Glauben, seinen Überzeugungen, Vorlieben und Wertvorstellungen passen, wenn er nicht von jemand anderem – oder aus eigener Einsicht – überredet oder überzeugt wird.« (Rittel 2013: 130)

Allerdings steht gerade die Architektur nicht allein unter dem Primat der Kunst, sondern weist auch wichtige Bezüge zu Material- und Technikwissenschaften auf (Jacques 1986; Philipp 2012). In Anlehnung an Gerhard Banse kann so der Entwurfsprozess als Verwebung von drei Vorgehensweisen, nämlich »methodische (logische, algorithmische, streng planbare, zwingende, meist überindividuelle), heuristische (nicht-algorithmische, unscharf planbare, häufig individuelle) und kreative (intuitive, auf gelenkter Fantasie beruhende, oftmals unterbewusst sich vollziehende und als Gedankenblitz sich darstellende) gedankliche Prozeduren« (Banse 2001: 31), gefasst werden. Für den Umgang mit Objektivität und Subjektivität heißt das, dass die Wissenskultur der ArchitektInnen von relativ heterogenen Bezügen geprägt ist: einerseits vom Glauben an eine objektive Erfassbarkeit der Materialität – Systematik – und andererseits von einer künstlerischen freien persönlichen Haltung – Intuition.

Miss-Verstehen

In der Zusammenarbeit zwischen ArchitektInnen und SoziologInnen sind diese Unterschiede in Verständnis und Umgang mit Subjektivität dauernde Quelle von Missverständnissen. Es lassen sich empirisch drei typische Situationen von kommunikativem Aneinander-Vorbei-Reden identifizieren:

- a. Eine »Partei« (wie wir abkürzend sagen möchten) erzeugt ein Bild des Anderen und verwendet dabei eine für die andere »Partei« irreführende Kategorie.

Beispiel: ArchitektInnen sprechen von »Objektivität«, die die SoziologInnen in ihrer Forschung beanspruchen würden, obwohl die »Objektivität« in diesem Fach sehr umstritten ist. Andersherum kategorisieren die SoziologInnen die ArchitektInnen nur als »künstlerisch« agierende WissensproduzentInnen und übersehen dabei ihren ingenieurwissenschaftlichen Background.

- b. Die Motivation zur interdisziplinären Zusammenarbeit einer Partei wird nicht expliziert und dabei werden wichtige Züge der Wissenskultur der jeweiligen Disziplinen übergangen.

Beispiel: Aus der Geschichte der Interaktion von Architektur und Soziologie wird deutlich, dass die ArchitektInnen, die die Nähe der SoziologInnen suchen, typischerweise diejenigen sind, die einen kritischen Blick auf die Stadt bzw. auf ihre gestalterische Praxis werfen wollen (Gribat et

- al. 2017). Dies impliziert, dass sie per se sozialwissenschaftlich-orientierte Forschungspraxis mit einem kritisch-partizipativen Charakter verbinden und von der Soziologie einen gesellschaftlichen Aufklärungsimpuls für die räumliche Situation erwarten, die sie erforschen *und* verändern wollen. Dies führt wiederum zu Konflikten mit dem in der grundlagenwissenschaftlich-orientierten Sozialforschung herrschenden Gesetz zur Vermeidung von Parteilichkeit. Und es verweist definitiv auf ein unterschiedliches Verständnis von Kritik.
- c. Eine Partei steht unter externem hochschul- und forschungspolitischem Druck, versucht, sich dementsprechend den Gütekriterien der anderen Disziplinen anzupassen und fördert dabei unbewusst eine Orthodoxie der impliziten disziplinären Regeln, wird sozusagen »päpstlicher als der Papst«. Wie Bourdieu zeigt, lebt jede Disziplin unter kollektiver Heuchelei, »jeder weiß, dass es nicht so passiert, wie wir es sagen, aber jeder handelt so, als ob es so wäre« (2001: 53, Übers. d. A.). Das von Peter Medawar für die Biologie beschriebene Phänomen, dass der Forschungsprozess im Nachhinein für die Veröffentlichung »bereinigt« wird, gilt auch für die Sozialwissenschaften: »Die Ergebnisse scheinen entschiedener und ehrlicher zu sein; die kreativsten Aspekte der Forschung verschwinden und erwecken den Eindruck, dass Fantasie, Leidenschaft und Kunst keine Rolle gespielt haben und dass Innovation nicht aus der leidenschaftlichen Tätigkeit tief eingesetzter Hände und Köpfe resultiert, sondern aus der passiven Unterwerfung unter die sterilen Gebote der sogenannten »wissenschaftlichen Methode«.« (Medawar 1964: 42f., zit.n. Bourdieu 2001: 48, Übers. d. A.).

In solchen Situationen wird der schmale Grat interdisziplinärer Zusammenarbeit sichtbar. In unserem empirischen Fall geschieht dies etwa deswegen, weil ArchitektInnen nicht wissen (können), wo die (inoffiziell akzeptablen) Grenzen der Rigorosität methodischen Vorgehens in der qualitativen Sozialforschung liegen, während es wiederum den SoziologInnen schwer fällt diese zuzugeben – wegen des von Bourdieu beschriebenen »Regulierungsgebots«. ¹⁰

Diese drei Typen interdisziplinärer Missverständnisse zeigen, dass kommunikatives Handeln im interdisziplinären Kontext aufwendige kommuni-

10 Vgl. Bourdieu 2001: 53: »Impératif de régularisation, de »se mettre en règle«.

kative Aushandlung der eigenen und fremden Praxis erfordert. Genau dazu können die wissenschaftsethnografische Forschung und ihre kollektive Selbstbeobachtung beitragen.

Intervention und Mappings

Im Rahmen des Methodenlabs nimmt die ethnografische Arbeit zur Interdisziplinarität selbst einen experimentellen und gestalterischen Charakter an, indem die Wissenschaftsethnografin (Séverine Marguin) in regelmäßigen Abständen disziplinüberschreitende Arbeitsformate initiiert – sei es durch Datensitzung, Forschungswerkstatt oder internationale Tagung. In dem Sinne bildet die Position der Wissenschaftsethnografie eine Technologie zur akuten Selbststeuerung der interdisziplinären Forschungskonstellation und übernimmt möglicherweise die Rolle von VermittlerIn, ÜbersetzerIn oder ModeratorIn, während zu ihren Aufgaben zugleich die Entwicklung neuer interdisziplinärer Methoden für die Raumforschung gehört.

In der ersten Phase des SFB liegt ein Schwerpunkt der Arbeit – neben der methodologischen Reflexion der interdisziplinär verwendeten Methoden – auf den qualitativen Methoden der Raumforschung. Da ein Teil der Disziplinen vorrangig über das Visuelle, ein anderer Teil über das Verbale kommuniziert, gilt es ein gemeinsames Verständnis der unterschiedlichen Methoden und ihrer Verwendungen zu entwickeln.

Am SFB kristallisiert sich dies in der Arbeitsgruppe zum Thema »Hybrid Mapping Methods«¹¹, in deren Rahmen wir theoretische und methodologische Entwicklungen eines Mapping-basierten Programms der soziologischen Raumforschung vorantreiben (Baxter et al. 2021; Löw/Marguin 2020; Baxter/Sommer 2020). Unter dem Label »Hybrid Mapping« verstehen wir Mapping-Ansätze als eine Mischform sowohl visueller, raumbezogener und sozialwissenschaftlicher Werkzeuge, die multiperspektivische Datenerhebungen, Analysen und schließlich Visualisierungen von Forschungsergebnissen ermöglichen. Die Hybridität weist vor allem drei Dimensionen auf:

- die Integration von heterogenen Daten und insbesondere von quantitativen und qualitativen Daten;

11 Vgl. <https://www.sfb1265.de/forschung/methoden-lab/arbeitsgruppe-hybrid-mapping-methods/>.

- die Überschreitung der Erhebungs-, Auswertungs- und Darstellungsphase;
- die interdisziplinäre Inspiration zwischen Architektur, Planung, Soziologie, Anthropologie und Geografie.

Aus der Sicht der SoziologInnen geht es in der Arbeitsgruppe darum, eine normative Arbeit zu leisten, damit das Verfahren, das in der Architektur und Planungswissenschaften praktiziert wird, den regulierenden Gütekriterien der sozialwissenschaftlichen Forschung entspricht. In der Notwendigkeit, Probleme methodologischer bzw. epistemologischer Natur zu identifizieren und anzugehen, stellt sich relativ schnell die Frage, wie die gestalterischen Wissenspraktiken aus der Architektur in die Sozialwissenschaften integriert werden können, ohne dass sie dabei ihre »Erkenntniskraft« verlieren.

Zur Lösung dieses Problems ist ein außersozialogischer Diskurs wichtig, der als *Design Turn* bezeichnet wird. Hier wurde die philosophische (vgl. Rott 2003; Nimtz 2009) wissenschaftstheoretische (vgl. Simon 2019 [1969]) Unterscheidung zwischen synthetischem und analytischem Denken resp. für die Gestaltung und Wissenschaft vorgeschlagen (Schäffner 2010; Mareis 2010; Oswalt 2015). Synthese wird in dem Zusammenhang als die Fähigkeit der gedanklichen und praktischen (oftmals visuellen) Zusammensetzung (im Sinne einer *composition*) von Einzelementen zu ganzen Konstrukten verstanden. Die ethnografische Untersuchung zeigt, dass das Entwerfen – im Einklang mit der Literatur zur Gestaltung – seine Erkenntniskraft aus dieser synthetischen Leistung zieht. Es wird als »assoziativ«, »iterativ«, »nicht-rational«, »nicht-linear«, »addierend« beschrieben (Yaneva 2009: 7). Alle diese Züge lassen sich allerdings schwer mit dem Anspruch der Nachvollziehbarkeit in den Sozialwissenschaften vereinbaren. Indem sie kodieren, typisieren und schreiben, folgt das Denken der SozialwissenschaftlerInnen einer sequenziellen Linearität und Hierarchisierung, um ein Argument so aufzubauen, dass es nachvollziehbar wird. Exemplarisch sind dafür die Baumstruktur der Software MaxQDA oder der Argumenteaufbau akademischer Textgattungen, während die GestalterInnen durch den Einsatz visueller Instrumente noch vor jedem 3D-Modell in der Fläche einer Zeichnung denken, wo multiple Inbezugsetzungen sofort möglich sind. In einem Interview bringt eine Architektin diese Unterschiedlichkeit beider Vorgehen gut auf den Punkt:

»Was ich jetzt merke, wenn ich mich jetzt an diesen Texten abarbeite, dass man ganz stark Dinge nacheinander [...] bearbeiten muss, um dann so The-
sen herzuleiten. [...] Und was aber im Entwurf passiert, ist, dass dieser iterati-
ve Prozess wahnsinnig kompensiert verläuft und man kann so für sich selbst
so short cuts herstellen, zwischen iterativen Prozessen.« (Interview mit einer
Architekturforscherin, 2020).

Wie soll man diese Unterschiede des erkenntnisgenerierenden Vorgehens
in eine Methode integrieren? Das ist genau eine der Herausforderungen,
die wir in der Entwicklung des neuen Instruments Hybrid Mapping prak-
tisch erproben. Dabei ist vor allem eine Frage auf der *methodischen* Ebene
zu klären: Wie werden Daten in einem sogenannten »joint spatial display«
integriert (Marguin et al. 2021b)? Eine andere Frage ergibt sich auf der *epis-
temologischen* Ebene: Wie werden Verständnisse von (relationalem und abso-
lutistischem) Raum und von (konstruierter und ontologischer) Wirklichkeit
integriert (Baxter et al. 2021; Löw et al. 2021)?

Das Beispiel der Entwicklung und Etablierung einer neuen Methode und
der Bestimmung ihres vorschriftlichen Charakters macht sicherlich deutlich,
dass es hier um die Entwicklung von Normen geht – vor allem ab dem Mo-
ment, wenn solche neuen Methoden in Handbüchern und peer-reviewed Zeit-
schriften veröffentlicht und dadurch »kanonisiert« (Bourdieu 2001: 77), also
in der sozialwissenschaftlichen Gemeinschaft akzeptiert werden, sodass sie
die Regeln des sozialwissenschaftlichen Produzierens nachhaltig verändern.

Soziale Theoriebildung und Sensitizing Visits

Das zweite Instrument, das wir für die Kooperation und Kollaboration der
Forschung im SFB entwickelt haben, wirkt nicht auf einer methodischen,
sondern vielmehr theoretischen Ebene. Da der SFB soziologisch geleitet
wird und auch der Rahmenantrag sowie die allgemein rahmenden Tex-
te (noch) dem sprachlich-begrifflichen und kommunikativen Muster der
sozialwissenschaftlichen Erkenntnis folgen, stellt sich die Frage, wie die
sozialtheoretischen Epistemologien der verschiedenen Projektgruppen zu-
sammengeführt werden können. Um projektübergreifend eine gewisse be-
griffliche Kohärenz herzustellen, haben wir das Instrument der *sensitizing
visits* entwickelt.

Umgang mit theoretischer Pluralität

Schon bei der Vorbereitung des Antrags hat sich der Vorschlag als erfolgreich erwiesen, die theoretischen Rahmungen als Bezugssprache zu verwenden, die auch zur Formulierung der Fragestellungen des SFBs und damit zur Wahrnehmung der von ihm formulierten Probleme beigetragen hat. Diese *Lingua Franca* soll dazu dienen, die grundlegenden raumtheoretischen Fragestellungen der verschiedenen Disziplinen über ihre Grenzen hinweg verstehbar und umsetzbar zu machen.

Die epistemologische Pluralität beschränkt sich keineswegs nur auf die offenkundigen Differenzen zwischen Disziplinen. Denn selbst innerhalb der Soziologie finden wir sehr unterschiedliche theoretische Orientierungen, die auch mit den jeweiligen Spezialsoziologien verbunden sind (also etwa STS in der Techniksoziologie oder ANT in der Politiksoziologie). Während wir uns auf der theoretischen Grundlagenebene bemühen, diese verschiedenen Ansätze zu integrieren (Knoblauch/Steets 2020; Löw 2020), halten wir uns für die diversen begrifflichen und disziplinären Perspektiven der Projekte auf der Ebene der »Theorien mittlerer Reichweite« (Merton 1968) systematisch offen. Diese Offenheit ist mit der Zentralstellung der »sensitizing concepts« (Blumer 1954) und einer teilweise empirisch begründeten Vorgehensweise (Bowen 2006) verbunden, die sich vor allem auf die gesellschaftsdiagnostischen Thesen der gegenwärtigen Refiguration von Räumen beziehen (vgl. Löw/Knoblauch in diesem Band). Ihre analytischen Merkmale sollen anhand der (vorläufigen) Sub(hypo-)thesen Polykontextualität, Translokalisierung und Mediatisierung in der empirischen Forschung bestimmt werden. Aus der empirischen Arbeit der jeweiligen Forschenden emergieren Konzepte für die von ihnen untersuchten Phänomene, die auf ihre Passung miteinander sowie mit Blick auf die Hypothesen überprüft werden. So versuchen wir beispielsweise in einem Projekt über Kontrollräume die Folgen ihrer Mediatisierung mit dem hypothetischen Konzept der Polykontextualisierung zu verbinden, indem wir jedes als neu beobachtbare qualitative Raummerkmal als analytisches Attribut (sozusagen *differentia specifica*) nutzen (Knoblauch/Janz/Schröder in diesem Band). Das ideale Ziel eines solchen Projektverbundes besteht sicherlich in einer systematischen Integration dieser Befunde, aus denen dann die weiteren Fragestellungen, Forschungsaufgaben und methodischen Anforderungen abgeleitet werden.

Verschaltete Prozesse zirkulärer Erkenntnisgenerierung

Nun bildet in dem Zusammenhang der spezifische Aufbau eines Sonderforschungsbereichs eine verschaltete Struktur, in der wie in einem Uhrwerk mehrere Rädchen ineinandergreifen. Zirkuläre Prozesse der Erkenntnisgenerierung finden also auf drei unterschiedlichen Ebenen der Abstraktion parallel statt und bedingen einander: auf der Ebene der SprecherInnen-schaft, die für die gesamte sozialtheoretische Thesenbildung verantwortlich ist; auf der Ebene der Teilprojekte, die für spezifische Anwendungsfelder zuständig sind; auf der Ebene der Qualifikationsarbeiten, die im Rahmen der Teilprojekte durchgeführt werden und hochspezifische Frage behandeln (Abb. 1).

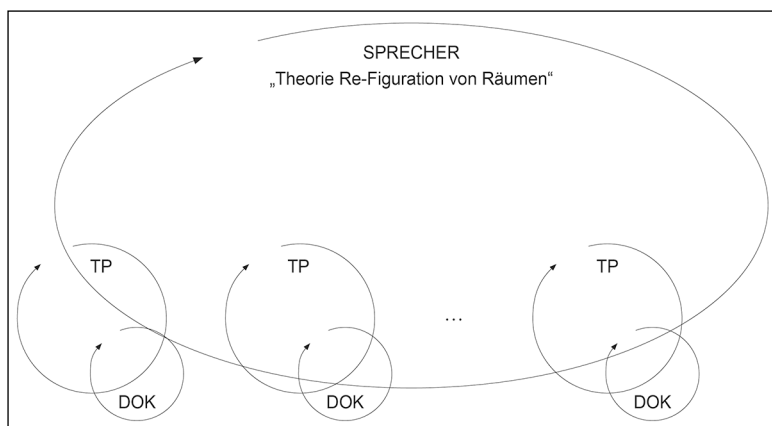


Abb. 1: Zirkuläre Prozesse der Erkenntnisgenerierung im SFB. Darstellung: Séverine Marguin/Hubert Knoblauch | Technische Universität Berlin 2020.

In unserem SFB wurde in der Antragsphase gegen ein »Theorie-Teilprojekt« entschieden, wie es sonst in anderen geistes- und sozialwissenschaftlichen SFBs üblich ist. Die Gesamtführung der theoretischen Thesen wird von der SprecherInnen-schaft übernommen – weil dies genau die Zusammenführung ihrer eigenen theoretischen Programme darstellt. Das führt zu einem besonderen Hierarchieverhältnis. Die daraus resultierende Dominanz dieser beiden theoretischen Positionen ist ein Thema, das immer wieder in internen kommunikativen Situationen angesprochen wird:

»What I want to say is the way our CRC is built is not a democratic playground where everyone can do his or hers. The way our CRC is built is based on your theory, Martina, and your theory, Hubert. And we all have to learn your language and that is what we have been doing in the first year. [...] [...] There is power. [But] I mean to get this enormous amount of funding, you need to have powerful people with a powerful standing in their discipline.« (Ilse Helbrecht, 1. SFB Internationale Tagung 2019, Podiumsdiskussion zur Interdisziplinarität).

Dies ergibt eine eher pyramidale Vorstellung der theoretischen Wissensproduktion, die aber innerhalb eines relativ dezentralisierten Wissensapparats entstehen soll: In der Tat agieren die Teilprojekte sehr selbstständig und relativ autark, teilweise sind sie an anderen Universitäten ansässig. Diese Ambivalenz wird von der Sprecherin des SFB in ihrer Rede während einer SFB-Neujahrsfeier vor den Mitgliedern auch mal mit Humor angesprochen:

»[Die Sprecherin des SFB] nimmt den Vergleich eines umgekehrten Tannenbaums, wie das Wissen in der Breite bei den Teilprojekten produziert wird und dann über die Hierarchie geht bis zum Sprecher, letztlich, wo die Essenz rauskommen soll. Aber dann korrigiert sie sich selbst und fügt hinzu, nein so ist es nicht, es ist viel mehr wie ein Rhizom, wo Wissen in den Verbindungen entsteht.« (Feldnotizen SFB-Neujahrsfeier 2019)

Wie ist es in dem Kontext möglich, alle Beteiligten in Einklang oder zumindest in Resonanz miteinander zu bringen? Was hier, wie üblicherweise in der Wissenschaftstheorie, wie ein logischer Schluss in einem Text (oder einem Verstand) erscheint, muss empirisch als sozial-kommunikativer Prozess verstanden werden, der sich aus Gesprächen, dem Verschicken und Kommentieren von Überlegungen, aus einzelnen oder kooperativ erarbeiteten Veröffentlichungen, Manuskripten und vor allem verschiedenen kommunikativen Formaten ergibt. Viele solcher Formate sind sehr typisch für SFBs, wie etwa monatliche Plenumssitzungen, kleinere Workshops zusammen mit gemeinsamen Gästen oder größere internationale Tagungen. Allerdings verleiten sehr viele dieser intern öffentlichen Formate zur Erzeugung performativer Vorderbühnen, sodass die vorläufigen Arbeiten aus den ersten Projektjahren entweder zurückgehalten werden oder nicht einsehbar bleiben. Gerade weil auch die DFG auf die informellen persönlichen Gespräche zwischen Mitarbeitenden aller Qualifikationsebenen setzt, die »durch die räumliche Nähe oft

auch zufällig entsteht« (DFG Magazin, 2018), muss (gerade in einem auf sozialen Raum spezialisierten SFB) auf die räumliche Verteilung der Projekte in SFBs geachtet werden (Thierbach 2016). In unserem Berliner Fall kann es durchaus eine Stunde dauern, um von einem Projektsitz in Adlershof zum SFB-Sitz in Charlottenburg zu fahren. Schon diese räumliche Verteilung bildet den ursprünglichen Impuls für unsere *sensitizing visits*, bei denen die SprecherInnen, VertreterInnen des Vorstands und die Wissenschaftsethno- graphin die Projektgruppen an »ihrem« Ort besuchten und dadurch die machtvolle Zentralität der antragsstellenden Universität temporär brachen. Der Besuch der SprecherInnenschaft wurde von den Teilprojekten als einmalige GastgeberInnen unterschiedlich orchestriert bzw. inszeniert: ob relativ eng im Büro der TeilprojektleiterIn, im Fachgebietssitzungsraum mit allen Fach- gebietsmitgliedern oder im großen Saal mit einer Videoinstallation.¹²

Inhaltlich geht es in diesen Gesprächen genau um jenen Prozess, der als wechselseitige konzeptionelle Sensibilisierung gedacht ist: um den Aus- tausch zwischen SprecherInnenschaft und Teilprojekten zur vorläufigen Theoriebildung aus der empirischen Arbeit. Dabei hat es sich als sinnvoll er- wiesen, die Offenheit der Konzepte zu betonen, die Gefahr der Subsumption unter die hypothetische Kategorie zu vermeiden und auf die Nutzung spe- zifischerer Konzepte und alternativer Begriffe aus den jeweiligen Diszipli- nen zu drängen. Der Status der bereits im Antrag festgesetzten *sensitizing concepts* bleibt relativ zwiespältig: Einerseits sorgen sie für einen gemeinsam Rahmen und fungieren als wichtige Anhaltspunkte für die Ausrichtung der Forschung. Für die SprecherInnenschaft ist der Vergleich, wie die Teilpro- jekte die theoretischen Rahmenkonzepte auf der Basis ihrer Empirie unter- schiedlich definieren und anreichern, bereits sehr ergiebig. Andererseits können sie ebenfalls einen hemmenden Effekt haben, insofern sie die Emer- genz alternativer Konzepte bremsen und – wie es im Umfeld der *grounded theory* bereits diskutiert wurde – die Aufmerksamkeit von anderen wichti- gen Aspekten umlenken (Bowen 2006: 14).

12 Aus dem Grund wurde es klar, dass die Lokalität, in der die Forschungsgruppen gemein- sam auftreten, so bedeutsam ist, dass in der Zeit der Corona-Pandemie die *sensitizing visits* nicht in digitale Formate übersetzbar sind.

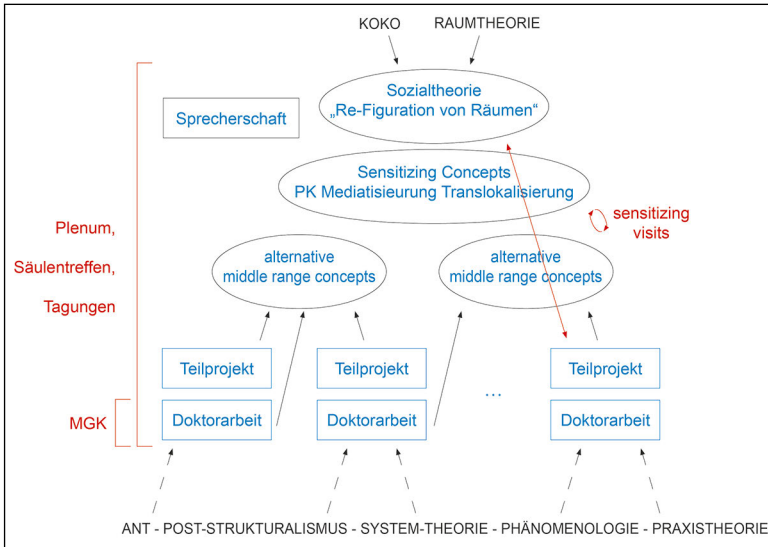


Abb. 2: Sozial-kommunikative Formate für die Theoriebildung im SFB
Darstellung: Séverine Marguin/Hubert Knoblauch | Technische Universität Berlin
2020.

Innerhalb des SFB koppelt sich diese Zwiespältigkeit mit dem bereits genannten Machteffekt, da die *sensitizing concepts* in der Verantwortung der SprecherInnen liegen. *sensitizing visits* nehmen aus der Sicht der Teilprojektleitenden stets evaluative Züge an und schaffen einen gewissen Druck, ihre Recherche mit dem SFB-Schirm in Einklang zu bringen. Gerade deswegen zeigt sich, dass im Rahmen von *sensitizing visits* die Konfrontation mit den *sensitizing concepts* im zweiten oder dritten Jahr des SFB recht produktiv sein kann, wenn die Projektgruppen eine gewisse empirische Sättigung bemerken, aber die Verbindung zu den abstrakten Hypothesen (noch) nicht erkennen. Die *sensitizing visits* können dann einen Prozess anstoßen, der wegen der empirischen Komplexität von den Teilprojekten selbst nicht unbedingt angeleitet wird — wie die wissenschaftsethnografische Untersuchung es beobachtet:

»Ich bleibe allein mit dem/der Mitarbeiter/in zurück. Er/sie sagt, dass sie [als Teilprojekt] hier sonst nie über die drei Begriffe [Polykontextualisierung,

Mediatisierung, Translokalisierung] sprechen, nur eben, wenn die Chefs dabei sind.« (Feldnotizen *Wissenschaftsethnografie sensitizing visits* 2019-2020)

Für die Theoriebildung können solche sozial-kommunikativen Formate die Verknüpfung der hypothetischen *middle-range*-Theorien mit den *sensitizing concepts* etwa forcieren und zur aktiven Theoriebildung führen (Abb. 2).

Fazit

Die Wissenschaftsethnografin wie auch die *sensitizing visits* sind kommunikative Formen bzw. Institutionen, die »in« den SFB hineinwirken. Sie sollen normativ dazu beitragen, die ausdrücklich formulierten abstrakten und allgemeinen Erkenntnisziele des Gesamtverbundes so zu formulieren, dass die verschiedenen Disziplinen und AkteurInnen miteinander ins Gespräch kommen. Dadurch soll die Unterschiedlichkeit ihrer Vorgehensweise wechselseitig dazu anleiten, dass sowohl inhaltlich wie methodisch Neues aus dieser Kooperation geschaffen und gemeinsame Befunde aus den verschiedenen Perspektiven erreicht und vermittelt werden können. Auf diese sozial-kommunikative Weise soll eine interdisziplinäre und, wie beim Beispiel des Hybrid Mapping, transdisziplinäre Form der Wissenschaftlichkeit erreicht werden.

Weder die allgemeine Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung noch die besondere Aufgabe von Sonderforschungsbereichen besteht lediglich in der Verfolgung der Wissenschaftlichkeit als Selbstzweck und der Generierung von Erkenntnissen, die bloß in etablierten, von spezialisierten Forschenden geprüften und kritisierten Fachveröffentlichungen kursieren und damit ausschließlich in den methodisch und inhaltlich zuständigen Teilen des wissenschaftlichen Systems kommuniziert werden. Als ein immer stärker wachsendes, breiter finanziertes und nicht zuletzt breiter rekrutiertes institutionelles Feld gegenwärtiger Gesellschaften haben die Wissenschaften auch die Aufgabe der externen Kommunikation mit der Gesellschaft und damit der Rückführung ihrer Befunde, Einsichten und Anregungen in die Gesellschaft – also das, was heute Wissenschaftskommunikation heißt (Horst et al. 2017). Deswegen sind sie auch in die normative Ordnung der Gesellschaft eingebunden, die etwa aus dem politischen oder ökonomischen System Mittel und Aufgaben an die Wissenschaft vergibt, sie für bestimmte

Zwecke nutzt und von ihr Antworten oder Anregungen verlangt. Die historische und soziologische Wissenschaftsforschung hat diese Verbindung schon lange gesehen und analysiert. Seit ihren Anfängen hat sie darauf hingewiesen, wie sehr die Wissenschaft selbst von gesellschaftlichen Normen und Werten durchdrungen ist, etwa die frühe Naturwissenschaft von protestantischen Werten, die modernen Sozialwissenschaften von der nationalstaatlichen Ordnung oder die Kulturwissenschaften von der Dominanz westlicher männlicher Forscher. Zwischenzeitlich ist jedoch nicht nur die Öffnung der Wissenschaft in die Gesellschaft hinein etwa als »mode 2« beobachtet worden (Gibbons et al. 1994); wissenschaftliche Forschung hat sich einerseits ausgeweitet;¹³ andererseits wird sie mittlerweile wie selbstverständlich nicht nur von den verschiedensten Institutionen und gesellschaftlichen Gruppen beauftragt; betrachtet man entsprechende Forderungen der zuständigen Ministerien oder der DFG, dann muss auch die Grundlagenforschung ihre Forschungsanliegen und Ergebnisse zunehmend außerhalb der Wissenschaft kommunizieren.

Es ist gerade vor dem Hintergrund dieser von der Politik, der Ökonomie oder der (Zivil- oder publizistischen) Gesellschaft gestellten Forderungen geradezu eine Notwendigkeit, dass die Wissenschaft die Kriterien ihrer Geltung, Gültigkeit und letzten Endes Wahrheit nicht vollständig an diese Institutionen und die für sie relevante »Evaluation« übergibt, sondern selbst formuliert, bestimmt und ggf. verteidigt, was wissenschaftlich ist – nicht um sich als eine autonome Wissenschaft von der Gesellschaft abzugrenzen, sondern vielmehr um ernsthaft als Wissenschaft auftreten und einen von den anderen gesellschaftlichen Akteuren unterscheidbaren und durch den eigenen Anspruch ausgewiesenen Beitrag leisten zu können.

13 Auch die Bologna-Reformen haben dazu geführt, »that areas that previously were not driven by research, notably creative fields like architecture and the arts, now have to articulate how they produce knowledge and have to invest in developing genuine research communities« (Dunin-Woyseth et al. 2017: ix).

Literatur

- Agassi, Joseph (2011): Current Philosophy of Science. In: *Philosophy of the Social Sciences*, Jg. 41, Nr. 2, S. 278-294.
- Bachelard, Gaston (2006): *Die Philosophie des Nein. Versuch einer Philosophie des neuen wissenschaftlichen Geistes. Mit einem Essay von Joachim Kopper*, 2. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Banse, Gerhard (2001): Erfinden im Spannungsfeld von Methodik, Heuristik und Kreativität. In: Banse, Gerhard/Müller, Hans-Peter (Hg.): *Johann Beckmann und die Folgen*. (Erfindungen – Versuch der historischen, theoretischen und empirischen Annäherung an einen vielschichtigen Begriff), Bd. 17. Münster: Waxmann, S. 27-47.
- Baur, Nina/Ernst, Stefanie (2011): Towards a Process-Oriented Methodology: Modern Social Science Research Methods and Norbert Elias's Figurational Sociology. In: *The Sociological Review*, Jg. 59, Nr. 1, S. 117-139.
- Baur, Nina/Besio, Cristina/Norkus, Maria (2016): Organisationale Innovation am Beispiel der Projektifizierung der Wissenschaft. In: Rammert, Werner/Windeler, Arnold/Knoblauch, Hubert/Hutter, Michael (Hg.): *Innovationsgesellschaft heute*. Wiesbaden: Springer, S. 373-402.
- Baxter, Jamie Scott/Sommer, Vivien (2020): Hybrid Mapping für die Analyse von Wissen und Praktiken in deutsch-polnischen Grenzräumen. In: Lohmeier, Christine/Wiedemann, Thomas (Hg.): *Datenvielfalt: Potenziale und Herausforderungen*. Wiesbaden: Springer VS (angenommen 2020).
- Baxter, Jamie Scott/Marguin, Séverine/Mélix, Sophie/Schinagl, Martin/Sommer, Vivien/Singh, Ajit (2021): Hybrid Mapping: Visual methods at the Intersection of Sociospatial Research and Design. In: *SFB 1265 Working Paper 5* (angenommen 2021).
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- Blumer, Herbert (1954): What is Wrong with the Social Theory? In: *American Sociological Review*, Jg. 18, S. 3-10.
- Bourdieu, Pierre (2001): *Science de la science et réflexivité*. Paris: Raisons d'Agir.
- Bourdieu, Pierre/Chamboredon, Jean-Claude/Passeron, Jean-Claude (1991): *Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis*. Berlin/New York: De Gruyter.

- Bowen, Glenn A. (2006): Grounded Theory and Sensitizing Concepts. In: *International Journal of Qualitative Methods*, Jg. 5, Nr. 3, S. 12-23.
- Büchner, Stefanie (2012): Transdisziplinarität zwischen Heteronomie und Autonomie – sozialarbeitswissenschaftliche Programmatiken von Transdisziplinarität. In: *Soziale Arbeit als transdisziplinäre Wissenschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 49-117.
- Bührmann, Andrea D./Franke, Yvonne (2018): Transdisziplinarität: Versuch einer Kartografierung des Feldes. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, Jg. 19, Nr. 2, Art. 22.
- DFG Magazin (2018): 50 Jahre Sonderforschungsbereiche. Meilensteine in der Geschichte der Sonderforschungsbereiche. In: DFG Aktuell/Historische Programmentwicklung. Online unter: https://www.dfg.de/dfg_magazin/aus_der_dfg/aktuelles/180105_jubilaeum_50_jahre_sfb/meilensteine/index.html (zuletzt aufgerufen: 5. August 2020).
- Dunin-Woyseth, Halina/Janssens, Nel/Nilsson, Fredrik (2017): *Perspectives on Research Assessment in Architecture, Music and the Arts. Discussing Doctorateness*. London/New York: Routledge.
- Gibbons, Michael/Limoges, Camille/Nowotny, Helga/Schwartzman, Simon/Scott, Peter/Trow, Martin (1994): *The New Production of Knowledge: The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*. London: SAGE Publications.
- Gribat, Nina/Misselwitz, Philipp/Görlich, Matthias (Hg.) (2017): *Vergessene Schulen. Architekturlehre zwischen Reform und Revolte um 1968*. Leipzig: Spector Books.
- Hornbostel, Stefan (2020): Wettbewerb um Forschungsmittel. In: *Forschung und Lehre*, Jg. 27, Nr. 3, S. 206-207.
- Horst, Maja/Davies, Sarah R./Irwin, Alan (2017): Reframing Science Communication. In: Felt, Ulrike/Fouché, Rayvon/Miller, Clark A./Smith-Dorerr, Laurel (Hg.): *The Handbook of Science and Technology Studies*. Cambridge, MA/London: MIT Press, S. 811-907.
- Jacques, Annie (1986): *La carrière de l'architecte au XIXe siècle* (Ausstellungskatalog). Paris: Edition de la Réunion des Musées Nationaux.
- Kahl, Antje (Hg.) (2019): *Analyzing Affective Societies – Methods and Methodologies*. London: Routledge.
- Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hg.) (2008): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Klein, Tamar/Kraatz, Alexandra/Hornbostel, Stefan (2012): Begutachtungsprozesse im Wettbewerb um Drittmittel. In: *Die Hochschule: Journal für Wissenschaft und Bildung*, Jg. 21, Nr. 2, S. 164-182.
- Knoblauch, Hubert (2018): Von der reflexiven Methodologie zur empirischen Wissenschaftstheorie. In: Akremi, Leila/Baur, Nina/Knoblauch, Hubert/Traue, Boris (Hg.): *Handbuch Interpretativ forschen*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 226-244.
- Knoblauch, Hubert (2020): Von der Wissensgesellschaft zur empirischen Wissenschaftstheorie. In: Horatschek, Margareta (Hg.): *Competing Knowledges – Wissen im Widerstreit*. Berlin/Boston: De Gruyter (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Hamburg, Band 9), S. 141-155.
- Knoblauch, Hubert/Löw, Martina (2020): Soziale Theoriebildung. Möglichkeiten von Interdisziplinarität in einem soziologisch geleiteten DFG-Sonderforschungsbereich. In: *Soziologie*, Jg. 49, Nr. 1, S. 7-22.
- Knoblauch, Hubert/Steets, Silke (2020): Von der Konstitution zur kommunikativen Konstruktion von Raum. In: Reichertz, Jo (Hg.): *Grenzen der Kommunikation – Kommunikation an den Grenzen*. Weilerswist: Velbrück, S. 134-148.
- Koselleck, Reinhard (1979): *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Latour, Bruno/Woolgar, Steve (1979): *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts*. Beverly Hills: SAGE Publications.
- Law, John (2004): *After Method: Mess in Social Science Research*. London: Routledge.
- Law, John (2017): STS as Method. In: Felt, Ulrike/Fouché, Rayvon/Miller, Clark A./Smith-Doerr, Laurel (Hg.): *The Handbook of Science and Technology Studies*, 4. Aufl. London/Cambridge MA: MIT Press, S. 31-57.
- Löw, Martina (2020): In welchen Räumen leben wir? Eine raumsoziologisch und kommunikativ konstruktivistische Bestimmung der Raumfiguren Territorialraum, Bahnenraum, Netzwerkraum und Ort. In: Reichertz, Jo (Hg.): *Grenzen der Kommunikation – Kommunikation an den Grenzen*. Weilerswist: Velbrück, S. 149-164.
- Löw, Martina/Marguin, Séverine (2020): Eliciting Space. Methodological Considerations in Analysing Communicatively Constructed Spaces. In: Christmann, Gabriela (Hg.): *Communicative Constructions and the Refiguration of Spaces*. London: Routledge.

- Löw, Martina/Heinrich, Anna Juliane/Marguin, Séverine (2021, im Erscheinen): Interdisziplinäre Perspektiven auf Raumtheorie. Martina Löw im Interview. In: Heinrich, Anna Juliane/Marguin, Séverine/Million, Angela/Stollmann, Jörg (Hg.): *Methoden der qualitativen Raumforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: UTB Verlagsgemeinschaft.
- Maasen, Sabine (2007): Transdisziplinarität in vivo – zur Praxis einer wissenschaftspolitischen Vision. In: Kropp, Cordula/Schiller, Frank/Wagner, Jost (Hg.): *Die Zukunft der Wissenskommunikation. Perspektiven für einen reflexiven Dialog von Wissenschaft und Politik – am Beispiel des Agrarbereichs*. Berlin: Edition Sigma, S. 221-238.
- Mannheim, Karl (1985): *Ideologie und Utopie*. Frankfurt a.M.: Klostermann.
- Marchart, Oliver (2013): *Das unmögliche Objekt: Eine postfundamentalistische Theorie der Gesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Mareis, Claudia (2010): Entwerfen – Wissen – Produzieren. Designforschung im Anwendungskontext. In: Mareis, Claudia/Joost, Gesche/Kimpel, Kora (Hg.): *Entwerfen – Wissen – Produzieren. Designforschung im Anwendungskontext*. Bielefeld: transcript, S. 9-32.
- Marguin, Séverine/Rabe, Henrike/Schmidgall, Friedrich (2019): *The Experimental Zone. An Interdisciplinary Investigation on the Spaces and Practices of Collaborative Research*. Zürich: Park Books.
- Marguin, Séverine/Flink, Tim/Haus, Juliane/Heinrich, Anne Juliane/Kahl, Antje/Schendzielorz, Cornelia/Singh, Ajit (Hg.) (2021a, im Erscheinen): Positionality Reloaded. Dimensions of Reflexivity in the Relationship of Science and Society. In: *Historical Social Research*.
- Marguin, Séverine/Pelger, Dagmar/Stollmann, Jörg (2021b, im Erscheinen): Mappings as Joint Spatial Display. In: Heinrich, Anna Juliane/Marguin, Séverine/Million, Angela/Stollmann, Jörg (Hg.): *Methoden der qualitativen Raumforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: UTB Verlagsgemeinschaft.
- Merton, Robert K. (1968): *Social Theory and Social Structure: Toward the Codification of Theory and Research*. Glencoe: Free Press.
- Mittelstraß, Jürgen (1974): Das normative Fundament der Sprache. In: *Die Möglichkeit von Wissenschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 158-205.
- Mittelstraß, Jürgen (2003): *Transdisziplinarität – wissenschaftliche Zukunft und institutionelle Wirklichkeit*. Konstanz: Universitätsverlag.

- Nimtz, Christian (2009): Analytisch und Synthetisch. In: Jordan, Stefan/Nimtz, Christian (Hg.): *Philosophie. Hundert Grundbegriffe*. Stuttgart: Reclam, S. 24-26.
- Olbrecht, Meike/Klein, Thamar (2011): SFB-Begutachtung: Entscheidungsfindung in Gruppen. In: Hornbostel, Stefan/Schelling, Anna (Hg.): *Evaluation: New Balance of Power? iFQ-Working Paper No. 9*, S. 33-45.
- Oswalt, Philipp (2015): Wissen – Nichtwissen – Entwerfen. In: Bredekamp, Horst/Schäffner, Wolfgang (Hg.): *Haare hören – Strukturen wissen – Räume agieren. Berichte aus dem Interdisziplinären Labor Bild Wissen Gestaltung*. Bielefeld: transcript, S. 145-158.
- Philipp, Klaus J. (2012): Der professionelle Architekt im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert in Deutschland. In: Nerdinger, Winfried (Hg.): *Der Architekt. Geschichte und Gegenwart eines Berufsstandes, Bd. 1*. Publikation zur Ausstellung des Architekturmuseums der TU München in der Pinakothek der Moderne. München/London/New York: Prestel, S. 121-136.
- Reichertz, Jo (2013): *Gemeinsam Interpretieren. Über den Alltag der Gruppeninterpretation*. Wiesbaden: Springer.
- Rittel, Horst W. (2013): *Thinking Design: Transdisziplinäre Konzepte für Planer und Entwerfer*. Board of International Research in Design. Basel: Birkhäuser.
- Rott, Hans (2003): *Vom Fließen theoretischer Begriffe: Begriffliches Wissen und theoretischer Wandel*. Online unter: https://www.uni-regensburg.de/philosophie-kunst-geschichte-gesellschaft/theoretische-philosophie/medien/texte-rott/ana_kant.pdf (zuletzt aufgerufen: 9. Juni 2020).
- Schäffner, Wolfgang (2010): The Design Turn. Eine wissenschaftliche Revolution im Geiste der Gestaltung. In: Mareis, Claudia/Joost, Gesche/Kimpel, Kora (Hg.): *Entwerfen – Wissen – Produzieren. Designforschung im Anwendungskontext*. Bielefeld: transcript, S. 33-46.
- Schatzki, Theodore R./Knorr-Cetina, Karin/Savigny, Eike von (Hg.) (2001): *The practice turn in contemporary theory*. London/New York: Routledge.
- Schickore, Jutta/Steinle, Friedrich (2006): Introduction: Revisiting the Context Distinction. In: Schickore, Jutta/Steinle, Friedrich (Hg.): *Revisiting Discovery and Justification. Historical and Philosophical Perspectives on the Context Distinction*. Dordrecht: Springer, S. vii-xix.
- Simon, Herbert A. (2019 [1969]): *The Sciences of the Artificial. Reissue Of The Third Edition With A New Introduction By John Laird*. London/Cambridge, MA: MIT Press.

- Thierbach, Cornelia (2016): Doing Space. Die Rolle von Raum im Alltag von Wissenschaftlern eines Exzellenzclusters. In: Baur, Nina/Besio, Cristina/Norkus, Maria/Petschick, Grit (Hg.): *Wissen – Organisation – Forschungspraxis. Der Makro-Meso-Mikro-Link in der Wissenschaft*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 372-401.
- Yaneva, Albena (2009): *The Making of a Building: A Pragmatist Approach to Architecture*. Oxford/New York: Peter Lang.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: Zirkuläre Prozesse der Erkenntnisgenerierung im SFB Darstellung: Séverine Marguin/Hubert Knoblauch | Technische Universität Berlin 2020.
- Abb. 2: Sozial-kommunikative Formate für die Theoriebildung im SFB Darstellung: Séverine Marguin/Hubert Knoblauch | Technische Universität Berlin 2020.

AutorInneninformationen

Künstlerischer Beitrag

Prof. Dr. Stefanie Bürkle ist Künstlerin und Professorin für Bildende Kunst an der TU Berlin. Als Künstlerin und Stadtforscherin untersucht sie Phänomene des physischen Raumes mit unterschiedlichen Medien wie Malerei, Fotografie und Video. Durch die Integration von künstlerischen und wissenschaftlichen Methoden entwickelt sie so neue Lesarten von Projektionsflächen und den Räumen dahinter. Ihre Arbeiten werden in nationalen und internationalen Institutionen und Museen ausgestellt. Sie leitet das Kunst- und Forschungsprojekt *Raummigration und Tourismus*, ein Teilprojekt des SFBs *Re-figuration von Räumen*.

HerausgeberInnen und AutorInnen (alphabetisch)

Theresa Adenstedt ist studentische Mitarbeiterin an der TU Berlin im Rahmen des Forschungsprojektes *NGOs: Strategien räumlicher Ordnungsbildung* am SFB *Re-Figuration von Räumen*. In Ihrer Masterarbeit untersucht Sie aktuelle soziologische Theorien globaler Ungleichheit hinsichtlich ihrer Konzeptionierung von Raum.

Dr. Dominik Bartmanski arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter (Post-Doc) am SFB *Re-Figuration von Räumen* und war Gastprofessor am Institut für Soziologie an der TU Berlin. Seine Promotion im Fach Soziologie schloss er 2011 an der Yale-Universität in den USA mit Auszeichnung ab. Die Habilitation erfolgte 2019 an der TU Berlin. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen Kulturosoziologie, Stadt- und Raumsoziologie und soziologische Theorie.

Prof. Dr. Talja Blokland ist Soziologin und hat an der Yale University, der University of Manchester und diversen niederländischen Universitäten gearbeitet. Seit 2009 leitet sie den Lehrstuhl für Stadt- und Regionalsoziologie an der HU Berlin. Ihre Publikationen beinhalten *Urban Bonds* (2003), *Creating the Unequal City* (2016), *Community as Urban Practice* (2017) sowie zahlreiche Aufsätze über Armut, urbane (Un)Sicherheit, Mittelschichten, Nachbarschaftsbeziehungen und Alltagsinteraktionen.

Prof. Dr. Gabriela Christmann leitet die Forschungsabteilung Kommunikations- und Wissensdynamiken im Raum am Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung, Erkner. Sie ist zugleich Außerplanmäßige Professorin am Institut für Soziologie der TU Berlin. Im SFB *Re-Figuration von Räumen* leitet sie das Forschungsprojekt *Digitale städtebauliche Planungen: Planerisches Handeln und materiell-physische Anordnungen*. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören Stadt- und Regionalsoziologie, Raumtheorien, Innovationen in der Planung und Digitalisierungen des Handelns.

Janina Dobrusskin ist seit 2018 wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin in der Kultur- und Sozialgeographie der HU Berlin. Im Forschungsprojekt *Geographische Imaginationen* des SFB *Re-Figuration von Räumen* arbeitet sie zu der Rolle, die Emotionen und Affekte für geographische Imaginationen einnehmen. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören Machtverhältnisse in der Stadtentwicklung, Grenz- und Migrationsregime sowie feministische Geographien.

Julia Fülling ist seit 2018 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Geographischen Institut der HU Berlin in der Abteilung Wirtschaftsgeographie. Dort arbeitet sie im Forschungsprojekt *Waren und Wissen: Raumwissen von Konsumenten und Produzenten* (SFB *Re-Figuration von Räumen*). Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören Wirtschafts- und Kulturgeographie, Geographien der Produktion und des Konsums mit besonderem Schwerpunkt auf Agro-Food Studies und Mode.

Dr. Carolin Genz ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Kultur- und Sozialgeographie der HU Berlin und seit 2019 assoziierte Postdoktorandin im Projekt *Geographische Imaginationen* des SFB *Re-Figuration von Räumen*. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die gesellschaftskritische Analyse sozial-

räumlicher Praktiken, städtische Protestforschung und Debatten zur Wohnungsfrage. Als Stadtanthropologin arbeitet sie an der Weiterentwicklung ethnografischer Methoden in interdisziplinären Schnittfeldern der Raum- und Stadtforschung.

Dr. Fabian Gülzau ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrbereich für Makrosoziologie am Institut für Sozialwissenschaften an der HU Berlin. Im SFB *Re-Figuration von Räumen* arbeitet er als Postdoktorand im Forschungsprojekt *Die Grenzen der Welt: Prozesse von De- und Rebordering in globaler Perspektive*. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen soziale Ungleichheit, Migrationsforschung, Politische Soziologie, Familiensoziologie und Computational Social Sciences (CSS).

Prof. Dr. Ilse Helbrecht ist seit 2009 Professorin für Kultur- und Sozialgeographie an der HU Berlin und leitet das Projekt *Geographische Imaginationen: Sicherheit und Unsicherheit im Generationenvergleich*. Sie wurde 2018 mit der Caroline von Humboldt-Professur im Rahmen der Exzellenzinitiative ausgezeichnet und im Jahr 2019 als Fellow für das Thomas Mann House der Bundesrepublik Deutschland in Los Angeles ausgewählt. Schwerpunkte ihrer Forschung sind Gentrifizierung, internationale Wohnungsmärkte, Superdiversität und Altern sowie Urban Governance.

Linda Hering ist seit 2012 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der TU Berlin im Fachgebiet Methoden der empirischen Sozialforschung. Seit 2018 arbeitet sie im Forschungsprojekt *Waren und Wissen: Raumwissen von Konsumenten und Produzenten* (SFB *Re-Figuration von Räumen*). Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören Agro-Food Studies, Historische Sozialforschung, Raum- und Wirtschaftssoziologie (insbesondere Räume des Konsums).

Dr. Johanna Hoerning ist Gastprofessorin für soziale Ungleichheit, Politik und Raum am Institut für Soziologie der TU Berlin. Sie forscht zu den Beziehungen zwischen allgemeinen gesellschaftlichen Dynamiken und den räumlichen und politischen Implikationen derselben, mit einem besonderen Interesse an Städten und zivilgesellschaftlichen Akteuren. Sie ist Mit Herausgeberin der Buchreihe *Raumproduktionen* (Verlag Westfälisches Dampfboot) sowie der Open Access-Zeitschrift *sub|urban*.

Arne Janz ist seit 2018 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachgebiet Allgemeine Soziologie des Instituts für Soziologie der TU Berlin. Er arbeitet im Forschungsprojekt *Zentren der Koordination: Die Polykontextualisierung von Macht in Kontrollräumen* (SFB *Re-Figuration von Räumen*). Sein Forschungsschwerpunkt verbindet Wissens- und Raumsoziologie und hat die kommunikative Konstruktion sozialer Räume zum Gegenstand.

Seonju Kim ist Architektin und Stadtforscherin. Sie arbeitete als wissenschaftliche Mitarbeiterin am SFB *Re-figuration von Räumen* im Projekt *Smart Cities: Alltagshandeln in digitalisierten Lebensräumen*. Derzeit ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem von der Berlin University Alliance geförderten Forschungsprojekt zu *Raumpolitiken in Zeiten der SARS-CoV-2 Pandemie* beschäftigt. Sie studierte Architektur an der Korean National University of Arts in Seoul (B.Arch) und an der ETH Zürich (M.Sc).

Prof. Dr. Hubert Knoblauch ist Professor für Allgemeine Soziologie/Theorie moderner Gesellschaften am Institut für Soziologie der TU Berlin. Er lehrt und forscht zur Soziologischen Theorie, Wissens- und Religionssoziologie, Kommunikation, zu qualitativen Methoden und mittlerweile auch zur Raumsoziologie. Für mehr Informationen siehe http://www.as.tu-berlin.de/v_menu/mitarbeiterinnen/prof_hubert_knoblauch/

Eva Korte schloss 2008 einen B.Sc. an der HS Furtwangen in Medieninformatik und 2015 einen B.A. in Politikwissenschaft an der LMU in München ab. Seit 2016 ist sie Masterstudentin der Soziologie technikwissenschaftlicher Richtung an der TU Berlin und seit März 2018 studentische Mitarbeiterin im SFB Projekt *Biographien der Mittelschichten: Raumbezüge im Wandel des Lebens*. Zu ihren Interessensschwerpunkten gehören neben der Raum- und Architektursoziologie die Digitalisierung der Gesellschaft.

Kristina Korte ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrbereich für Makrosoziologie am Institut für Sozialwissenschaften der HU Berlin. Sie promoviert innerhalb des Forschungsprojektes *Die Grenzen der Welt: Prozesse von De- und Rebordering in globaler Perspektive* des SFB *Re-Figuration von Räumen*. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen Migration und Integration, Rassismus, Identität, Grenzforschung, Umweltpolitik und Klimawandel.

Dr. Eric Lettkemann ist seit 2013 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der TU Berlin. Seit Januar 2018 ist er im Forschungsprojekt *Lokative Medien: Inklusion und Exklusion in öffentlichen Räumen* des SFBs *Re-Figuration von Räumen* beschäftigt. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören die sozialwissenschaftliche Wissenschafts- und Technikforschung sowie qualitative Methoden der Sozialforschung.

Prof. Dr. Martina Löw ist Professorin für Architektur- und Planungssoziologie am Institut für Soziologie der TU Berlin. Sie ist Sprecherin des DFG-Sonderforschungsbereichs *Re-Figuration von Räumen*. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Raumtheorie, Stadt- und Kulturosoziologie.

Dr. Séverine Marguin ist Leiterin des Methoden-Labs im SFB *Re-Figuration von Räumen* an der Technischen Universität Berlin. Sie habilitiert zurzeit zum Verhältnis von Soziologie und Gestaltung. Zwischen 2015 und 2018 forschte sie am Exzellenzcluster Bild Wissen Gestaltung, an einem interdisziplinären Labor der HU Berlin und promovierte in Arbeits- und Kunstsoziologie an der Leuphana Universität Lüneburg sowie der École des Hautes Études en Sciences Sociales Paris.

Prof. Dr. Steffen Mau ist Professor für Makrosoziologie am Institut für Sozialwissenschaften an der HU Berlin. Im SFB *Re-Figuration von Räumen* leitet er das Forschungsprojekt *Die Grenzen der Welt: Prozesse von De- und Re-bordering in globaler Perspektive*. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen Makrosoziologie, Ungleichheitsforschung, vergleichende Wohlfahrtsstaatsforschung, politische Soziologie, Europäisierung, Transnationalisierung, Soziologie der Grenze und Digitalisierung.

Sophie Mélix ist seit 2018 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung und im Forschungsprojekt *Digitale Städtebauliche Planungen* des SFB *Re-Figuration von Räumen* an der TU Berlin beschäftigt. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören globale Stadtplanungsprozesse und Visualisierungen. Sie forscht an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und stadtplanerischer Praxis.

Prof. Dr. Philipp Misselwitz ist Architekt und Stadtforscher. Seit 2013 leitet er das Fachgebiet für Internationale Urbanistik und Entwerfen, Habitat Unit

an der TU Berlin. In Forschung und Lehre beschäftigt er sich mit Auswirkungen globaler Transformationsprozesse auf Urbanisierung und den sich wandelnden Rollen von ArchitektInnen und PlanerInnen. Im SFB *Re-Figuration von Räumen* leitet er das Teilprojekt *Architekturen des Asyls*. Seit 2019 ist er geschäftsführender Direktor des Instituts für Architektur der TU Berlin und seit 2017 Visiting Professor an der Universität von Witwatersrand Johannesburg.

Dr. Timothy Pape ist Architekt und Stadtkulturforscher. Am SFB *Refiguration von Räumen* an der TU Berlin arbeitet er als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt *Smart Cities: Alltagshandeln in digitalisierten Lebensräumen*. Er studierte Architektur (MA) an der TU Berlin und Medien und Kommunikation (MSc) an der LSE und promovierte in Kulturwissenschaften am Goldsmiths College, University of London. In der Architekturpraxis und als Wissenschaftler für Stadtgestaltung liegt sein Schwerpunkt auf interkulturellen und interdisziplinären Ansätzen für eine ästhetische Reflexion von urbanen »dynamischen Formen«.

Dr. Lucas Pohl ist seit 2020 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Geographischen Institut der HU Berlin im Bereich Kultur- und Sozialgeographie und arbeitet für das Projekt *Geographische Imaginationen: Sicherheit und Unsicherheit im Generationenvergleich* des SFB *Re-Figuration von Räumen*. Allgemeiner interessiert er sich für die Schnittstellen zwischen Geographie, Philosophie und Psychoanalyse mit einem Schwerpunkt auf Sozial- und Raumtheorien, gebauten Umwelten und politischer Praxis.

Volkan Sayman ist Doktorand und wissenschaftlicher Mitarbeiter im SFB *Re-Figuration von Räumen* im Projekt *Doing mini-publics: Die Translokalisierung von Politik*. Er hat einen M.A.-Abschluss in Soziologie, ein Studium der Sozial-, Politik- und Rechtswissenschaften in Marburg und der Soziologie technikwissenschaftlicher Richtung in Berlin absolviert. Methodische Schwerpunkte sind Diskursanalyse, Ethnografie und verschiedene Interviewmethoden. In seinem Promotionsprojekt analysiert er, wie aktuelle Experimente mit Zukünften autonomer Mobilität die Gestaltung öffentlicher Räume beeinflussen.

Martin Schinagl ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung in Erkner. Er promoviert innerhalb des Forschungsprojektes *Digitale städtebauliche Planungen: Planerisches Handeln und materiell-physische Anordnungen* des SFB *Re-Figuration von Räumen*. Ethnografische Arbeitsplatzforschung, Digitalisierung von Arbeit und Alltag, urbane und Planungskulturen bilden die Schwerpunkte seiner Forschung.

Dr. Jannik Schritt ist seit Februar 2019 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Forschungsprojekt *Doing mini-publics*. Er hat Ethnologie, Volkswirtschaftslehre und Rechtswissenschaften in Göttingen, Caen und Daressalaam studiert und anschließend am Institut für Ethnologie in Göttingen mit einer Arbeit über Erdöl, Macht und Politik in Niger promoviert. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Energie und natürliche Ressourcen, Staat und Demokratie sowie Zivilgesellschaft und Protest.

David Joshua Schröder ist seit 2018 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachgebiet Allgemeine Soziologie des Instituts für Soziologie der TU Berlin. Er arbeitet im Forschungsprojekt *Zentren der Koordination: Die Polykontextualisierung von Macht in Kontrollräumen* (SFB *Re-Figuration von Räumen*). Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Religions- und Wissenssoziologie sowie historische Analysen und Gesellschaftsdiagnosen, dort insbesondere der Wandel sozialer Probleme und sozialer Kontrolle.

Dr. Henrik Schultze ist Postdoktorand am Lehrbereich Stadt- und Regionalsoziologie an der HU Berlin. Er ist derzeit Mitarbeiter am SFB *Re-figuration von Räumen* Teilprojekt *Die Welt in meiner Straße*. Seine Forschungsinteressen umfassen soziale Konstruktionen von Zugehörigkeit, soziale Ungleichheit und qualitative Forschungsmethoden.

Prof. Dr. Ingo Schulz-Schaeffer ist Professor für Technik- und Innovationssoziologie am Institut für Soziologie der TU Berlin. Seit Januar 2018 leitet er das Forschungsprojekt *Lokative Medien: Inklusion und Exklusion in öffentlichen Räumen* des SFB *Re-Figuration von Räumen*. Seine aktuellen Forschungsprojekte befassen sich u.a. mit der Veränderung von Raumwahrnehmung und -aneignung durch lokative Medien, mit Gabentauschprozessen im Crowdfunding und mit der Rolle prototypisch realisierter Szenarien in der Technikentwicklung.

Jona Schwerer ist Soziologe und arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter im SFB *Re-Figuration von Räumen* sowie am Fachgebiet Städtebau und Siedlungswesen des Instituts für Stadt- und Regionalplanung der Technischen Universität Berlin. Seine Forschungsschwerpunkte sind insbesondere Stadt- und Raumsoziologie sowie qualitative Methoden der Sozialforschung.

Dr. Ajit Singh war bis 2020 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung und ist derzeit an der TU Berlin im Fachgebiet Allgemeine Soziologie tätig. Seine Forschungsinteressen umfassen soziologische Theorien der Interaktion, visuelle Soziologie, Körper- und Wissenssoziologie, digitale Mediatisierung in der Stadtplanung und Öffentlichkeitsbeteiligung sowie interpretative Methoden, insbesondere Videografie.

Dr. Anna Steigemann ist Stadtforscherin und Soziologin und arbeitet seit 2016 an der Habitat Unit der TU Berlin. Dort koordiniert sie unter anderem das bilaterale WITS-TUB Urban Lab und arbeitet im SFB *Re-Figuration von Räumen* Teilprojekt *Architekturen des Asyls*. Seit 2009 arbeitet sie interdisziplinär an der Schnittstelle von Stadtsoziologie, Planung, Architektur und Migrationsforschung; gegenwärtig vor allem zu urban theory, kritischer Stadt- und Migrationsforschung, informellem Urbanismus, Governance, räumlichen Praktiken und kollaborativen ethnografischen Methoden.

Prof. Jörg Stollmann ist Professor für Städtebau und Urbanisierung am Institut für Architektur der TU Berlin. Im SFB *Re-Figuration von Räumen* leitet er das Forschungsprojekt *Smart Cities: Alltagshandeln in digitalisierten Lebensräumen*. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen kooperative Planungs- und Gestaltungsprozesse, sozial- und klimagerechte Stadtentwicklung, Wohnungsbau, Mediatisierung der Planung sowie queer-feministische Stadtforschung.

Prof. Dr. Jan-Peter Voß leitet seit 2012 das Fachgebiet Politik- und Governance Soziologie an der TU Berlin. Er leitet das Teilprojekt *Doing mini-publics: Translokalisierung von Politik* im SFB *Re-Figuration von Räumen*. Mit wissens-, praxis- und kultursoziologischen Zugängen forscht er zur Gestaltung kollektiver Ordnungen durch Politik, Wissenschaft und Kunst. Schwerpunkte

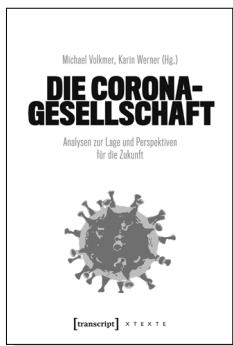
der letzten Jahre sind Innovationsprozesse in der Politik, besonders neue Partizipations- und Demokratieformen.

Prof. Dr. Gunter Weidenhaus studierte Philosophie und Germanistik, dann Soziologie mit den Nebenfächern Informatik und VWL an der TU Darmstadt und promovierte dort 2013 zum Thema *Soziale Raumzeit*. Seit 2013 arbeitet er an der TU Berlin als wissenschaftlicher Mitarbeiter und seit 2018 als Gastprofessor für Raumsoziologie. Er ist Projektleiter des Projekts *Biographien der Mittelschichten: Raumbezüge im Wandel des Lebens* am SFB *Re-Figuration von Räumen*. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen Raumsoziologie, Soziologie der Zeit sowie Biographieforschung.

Paul Welch Guerra ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der TU Berlin im Forschungsprojekt *NGOs: Strategien räumlicher Ordnungsbildung* am SFB *Re-Figuration von Räumen*. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Migrations- und Stadtpolitik. Dabei interessiert er sich besonders für Verhältnisse sozialer Ungleichheit, städtische Konflikte und gegenwärtige soziale Bewegungen.

Hannah Wolf hat Theater-, Film- und Medienwissenschaft, Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie und Philosophie in Wien und Frankfurt am Main, sowie Soziologie und Erziehungswissenschaft an der Universität Potsdam studiert. Sie arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie an der Universität Potsdam und ist assoziiertes Mitglied des SFBs *Re-Figuration von Räumen*. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen Raumsoziologie, Citizenship Theorie, Stadt- und Wohnsoziologie sowie Soziologie des Alltags.

Soziologie



Michael Volkmer, Karin Werner (Hg.)

Die Corona-Gesellschaft

Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft

Juli 2020, 432 S., kart., 2 SW-Abbildungen

24,50 € (DE), 978-3-8376-5432-5

E-Book:

PDF: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5432-9

EPUB: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5432-5



Naika Foroutan

Die postmigrantische Gesellschaft

Ein Versprechen der pluralen Demokratie

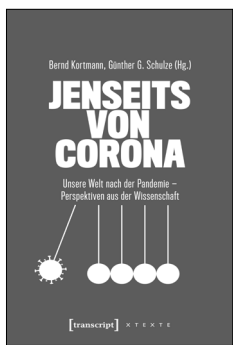
2019, 280 S., kart., 18 SW-Abbildungen

19,99 € (DE), 978-3-8376-4263-6

E-Book:

PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4263-0

EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4263-6



Bernd Kortmann, Günther G. Schulze (Hg.)

Jenseits von Corona

Unsere Welt nach der Pandemie –
Perspektiven aus der Wissenschaft

September 2020, 320 S., 1 SW-Abbildung

22,50 € (DE), 978-3-8376-5517-9

E-Book:

PDF: 19,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5517-3

EPUB: 19,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5517-9

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Soziologie



Detlef Pollack

Das unzufriedene Volk

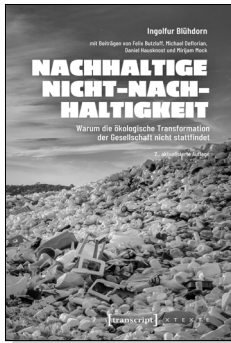
Protest und Ressentiment in Ostdeutschland
von der friedlichen Revolution bis heute

September 2020, 232 S., 6 SW-Abbildungen
20,00 € (DE), 978-3-8376-5238-3

E-Book:

PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5238-7

EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5238-3



Ingolfur Blühdorn, Felix Butzlaff,
Michael Deflorian, Daniel Hausknost, Mirjam Mock

Nachhaltige Nicht-Nachhaltigkeit

Warum die ökologische Transformation der Gesellschaft
nicht stattfindet

Juni 2020, 350 S., kart.
20,00 € (DE), 978-3-8376-5442-4

E-Book:

PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5442-8



Juliane Karakayali, Bernd Kasperek (Hg.)

movements.

**Journal for Critical Migration
and Border Regime Studies**

Jg. 4, Heft 2/2018

2019, 246 S., kart.
24,99 € (DE), 978-3-8376-4474-6

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

